



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

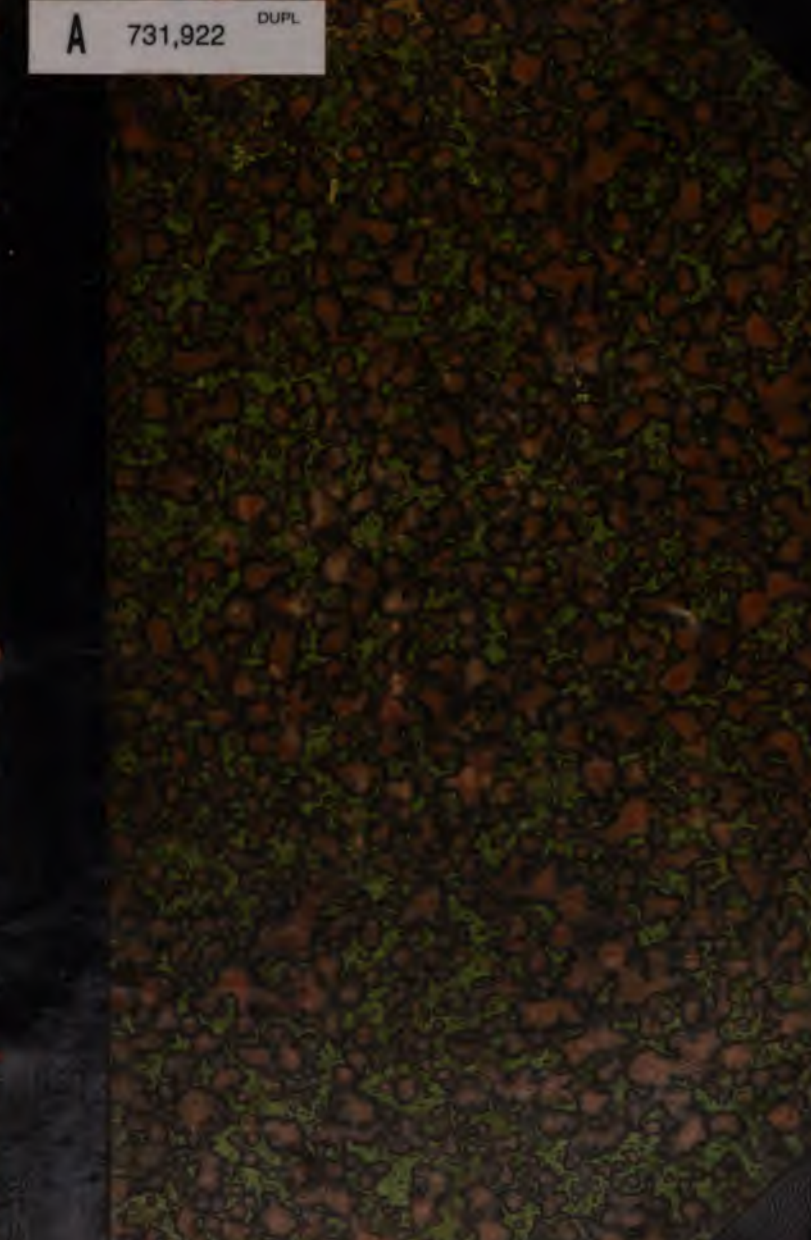
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

A

731,922

DUPL



*E. DORSCH, M. D.
Monroe, Mich.*

THE DORSCH LIBRARY.



The private Library of Edward Dorsch, M. D., of Monroe, Michigan, presented to the University of Michigan by his widow, May, 1888, in accordance with a wish expressed by him.

832

1887



Blätter im Winde.



Im Verlage von **Ernst Julius G^unther** in Leipzig erschienen folgende Werke von **Johannes Scherr**:

Novellenbuch.

Inhalt:

Bd. 1 und 2: Schiller: Kulturhistorische Novelle. Zweite Auflage.

Bd. 3: Rost Zurs^uh. — Brunhild. — Werther-Granbart.

Bd. 4: Die Tochter der Luft. Zweite Auflage.

Bd. 5: Nemesis. Zweite Auflage.

Bd. 6: Die Jesuitin. — Gottlieb Kasper. — Rafael Spruhz. — Die rothe Dame. — Alles schon ~~vergriffen~~.

Bd. 7 und 8: Die Pilger der Weisheit. Zweite Auflage.

Preis jeden Bandes von ca. 25 Bogen, broschirt 4 $\frac{1}{2}$ Mark, elegant gebunden 5 $\frac{1}{2}$ Mark.

 Jeder Band wird apart gegeben. 

Michel.

Geschichte eines Deutschen unserer Zeit.

Dritte Auflage.

2 Bände. Preis broschirt 9 Mark, elegant gebunden 11 Mark.

Die Gekreuzigte

oder

Das Passionspiel von Wildisbuch.

Zweite Auflage.

Preis broschirt 3 Mark, elegant gebunden 4 Mark.

37.089

Blätter im Winde.

Von

Johannes Scherr.



Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1875.

838
S327bL

Inhalt.

Offenes Sendschreiben an Zachäus Birbelbrüse . . .	1
Aus Elyfion	101
Lutrezia Borgia	167
Der letzte Sonnensohn	227
Monsieur Thiers	325
Sealsfield = Pöfil	371
Die deutsche Dichterin	427

Offenes Sendschreiben

de rebus omnibus et quibusdam aliis

an

Se. In-Sicht-Excellenz

Herrn

Sachans Birbeldrüse,

der Theologie und Jurisprudenz Doktor, weiland ordentlichster Professor,
geheimer Hofrath und geheimerer Demagogenfänger, nunmehr außer-
ordentlicher Patriot, öffentlicher Liberaler und wirklicher Hespertoireur,

in

Berlin,

Gensdarmenmarkt Nr. 1111.



1.

Mai 1875.

Mein lieber alter Feind! Ich bin förmlich gerührt von der Freundlichkeit, welche Ihre gestern eingelangte Zuschrift mir erweist. Da rede noch einer vom „preussischen Hochmuth“ und von der „berliner Selbstgefälligkeit“! Sie erinnern sich vielleicht, daß ich Ihnen schon im letzten Sommer bei unserer Begegnung in Ragaz inbetreff Ihrer erstaunlichen und erstaunenden Verwandlungsfähigkeit mein aufrichtiges Compliment gemacht habe. Sie haben sich dazumal in der That groß benommen, wissen Sie? Ich hatte Sie sofort erkannt, als Sie die Terrasse vor dem Kursaal entlang kamen. Allein die verschiedenen Bündelchen in dem Knopfloch Ihres Ueberziehers flößten mir einen Respekt ein, als wäre der „Grüne Esel“ aus Immermanns „Münchhausen“ leibhaftig

auf mich gekommen, und erregten in mir ein so zu sagen Distanzgefühl, welches „entfernte die Vertraulichkeit“. Sie aber stiegen von der „Würde“ und „Höhe“ Ihrer königlich preussischen Tschin=Stala hernieder, geruhten mich — nach so vieljähriger Trennung! — wiederzuerkennen und begrüßten mich sogar mit eklicher Emphase als „liebwerthen Mitbürger im neuen Reiche“, mich, den Süddeutschen, den simpeln Schwaben, den notorischen Republikaner, einen vom „demokratischen Gewürme“, mit dem verwickenen Doktor Strauß zu reden, von welchem ich gelegentlich dieses singen und sagen will:

Er starb, wie er gelebt, der große Listler,
Nämlich als richtiger tübinger Stiftler.
Das „Ewig-Mystische“, das er im Boren
Vor Zeiten mit kritischem Spektakel
Geschmissen aus dem Tabernakel,
Es durfte beileibe nicht gehen verloren.
Er thät' es geizig konserviren
Und schließlich an die Königskrone schmieren.
Da duftet dem „neuen Glauben“ zur Ehr'
Theologisch-ranzig das alte Schmeer

Dies gethan, darf ich Sie, Hochwohlgeborener, vielleicht daran erinnern, daß mein nicht undankbares

Gemüth Ihnen für Ihre wahrhaft verblüffende Herablassung sofort den Zoll des Dankes zu entrichten sich bemühte, indem ich Sie darauf aufmerksam machte, daß zwei königlich preussische Excellenzen nur ein paar Schritte von uns entfernt säßen. Wie leicht, nein, wie schwer konnten Sie sich kompromittiren! In Ihrer — entschuldigen Sie! — demagogenfängerlichen Vergangenheit hatten Sie ja selber das „Sage mir, mit wem du gehst“ u. s. w. häufig genug in Anwendung gebracht. Sie aber machten sich gar nichts daraus, weder aus meiner Warnung noch aus den beiden Excellenzen — es waren freilich zwei pensionirte — sondern Sie spielten mir vielmehr eine patriotische Sonate auf der amtlich-liberal gestimmten deutschen Reichsgeige vor, daß mir nicht nur ganz berlinerblau, sondern auch nationalliberalgrau vor den Augen wurde und ich Herrn von Bennigsen reden und Herrn von Treitschke schreiben zu hören glaubte.

Es war ein schöner Moment. Leider störte denselben ein tückischer Dämon, welcher mich verleitete, an meinen lieben alten Feind Fragen zu stellen, welche ihm unbequem sein mußten. Wer ist denn für den

Posten eines Großinquisitors in Berlin ausersuchen?
 — „Für den Posten eines Großinquisitors? Sie scherzen.“ — Behüte! Das schöne Dogma vom eins gleich drei und von den drei gleich einem, als wovon in der „Symbolik des Unsinns“ beim Heine geschrieben steht:

„Die Nummer drei ist Schiboleth
 Des Oberbonzen von Babel,
 Durch dessen Buhlschaft sie einst gebar
 Die heilige Trimurtifabel —“

ja, dieses für das neue deutsche Reich schlechterdings notwendige Dogma muß auch fernerweit garetet werden. Wehe dem, der es anrührt! Gleich schreit ein beliebiger Bonze im Kollegio Germaniko wüthend zum Fenster heraus: „Der Teufel ist los in Venares! Feurio und Mordio! Wetter und Zeter! Blasphemie! Hez! hez!“ Oder eine beliebige vornehme alte Kropftaube gurrert einem strebsamen Familiar zu: „Das darf nicht geduldet werden! Sehen Sie sofort den Verfolgungsapparat des heiligen Offiz in Bewegung gegen den Reher, welcher es wagte, das Dogma vom Brahma-Bischnu-Siva mit dem Humor

des gesunden Menschenverstandes zu beleuchten.“ —
 „Ja, sehen Sie. . . hm, hm . . . ich gebe zu . . . in-
 dessen, ja, die Nothwendigkeit gewisser Schranken
 und . . . hm, hm . . . es dürfte doch immerhin, vom
 staatsmännischen Standpunkte betrachtet, bedenklich
 sein, das, was noch so vielen Tausenden und Millio-
 nen heilig ist —“ — Bitte, thun Sie gefälligst die
 alte dumme Veier aus der Hand! Wo hätte denn je-
 mals ein denkbare oder vielmehr undenkbarer Unsinn
 existirt, welcher nicht Tausenden oder gar Millionen
 von Menschen „heilig“ gewesen wäre? Hätte man
 nicht einer erklecklichen Anzahl von solchen Un- oder
 Blödsinnigen den Krieg und schließlich unerbittlich den
 Garaus gemacht, so würden noch heute unsere lieben
 Mitmenschen einander mit Gorillaknulen umbringen
 statt mit Zündnadel- und Chassepotgewehren. —
 „Entschuldigen Sie, das dürfte doch so ziemlich einer-
 lei sein.“ — Der Sache nach allerdings, nicht aber
 der Form nach, welche letztere am Ende aller Enden
 alles ist oder wenigstens alles bedeutet. An was wollte
 oder könnte man den vielbesungenen Vorschritt der
 Menschheit deutlicher nachweisen als daran, daß die

Menschen nachgerade gelernt haben, das ewige Ein-
 ander-Umbringen in anständigeren als gorillamäßigen
 Formen, in so zu sagen wissenschaftlichem Geist und
 in künstlerischem Stile zu betreiben? Unbegreiflich,
 daß man an unsern Hochschulen noch keine ordentlichen
 Professuren für die „Philosophie des Massenmordes“
 und die „Aesthetik des Abmuckens“ errichtet hat. Oder
 fallen diese mehr als jemals zeitgemäßen Disciplinen
 vielleicht in den Lehrkreis der sogenannten Hof- und
 Rathederpetroliter, welche mit dem rechten Auge das
 Königthum ihres unterthänigsten Ersterbens ver-
 sichern, während ihr linkes mit der Kommune verschämt
 liebäugelt? Ja, ja, wir erleben es noch, daß die Könige
 statt mit Chriam mit Petroleum gesalbt werden. —
 „Unverbesserlicher Pessimist, der Sie sind!“ — Pessi-
 mist? Wenn ich Ihnen nun sagte, daß diese Aussicht
 in die Zukunft sehr optimistisch von mir gemeint sei?
 — „Wah, sprechen wir ernsthaft. Können Sie leugnen,
 daß es ein großes Vorschrittssymptom, wenn die
 Ueberzeugung von der unausweichlichen Nothwendig-
 keit socialer Reformen ober, rund und nett gesprochen,
 der socialen Reform auch in den gelehrten Kreisen,

in den obersten Behörden und sogar an den Höfen mehr und mehr sich Bahn bricht?" — Leugnen? Ich leugne gar nichts mehr, seit ich weiß, daß man aus der Hauptstadt der chinesischen Intelligenz an den Bl—attensee verbannt wird, so man leugnet, daß die Kirchenlichter vom nikäischen Konzil auch noch die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts zu erleuchten vermöchten Was macht, will sagen, was gründet denn dermalen Ihr Herr Kollega Wagener? — „Mein Kollega, wie?" — Nun ja, Ihr Mit-Hoffkommunist. Hat er, in „höherem Auftrag", versteht sich, noch immer Fühlung mit der socialistischen Knüttelgarde? — „Wie sehr verkennen Sie diesen edeln Mann!" — Sollte mir aufrichtig leid thun, so ich ihn verkännte. Aber da wir vom Gründen und von der Knüttelgarde sprechen, so entschuldigen Sie mich vielleicht, wenn ich, ich weiß nicht wie und warum, zu diesen Knüttelversen mich getrieben fühle:

Ist wo ein rechter Schwindel geplagt,
Wird viel darüber im Landtag geschwaht.
Mit mancher schönen Tugendphrase
Rizelt man der Frau Moral die Nase,

Beschließt auch im lauten Entrüstungston
 Eine parlamentarische Untersuchungskommission.
 Die thut dann in aeternum berathen .
 Und die G—ränder lassen sich schmecken den Braten . . .

„Sie werden nie ein «Trinkgeld» in Form von etlichen hundert Prioritätsaktien bekommen, soviel ist sicher.“ — Aber auch nie einen gerichtlichen Posterioritätsfußtritt. Doch da kommt Ihre Frau und wir wollen daher von anständigeren Dingen reden, als da sind Gründer und Gründereien.

Die Frau Geheimrätthin Zigonia Zirbelbrüse, von welcher Sie hinter ihrem Rücken schönberweise sagten, man sähe ihr jetzt noch an, daß sie in ihrer Jugend hätte schön sein sollen, sie gewann mir an diesem und in den nächsten Tagen großen Respekt ab. Denn nicht nur lernte ich in dieser Dame eine sehr geschickte Frau kennen, sondern auch eine Macht, welche nicht allein vor dem Recht, sondern auch vor dem Reich geht. Die Frau Geheimrätthin ist nämlich von Geburt ein medlenburger Junkfröwlein, mittelalterlich zu reden, demnach eine Vollblut-Junkerin und folglich Mitglied einer Sippe, welche den Teufel nach Kaiser und Reich fragt,

ja sogar obotritisch frank und frei dem Kaiser und dem Reich unter die Nasen lacht, lachen kann und darf, ergo mächtiger sein muß als das Mächtigste, was dermalen, wenigstens den Versicherungen der außerordentlichen Patrioten à la Zachäus Zirbelbrüse und Komp. zufolge, auf unserem Erdball existirt.

Nachdem ich der Dame Zigonia klargemacht hatte, daß und warum sie für mich eine so große Respektsperson sei, führten wir — erinnern Sie sich? — mit geziemender Gründlichkeit, aber ohne alle Erhitzung eine lange Debatte de rebus obotritensibus, und maßten Sie, Verehrtester, selbstverständlich Mitglied des Reichstages sind, so beantragte ich schließlich, Sie sollten bei erster Gelegenheit eine der bekannten parlamentarischen „Thaten in Worten“ verüben, um das mecklenburgische Loch in der Reichsverfassung endlich zu verstopfen. Nachdem Sie Ihre Bereitwilligkeit erklärt hatten und die Frau Geheimrätthin Ihren Entschluß mittels des Besorgnißwortes: „Wenn dir nur das Lasterchen nicht zuvorkommt!“ sanktionirt hatte, vereinbarten und redigirten wir diesen von Ihnen einzubringenden Dringlichkeitsantrag: — In anbetracht,

daß die periodisch wiederkehrenden reichstäglischen Redeübungen hinsichtlich Mecklenburgs nachgerade langweiligst geworden sind, in anbetracht auch, daß gegen die Granden vom Obotritenland nicht vorgefahren werden kann als wie gegen Ultramontane, Socialdemokraten und sonstige plebeische Reichsfeinde, thut der Reichstag so, als könnte er beschließen: 1) Mecklenburg wird förmlich zum mittelalterlichen Reichsraritätenkasten erklärt und als solcher für ewige Zeiten konservirt, insbesondere in der Meinung, daß Studierende der Jurisprudenz und der Geschichte füröhin Gelegenheit haben sollen, die Institutionen der guten alten frommen Zeit in besagtem Kasten handgreiflich zu erforschen und namentlich die bis dato strittige rechtsgeschichtliche Frage nach Sein oder Nichtsein des Jus primae noctis abschließend zu lösen; 2) Herr von Gerlach wird von centrumswegen zum Oberkustos des Mittelalterraritätenreichskastens ernannt, mit der Verpflichtung, nach erfolgtem Tode sich ausstopfen zu lassen, um, in dem seiner Obhut anvertrauten Museum aufgestellt, diese Reichsanstalt mit einer rarsten Rarität zu bereichern

So geschähen zu Ragaz im Sommer von 1874, zur Zeit, als dorten der große Schlachtenlenker von 1870—71 badete und ich eine nicht nur begeisterte, sondern auch schöne Patriotin aus Hamburg wehklagen hörte: „Ach, meine Moltke-Illusion! Denken Sie sich, er trägt eine Perücke. O Himmel, mein Heldenideal!“ Ist futsch, setzte ich stillschweigend hinzu. Da haben wir wieder einmal die Geschichtephilosophie der Frauen beim Cäsar können sie nicht über die Glaze, beim Moltke nicht über die Aegel wegkommen. Es gibt allerdings Ausnahmen, aber das sind seltenste. Im allgemeinen interessirt die Frauen an der weltgeschichtlichen Tragikomödie nur die Deforation und das Kostüm oder darüber hinaus höchstens noch etwa eine: Kulissenintrife.

Bitte, bitte, schnattert jetzt nicht alsogleich zornig und erboft vom Luftkapitol der Frauenemancipation herab, mehr oder weniger vermancipirte Gegnerinnen! Erstens bin ich ja kein Geng, der sich bekanntlich vor Gänsen fürchtete, und zweitens war die vorhin von mir ausgesprochene Thatsache keineswegs tadelnd gemeint. Pro primo nicht, weil ich ja gar wohl weiß,

wie man euch armen Dingen in euren Klöstern oder Pensionaten Geschichte lehrt; pro sekundo nicht, weil ich altfränkischer Mensch, unter uns gesagt, der festen Meinung bin, es zieme einer Frau und ziere sie viel mehr, ihren Haushalt und ihr Haushaltsbuch hübsch in Ordnung zu halten, als im Weltgeschichtsbuche flüchtig herumzublätern. Natürlich gilt diese vordarwinisch-philisterne Ansicht nicht den großen weiblichen Geistern — Verzeihung! korrektest muß ich sagen: den großen Geistinnen, welche an das Evangelium von Phantasmus Stuart Mill glauben und so sich fühlen und aufspielen, als müßte des alten Aristophels Komödie von den „Ettlesiazusen“ nächster Tage welthistorisch in Scene gehen.

Entschuldigen Sie diese Abschweifung und revenons à nos moutons, worunter ich aber nicht etwa die medlenburger Granden verstanden wissen will, behüte! sondern vielmehr nur die zwischen uns vereinbarte und von Ihnen im Reichstage zu stellende Motion. Sie haben dieselbige nicht gestellt, zu meinem nicht geringen Leidwesen. Denn als Miturheber glaubte ich mir allbereits schmeicheln zu dürfen, daß es doch auch

einmal einem vom „demokratischen Gewürme“ gelungen sei, ein stilles Verdienstelchen um das neue deutsche Reich sich zu erwerben. Die Herren Nationalliberalen, item auch die Herren Hoffocialisten und Rathederpetroliter lassen ja sonst unsereinen dazu den Rank nicht finden. Ueberhaupt hat man Mühe, hinter dem rabiatischen Schritt des Patriotismus neuester Mache nicht allzuweit zurückzubleiben. Wie das mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung allwärts schwarzweißroth schillert und hochbierbässig amrheinwachtelt!

Wie Benz und Butz so liberal jetzt sind,
 Wie patentirt-fortschrittlich Regel und Kind,
 Wie staatsgestimmungstüchtig Mann und Maus —
 's ist ein Graus!

Sie schrieben mir, um Ihr Nichtworthalten zu entschuldigen, was ganz überflüssig war; denn wir kennen ja noch von 1848 her die Worttreue der liberalen Mädchen für alles. Uebrigens lasse ich Ihr Motiv gelten, wenn Sie sagten: „Der parlamentarische Markt ist dermalen mit Infulen, Krummstäben, Jesuitenbüten und Kapuzinerlapuzen so überführt, daß für eine mit obotritischen Ritterhelmen gefüllte

Schwabstube gar kein Raum vorhanden.“ Hernach erwiesen Sie mir die Ehre, mich um die „aufrichtige“ und „ernsthafte“ Mittheilung dessen zu bitten, was ich über die deutschen Dinge dächte und wie ich die Sachlage intra et extra muros ansähe.

Ich will Ihrem Wunsche entsprechen und zwar mit geziemender Ernsthaftigkeit, obgleich Sie mir schon werden gestatten müssen, in meiner Weise zu reden und nicht in jener „erschöpfenden“, vor welcher die erschöpften Leser Zuflucht in morpheusischen Landen suchen. Auch Aufrichtigkeit kann ich Ihnen versprechen, und damit Sie hiervon einen Vorschmack erhalten, will ich meinen heutigen Schreibebrief mit der Bemerkung schließen, daß mir vorkommt, der Herr Reichskanzler habe beabsichtigt, am 14. April dieses Jahres in einem Pietistenkonventikel eine Rede zu halten, und habe sich mit dieser Rede ins preussische Herrenhaus verirrt.

2.

Ende Mai 1875.

Sintemalen in einer Privatkorrespondenz das Vorstecken der Objektivitätsmaske, hinter welcher, gelegentlich bemerkt, die Herren Historiker und Publizisten von der angeblichen „objektiven“ Schule ihre subjektivste Parteilichkeit verstecken zu können glauben, weder zum guten noch zum schlechten Ton gehört, will ich zuvörderst freisam von mir selber reden und Ihnen, Domine borussime, ins Gedächtniß zurückerufen, daß ich so weit als irgend einer meiner süddeutschen Landsleute von der Borussomanie entfernt bin.

Ja, aufrichtig gestanden, das schnarrende, stechschrittliche, Stiefelnabsätze zusammenschlagende Wesen und Gethue war und ist mir in der Seele zuwider. Das Korporalisch-Preussische ist in mehr als einer Beziehung eine sehr ehrenwerthe, tüchtige und nütz-

liche Sache, gar nicht zu leugnen; aber ebensowenig läßt sich bestreiten, daß es auf uns Süddeutsche durchweg antipathisch wirkt. Nicht, wie Herr von Treitschke meint, weil uns von jeher „die Zucht eines großen Staates“ fehlte, sondern weil es in unserem Naturell liegt, den Menschen höher zu stellen als den Korporal, und wäre dieser auch das verwirklichte Ideal der Korporalität.

Man soll sich darüber in Berlin nur keinen Illusionen hingeben: Preußen hat sich, seitdem Deutschland in ihm aufgegangen worden, in Süddeutschland wohl Kreaturen gemacht, aber keine Freunde. Denn das Preußenthum um seiner selbst willen zu lieben, das geht einem Süddeutschen schlecht hin gegen den Mann.

Trotzdem ist die Menge der Süddeutschen, welche die Thatsache der Neuschaffung des Reiches durch Preußen als einen ungeheuren Vorschritt dankbar anerkennen, zweifelsohne groß. Viele, wohl gar die meisten derselben befinden sich, denk' ich, in meinem eigenen Falle, das heißt, sie nehmen und fassen die Verpreußung Deutschlands als einen harten, aber unausweichlichen

Schicksalschluß, als die von der Logik der Thatfachen erzwungene Schlußfolgerung aus geschichtlichen Prämissen, als die zur Zeit einzig mögliche Lösung der deutschen Frage.

Wo war denn eine andere Möglichkeit? Etwa bei jener armsüßigen Fastnachtspoffe mitten im Sommer, bei jenem frankfurter Fürstentag von 1863? Oder bei partikularistischen Ministern von der Sorte der Beust, von der Pfordten, Barmbüler und Dalwigk? Bei „Großdeutschen“, deren Großdeutschland unter dem Kaisermantel des Louis Verhuell bequem Platz gehabt hätte? Oder bei jener „Volkspartei“ ohne Volk, welche des standhaften Glaubens war, die deutsche Einheit könnte und mußte aus dem hohlen Bauche der windgeschwängerten Schützen- und Sängersfestsphäse geboren werden?

Nur die Macht gründet Staaten und nur die Macht erhält sie. Das ist eine Binsenwahrheit, die jedermann wissen könnte, aber nicht jedermann wissen will. Um so schlimmer für den jedermann! Durch sein bloßes Nicht-nach-Frankfurt-Kommen in den Hundstagen von 1863 lieferte Preußen allen, die

Augen hatten, den unwidersprechlichen Beweis, daß es in Deutschland nicht nur eine Macht, sondern geradezu die einzige Macht sei. Es hätte diesen Beweis schon annis 1848—49 zu liefern vermocht, ohne große Anstrengung zu liefern vermocht, falls nicht zu Potsdam der von Muckern und Jesuitinnen gegängelte Friedrich Wilhelm der Vierte sein unseliges Regiment führte oder führen ließ. An den schweren Verschuldungen dieses Regiments krankt Dentschland noch heute. Der gekrönte Romantiker und seine Jesuitinnen und Mucker, sie haben mit vollen Händen zwanzig Jahre lang die Windsaat ausgestreut, welche dann als ultramontaner Sturm aufgegangen ist und jetzt nur mit äußerster Energie und Beharrlichkeit beschworen werden kann.

Das Königthum, wie es Friedrich Wilhelm der Vierte verstand und üben ließ, war schon 1848 ein unermessliches Unglück. Es verhinderte ja die rasche Verwirklichung des deutschen Einheitsgedankens unter preussischer Führung, welche Verwirklichung schon damals in der Natur der Dinge lag und unschwer sich vollzogen hätte, wenn ein Mann auf dem Throne der

Hohenzollern saß. Nur etwa ein königlich preussischer Hofhistoriograph könnte die Stirne haben, bestreiten zu wollen, daß damals das Mißtrauen und der Haß der süddeutschen Demokratie gegen den Preußenkönig vollständig gerechtfertigt waren. Und dennoch besaß diese Demokratie im Frühjahr von 1849 patriotische Selbstverleugnung genug, die Anerkennung der vom ersten deutschen Parlament beschlossenen Reichsverfassung mitsammt dem Kaiserthum Friedrich Wilhelms des Vierten bei den süddeutschen Regierungen durchzusetzen. Der Romantiker in Potsdam freilich war von solchem Pflichtgefühl und solcher Selbstverleugnung weit entfernt. In jedem Augenblicke bereit, sich dem Schwager Car zu Füßen zu legen,kehrte er gegen die deutsche Nation einen wahrhaft delirirenden Hochmuth des Absolutismus heraus. Wir besitzen jetzt die Ausbrüche dieses Deliriums schwarz auf weiß in den gleichzeitigen Briefen des Königs an Bunsen, welche ein höchst werthvoller Beitrag zur Geschichte der menschlichen Narrheit im 19. Jahrhundert sind.

Wenn nun aber schon Liberale, die so zahlreich waren, daß sie jedem Fürsten aus der Hand fraßen,

über die Ablehnung der Kaiserkrone von seiten des Romantikers und mehr noch über die schändliche Hohnart und Spottweise dieser Ablehnung so außer sich gerietßen, daß sie zum ersten- und letztenmal in ihrem Leben für ganze 24 Stunden unterthänigst zu erstirben vergaßen, so dürfte es doch nicht so schwer zu begreifen sein, daß die süddeutschen Demokraten in hellen Ingrimm ausbrachen. Sie hatten mit schwerer Selbstüberwindung im März und April von 1849 ihr Ideal einer deutschen Föderativrepublik auf den Altar des Vaterlandes niedergelegt und das Opfer war verschmäht worden und wie verschmäht worden! Dazu kam dann noch die Standrechtspolitik, die erbarmungslose Grausamkeit, womit nach Niederwerfung des pfälzisch-badischen Aufstandes die preußischen Sieger gegen die besiegten Reichsverfassungskämpfer verfahren.

Ich höre Sie fragen: Warum alte, vernarbte Wunden wieder aufreißen? Doch ich sage Ihnen, diese Wunden sind nicht vernarbt: in hunderten, in tausenden von süddeutschen Herzen bluten sie noch heute nach, und ich weise darum auf sie hin, um Ihnen

begreiflich zu machen, daß und wie die süddeutschen Demokraten dazu kommen konnten, in Preußen den größten Feind Deutschlands zu sehen. Was war denn, so, wie die Sachen im Herbst von 1849 und in den zunächst folgenden Jahren lagen, was war für Deutschland von einem Staate zu erwarten, dessen König es als selbstverständlich hinnahm, daß der Czar im October 1849 in Warschau zum Grafen Brandenburg sagen durfte: „Ich habe meinen Schwager hierher beschieden“ — wie man einen Hausknecht herbescheidet? Von einem Staate, dessen Regierung die unerhörte Novemberschmach von Dntüz unweigerlich auf sich nahm, ja sogar mit einer Stirne von Erz dieser Schmach sich rühmte?

Die süddeutsche Demokratie hatte fürwahr guten Grund, das preussische Regiment der fünfziger Jahre, eines der schlechtesten, welche es jemals gegeben, zu verabscheuen und nur Unheil und Schande von demselben zu erwarten. Aber sie that unrecht, die in demokratischen Augen allerdings „brutale“ Thatsache zu übersehen, daß ohne Preußen überhaupt nichts für Deutschland zu hoffen war. Diese Thatsache, ich

wiederhole es, ist durch das klägliche Scheitern aller seit 1850 dann und wann von seiten der „Mittelstaaten“, von seiten Oestreichs und von seiten der sogenannten „Volkspartei“ unternommenen Versuche, für die deutsche Frage irgendeine Lösung zu finden oder auch nur zu suchen, unwidersprechlich klargestellt. Darüber kann gar kein Streit mehr sein. Denn wenn die deutsche Frage auf dem Wege ministerlicher Velleitäten oder volksparteilicher Resolutionen zu lösen war, warum haben denn die Gegner Preußens dieselbe nicht trotz Preußens gelöst? Natürlich, weil sie nicht konnten, weil sie überhaupt nichts konnten als schwagen. Auch darüber sollte, wenigstens unter verständigen Leuten, kein Streit mehr aufkommen können, daß derartige Fragenknoten wie der in Rede stehende niemals, solange die Welt steht, und niemals, solange die Welt stehen wird, das heißt, solange Menschen Menschen waren und sind, mittels Worten aufgelöst, sondern mit dem Schwerte zerhauen wurden und werden. Bismarck hat nur eine weltgeschichtliche Wahrheit mit löblicher Offenheit ausgesprochen, als er sein berühmtes Eisen- und Blutwort fliegen ließ.

Daß man in Süddeutschland auch dazumal noch nicht wusste, woran man mit dem nicht mehr vom Manteuffel, sondern vom Bismarck regierten Preußen war, das zeugt von einer krassen Unwissenheit, von einer märchenhaften Verblendung. Diese rührte nicht etwa nur daher, daß man die deutsche Frage noch immer für eine Rechtsfrage nahm, während sie doch wie alle großen Fragen eine Machtfrage war, sondern auch und mehr noch daher, daß man sich in Süddeutschland über die Machtverhältnisse gröblich täuschte.

Seit der Zeit von 1813—15, allwo Preußen und nur Preußen die Selbstständigkeit Deutschlands und die nationale Ehre gerettet hatte, war es Herr der deutschen Geschicke, sobald es ernstlich wollte und nicht von alten oder jungen Weibern, sondern von Männern geleitet wurde. Noch mehr, sogar die alten Weiber, welche unter Friedrich Wilhelm dem Dritten regierten, vermochten allen Vereitelungsbemühungen von seiten Metternichs zum Trotz die Schaffung des Zollvereins durchzusetzen. Natürlich! Denn der Kirchhofstrüßepolitik eines Metternich gegenüber war selbst die preussische von damals eine Politik des Lebens und der

Bewegung. Preußen war eine Schnecke, aber Oestreich ein Petrefakt. In Berlin besoldete man den Hegel als Hof- und Staatsphilosophen, in Wien ging der officiële Kulturhaß so weit, daß man sogar den hyperloyalen Grillparzer in stupider Weise drangsalirte. Man lese nur die Selbstbiographie des Mannes. In Preußen rief man wenigstens in der Noth mitunter den Geist an, in Oestreich war es ein Unglück, wenn nicht ein Verbrechen, überhaupt Geist zu haben. Preußen durfte seines deutschen Berufes nie ganz uneingedenk sein, wenn es die eigene Zukunft nicht in Frage stellen wollte; Oestreich durfte nicht deutsch sein wollen, wenn es den Ansprüchen seiner verschiedenen „Völker“ gerecht werden sollte. Bei solchen Umständen konnte der schließliche Ausgang des östreichisch-preußischen Dualismus kaum fraglich sein. Daß aber diese ungelige Hemmkette der deutschen Entwicklung einmal zerrissen werden mußte, darüber sollten heute doch wohl alle Deutschen einig sein, welche weder dem unfehlbaren Papst noch irgend einem unfehlbaren Parteibovist das sacrificio del in elletto gebracht haben.

Unter meinen süddeutschen Landsleuten gibt es eine

nicht kleine Anzahl ehrenwerther Männer von unzweifelhaftem Patriotismus, welche die historische Nothwendigkeit der Verpreußung Deutschlands, um durch diese Verpreußung hindurch zur Vollenbung der nationalen Einheit zu gelangen, noch immer nicht begreifen wollen. Denen wäre ein genaues Studium der napoleonischen Zeit dringend zu empfehlen. Und auch noch anderen Leuten würde, gelegentlich bemerkt, dieses Studium wohlanstehen. Es würde dann nicht mehr vorkommen, daß eine bekannte Anekdote aus jener Zeit, mit deren authentischer Bezeugung es freilich nur so so la la bestellt ist, so total falsch citirt und so verballhornt werden könnte, wie in der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses am 16. April von seiten des Herrn von Schorlemer-Alst wie von seiten des Herrn Reichskanzlers geschehen ist.

Süddeutschland hat die verderblichen Wirkungen und Nachwehen der Rheinbundszeit noch immer nicht ganz verwunden. Zwar die bairische, württembergische, badische, hessische, nassauische „Nation“ zu entdeutschen gelang den über alle Begriffe erbärmlichen Sklaven Napoleons, diesen rheinbündischen Despoten und

Despötlein, die wie Hunde vor ihrem Oberdespoten frohen, lange nicht so weit, als sie es wollten und versuchten. Ebenso steht aber auch fest, daß von jenem rheinbundfürstlichen Größenwahn, welcher den König Friedrich von Württemberg riesenmäulig von seinem „Reich“ und von „allen seinen Staaten“ bramarbasiren ließ, etwas auch in die Bevölkerungen eingegangen ist. Es war etwas von diesem Größenwahn der süddeutschen Krähwinkelstaaterei in dem Aprilgang des Badensers Hecker anno 1848, welcher ja Ue Geist genug gewesen ist, sich einzubilden, mit lächerlich kleinen Mitteln ließe sich von einem entlegenen Winkel aus Deutschland revolutioniren und republikanisiren. Und noch viel später hat sich dieser rheinbündische Größenwahn lächerlichst mausig gemacht, an jenem Tage, als er angesichts des Krieges von 1866 einen württembergischen Minister in eine bislang noch unerforschte Tiefe des Blödsinns hinabsteigen, das heißt, in der Abgeordnetenversammlung den Preußen zum voraus ein „Vae victis!“ zurufen ließ. Etliche Wochen später ist dann derselbe Minister nach Nikolsburg geeilt, um von den

Vae-victis-Preußen den Frieden für das „Reich“ Württemberg zu erbetteln.

Gewiß war es schmerzlich, die große Thatsache der anhebenden Vereinheitlichung Deutschlands auf dem Wege des Bürgerkrieges sich vollziehen zu sehen. Aber diese Bitterniß wurde in den Gemüthern denkender Patrioten wenigstens einigermaßen gemildert durch das Gefühl der Befriedigung, daß die Jammersäligkeit, Zeitwidrigkeit und Impotenz der Kleinstaaterlei doch endlich einmal unwiderleglich erwiesen worden. Ich erinnere mich, selten in meinem Leben ein so tiefes Gefühl von Ekel gehabt zu haben wie damals, als der Bundestag — der Bundestag! — in Frankfurt die schwarzrothgoldene Fahne herausging und die wiedererstandene „Reichsarmee“ kommandirt wurde die schwarzrothgoldene Feldbinde anzulegen. Es fehlte nur noch, daß der blinde Brg von Hannover und der böse Dietrich von Kassel sich schwarzrothgoldenen anstreichen ließen, um die klägliche Komödie vollständig zu machen. Sie endigte dann mit Schrecken und wie hätte sie auch anders enden können? Schon am 3. Juli von 1866 wurde bei Königgrätz die deutsche Kaiserkrone

geschmiedet, welche am 18. Januar von 1871 im Schlosse zu Versailles dem Hohenzollern aufgesetzt worden ist. Die Aufgabe dieser Kaiserschaft ist, die Zusammenschließung, meinethwegen die Zusammenhämmerung, Zusammenschweißung, Zusammenpreußung der Deutschen zu einem kompakten nationalen Körper zu vollbringen, und wer gerecht sein kann und will, wird sagen müssen, daß die Jahre 1866 und 1870—71 den Beweis erbrachten, Preußen habe das Zeug zu dieser Arbeit.

Sehen Sie, mein lieber alter Feind, so betrachte ich, den seine republikanischen Anschauungen und Ueberzeugungen weit außerhalb aller Berührung mit der officiellen und officiösen Reichswelt stellen, den Entwicklungsgang der Dinge daheim. Möglich, wahrscheinlich sogar, daß dem fernstehenden Beobachter manches, vieles von dem entgeht, was aus der Nähe betrachtet sein will. Aber hinwiederum genieße ich des Vortheils, von keiner Erscheinung weder geblendet noch abgestoßen zu werden und aus der Ferne das Ganze unbefangen überblicken zu können.

Damit genug für heute. Ich ersuche Sie, der Frau

Zigonia meinen tiefgefühlten Respekt zu vermelden und ihr zu sagen, ich ließe sie bitten, ein scharfes ehfrau=liches Auge auf den Herrn Gemahl zu haben, wann dieser vom hofsocialistischen Raptus angewandelt würde. Sie wissen ja, es ist schon mancher, der den Narren spielte, in allem Ernste verrückt geworden, so verrückt, daß er den Baumast, auf welchem er saß, abgesägt hat.

3.

Anfang Juni 1875.

Hochwohlgeborener Geheimer im Präteritum und
Deffentlicher im Präsens! Sie erinnern sich vielleicht
noch unseres Schulkameraden Bonifaz Zimperle,
welcher nach nahezu dreißigjährigem Dienste von seiner
Gymnasialprofessur weggemafregelt, so recht wegge-
mühlert worden ist. Warum? Darum: — Einer
seiner Sekundaner hatte einen von Zimperle gerügten
griechischen Sprachschneider damit zu rechtfertigen ge-
sucht, daß er für diesen Schneider die Autorität des
Neuen Testaments anführte. Darauf der arme Boni-
faz: „Kommen Sie mir nicht damit! Was? Das elende
Griechisch dieses Machwertes . . .“ Mehr sagte er
nicht; aber er hatte schon zu viel gesagt. Die Mytho-
graphie des Christenthums ein elend stilisirtes Mach-
werk! Diese Sünde gegen den heiligen Mühler konnte

nicht verziehen werden. Bonifacius musste sein Bündel schnüren und zog sich hierher zurück, als in eine Gegend, allwo man nicht befürchten muß, drangsalirt zu werden, so man meint und sagt, daß die Zusammenstoppeler der christlichen Mythologie entschieden viel schlechtere Poeten und Stilisten gewesen seien als die Verfasser der hellenischen.

Sie werden zweifelsohne sagen, die Mählerei sei ab und vorbei; wozu so alte Geschichten aufrühren? Dazu, Excellenz im Futurum, um Sie und Ihresgleichen, sowie die Brotherren von Ihnen und Ihresgleichen, immer wieder daran zu erinnern, daß die Schäden, an denen Deutschland dormalen so schmerzlich leidet, nur die naturnothwendigen Folgen der Ausschweifungen sind, welche eine verblendete Rückwärtserei sich zu schulden kommen ließ. Wo waren damals, beiläufig gefragt, die großen, größeren und größten Patrioten von neuester Mache? Wo die Herren Liberalen mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung? Wo alle die Reichstrompeter und Reichspauler in der Livree Bismarcks? Ueberall, nur nicht da, wo es galt, ohne und sogar wider hohe obrigkeitliche Bewilligung für die gute alte

Sache der Vernunft und des Vaterlandes zu streiten. Und jetzt will dieses im Hoffmannscheim aus dem Schlamme der Knechtschaffheit hervorgetrockene Geziefer mit frechster Erdreistung uns anderen vordociren, was Patriotismus und Politif sei? Bleib' im Vorzimmer, Gefindel! Dort ist dein Platz und du bist ja dort auch am nächsten dabei, die Livree im Handumdrehen wechseln zu können, falls den Bismarck und Falk wieder die Manteuffel und Mühlner folgen sollten.

Wäre das eine Möglichkeit? Warum denn nicht? Die Dummheit ist auf Erden immer das Möglichste in saecula saeculorum. Und es ist ja gar nicht wahr, daß mit dem Mühlner auch die Mühlerei gegangen. Ein Schulmeister, der so naiv ist, das Gerede vom Staatsliberalismus für baare Münze zu nehmen und zu glauben, das Gesetz über die Civilehe müßte doch wohl auch für Schulmeister gelten, verheiratet sich civiliter. Platsch! jagt ihn der Bonzenrath von Kuschnappel vom Amte und der Herr Minister, in der Kammer interpellirt, erklärt, nichts von der Geschichte zu wissen. Oder ein Gymnasiallehrer gibt bei Ge-

legenheit seiner Beeidigung als Geschworener die Erklärung ab, daß die Formel „so wahr mir Gott helfe“ für ihn nur soweit Bedeutung habe, als das Gesetz sie vorschreibe, weil nach seiner Ueberzeugung es eine Einwirkung eines persönlichen Gottes auf menschliche Handlungen nicht gebe. **Brad!** entsetzt das Provinzial-Schulkollegium der Provinz Sandenburg den Rektor seines Amtes. Denn „in meinem Staate kann jeder nach Seiner Fassung Selich werden“. Die alte Geschichte! Man zeigt den Pfaffen den Drohfinger der rechten Hand, aber mit der linken streichelt man sie. Und da wundert man sich noch in Berlin, daß in Süddeutschland die alte Sage von der preußischen Heuchelei nicht verstummen will!

Winkeln Sie mir nicht vor, die Reichsfreunde müßten alle früheren Differenzen vergessen, müßten zusammenstehen wie ein Mann. Man kann nicht zusammenstehen und zusammengehen mit Leuten, die man so gründlich verachtet, wie unsereiner die Staatsfopphisten und Salonjesuiten, die officiellen und officiösen Federtnechte, die Antichambre-Gelehrten und Hofprofessoren verachtet, diesen Pöbel in Lackstiefeln

und Glanzhandschuhen, welcher es mittels seiner reichsfarbig angemalten Bedientenhaftigkeit glücklich dahingebracht hat, daß die Sklaven des Vatikans, die Geisteigenen des „Al Gosù“ mit einigem Schein von Berechtigung den Namen der Freiheit eitel im Munde führen können. In diesem liberal und vornehm thunenden Pöbel verflechten sich niedrige Instinkte und hochfahrende Begehrlichkeiten, der Neid der Mittelmäßigkeit und der Größenwahn der Ohnmacht, die öbste Geistesarmuth und die selbstgefälligste Ueberhebung, die niederträchtigste Kriecherei und die übermüthigste Anmaßung zu einem Rattenkönig, welcher an Widerwärtigkeit kaum seinesgleichen hat. Mit solchen „Reichstreuen“ zusammengehen? Niemals! Da ist mir, menschlich angesehen, der dickste altbairische Bierbonze in seiner autochthonen Dummheit immer noch lieber als so ein Pfiffikus Schmerle von Karriere-Keucher, welcher den Mantel reichstreu hängt, weil der Wind gerade so von Berlin herweht. Laßt einmal den Wind umschlagen und alle diese Patriotenmäntel werden wieder anders hängen. Der officielle Patriotismus und der officiöse Liberalismus, sie machen mit-

sammen jene Politik aus, von welcher geschrieben steht
oder geschrieben stehen sollte: —

Was ist die Politik?
Die „Kunst des Möglichen“.
Drum such' mit Miene, Wort und Blick
Es zu ermöglichen,
Daß du mit richtigem Schwick und Schick
In jedem Augenblick
Gehörst zu den Möglichen. . . .

Also unser Schulkamerad, der weggemühlerte Bonifaz Zimperle, stand von meinem Kanapee auf, ließ die Allgemeine Zeitung, worin er gelesen, zu Boden fallen und rief aus: „Das ist ja, um die Hände über dem Cylinder zusammenzuschlagen!“ — Warum nicht gar! Erstens haben Sie keinen Cylinder auf und zweitens wären Ihre Arme viel zu kurz, um die besagte Turnübung zuzubringen zu können. — „Thut nichts. Ich frage: wie kann man so lügen?“ — Was ist denn? — „Da sehen Sie. Der Cardinal Manning, aus Rom nach London zurückgekehrt, empfing eine vom Herzog von Norfolk geführte Begrüßungsabordnung und in seiner Antwort auf die Anrede derselben versicherte er, vor Zeiten, als die Welt durch den christlichen

Glauben und durch das christliche Gesetz regiert worden, da sei alles besser, friedlicher, menschlicher gewesen. Wo? Wann? Die verlogene Eminenz kann ja gar keine andere Zeit im Auge haben als etwa jene mittelalterliche, wo das Papstthum den Höhepunkt seiner Macht erreicht hatte. Und damals hätte das «christliche Gesetz» regiert? Damals wäre es menschlich zu- und hergegangen? So etwas zu behaupten, ist doch nur ein Pfaffe unverschämt genug. Selbst Sir John Falstaff würde sich einer solchen Lüge schämen.“ — Sie altes Kind! Was ist denn da zu verwundern? Wozu wären denn die Pfaffen da als zum lügen? Was ist denn am Ende aller Enden das sogenannte Christenthum selbst? Was die Religion überhaupt? — „Eine Illusion, ein Wahn, aber ein nothwendiger.“ — Ganz gewiß. Jeder Mensch, der nicht geradezu ein zweibeiniges Stück Vieh ist, bedarf dieser Illusion, hat sie, hegt sie in dieser oder jener Form. Wenn man aber die Prämisse der religiösen Illusion als naturnothwendig erkennt und anerkennt, anerkennen muß, so muß man sich auch die Schlußfolgerungen gefallen lassen. Die Priester sind, weil sie sein müssen. Nur

Hohlschädel können wähen, es würde jemals eine religionslose Gesellschaft geben. — „Wohl, wohl. Aber man sollte doch nach so vieltausendjähriger Kulturarbeit erwarten dürfen, daß sich die Menschen nachgerade eine einigermaßen anständige, eine mit dem Einmaleins weniger gespannte, eine weniger pfahlbäuerische und mehr civilisirte Religion angeschafft und angewöhnt hätten.“ — Meinen Sie? Wenn aber die katholische oder die lutherische Bongenreligion, wie sie nun einmal sind, den religiösen Bedürfnissen der ungeheuren Mehrzahl unserer mehr oder weniger civilisirten Menschenbrüder entsprechen, wie dann? — „Dann haben alle unsere großen Denker und Dichter vergebens gelebt.“ — Daran ist etwas wahres, sehr viel sogar, theuerster Magister. Was weiß denn das Volk vom Lessing und Kant, vom Göthe und Schiller? Nichts. Es sind jetzt hundert Jahre verflossen, seitdem diese großen Männer beschäftigt waren, Ströme von Licht über unser Land auszugießen, und noch gibt es Millionen von Deutschen, welche diese Lichtbringer nicht einmal dem Namen nach kennen. — „Das ist sehr traurig.“ — Gewiß, aber noch trauriger als die

Unkenntniß von seiten der Menge ist die schändliche Verleugnung alles Besten und Schönsten, was der deutsche Genius geschaffen, von seiten einer nicht geringen Anzahl solcher Deutschen und Deutschinnen, welche sich zu den „Gebildeten“ zählen. Wenn dem nicht so wäre, wenn nicht zur Schmach unseres Landes tausende und wieder tausende von Junkern und Junkerinnen, von Pfaffen und Pfäfflingen der frohen Botschaft von Weimar die frechfanatische, vom Schlosse Popola in Guipuztoa ausgegangene vorzögen, wie könnte es im deutschen Reichstage ein „Centrum“, wie könnte es deutsche Bischöfe geben, welche mit vollem Bewusstsein vor dem Tag und Nacht auf das Verderben ihres Vaterlandes sinnenden Papst-Baal sich in den Staub werfen und bereit sind, die in Form von tausend Flüchen ausgesprochenen Verderbenswünsche ihres Götzken mit allen Kräften zu fördern? — „Nun, es ist ja anderwärts, z. B. in Frankreich, gerade so oder ähnlich.“ — Nein, Liebster. Kein Franzos, selbst Erzesuiten wie Dupanloup und Falloux nicht ausgenommen, wäre ehrlos genug, so vaterlandsverrätherisch zu reden und zu handeln wie unsere Röm-

linge. Die französischen Jesuiten bedienen sich des Ultramontanismus als eines Mittels, womit sie Frankreich wieder emporzubringen, wieder zur ersten Großmacht zu machen glauben; den deutschen Jesuiten dagegen ist der Jesuitismus Selbstzweck, das heißt, sie wollen demselben Deutschland unbedingt unterwerfen, wär' es auch mit Beihilfe der Franzosen. — „Diesen Unterschied geb' ich zu. Er rührt, scheint mir, daher, daß der französische Patriotismus ein elementarer, der deutsche dagegen ein Produkt der Bildung ist. Ein deutsches Heimatsgefühl allerdings gibt es von naturwegen; aber der deutsche Vaterlandsgedanke und vollends ein deutscher Vaterlandsstolz, sie sind erst durch unsere klassische und romantische Literatur — die letztere in ihrer patriotischen Auszweigung verstanden — geschaffen und großgezogen worden. Wasen nun unsere römischen Bonzen und ihr gesamter Anhang das deutsche Denken und Dichten, die deutsche Poesie und Philosophie, als von ihrem Tale Rama in Acht und Bann gethan, verleugnen und verabscheuen, so ist es nur folgerichtig, daß sie auch die nationale Idee und deren staatliche Verwirklichung

im deutschen Reiche verwerfen und ihr Vaterland im Vatikan suchen und finden." — Ganz recht. Wird aber, was meinen Sie, gegen einen Jesuitismus von dieser Sorte mit Strafgesetzen und Polizei etwas auszurichten sein? — „Im einzelnen, ja. Der von Berlin aus geführte Kampf wird, wenn mit Ausdauer fortgesetzt, wohlverstanden! — wenigstens derartigen Skandalien wie der Ueberwucherung des Reiches, sogar in protestantischen Gegenden, mit klösterlichen Giftpflanzen ein Ende machen. Auch von der Emancipation der Schule von der Kirche — von einer wirklichen und nicht bloß scheinbaren Emancipation, wohlverstanden! — sowie von der Heranbildung der katholischen Theologen auf deutschen Hochschulen ist immerhin einiges zu erwarten. Aber im ganzen und großen wird der «Kulturkampf» nicht flecken. Warum nicht? Darum nicht, weil die Menschen nicht weise werden wollen und weil es demzufolge, wie Sie vorhin richtig bemerkten, allezeit Priester geben muß." — Natürlich! Weil da und dort einer — im günstigsten Falle einer auf eine Million gerechnet — die Wahrheit aus Wahrheitseifer sucht, redet er sich und andern ein,

*Aber
wird
nicht
genug*

der Mensch sei überhaupt ein Wahrheitsucher. Nichts kann falscher sein. Beweis hierfür schon die Thatsache, daß alle die Wahrheitsucher, falls sie „thöricht genug“ waren, „ihr Gefühl, ihr Schauen dem Böbel zu offenbaren“, sehr übel gefahren sind. Man könnte eigentlich sagen, es sei ihnen ganz recht geschehen. Wer heiß sie klüger sein wollen als ihre lieben oder unlieben Mitmenschen? Wenn die ungeheure Mehrzahl der federlosen Zweiflüler von der Wahrheit nichts wissen will, so ist sie in ihrem Rechte; denn sie handelt so nicht etwa infolge mehr oder weniger selbstverschuldeter Unwissenheit, sondern instinktmäßig, von Naturtriebes Gnaden. Der Mensch hungert und dürstet nach Illusionen. Weil sein Dasein ein schwerer Traum, fühlt er sich unwiderstehlich getrieben, die Schwere dieses Traumes der Wirklichkeit mittels Träumen der Phantasie etwas zu erleichtern und zu beflügeln. Täuschung, Wahn, Lüge sind für ihn unabweisliche, weil naturnothwendige Bedürfnisse. Wenn es denkbar sein könnte, daß die Menschheit — ich meine die sogenannte civilisirte — heute atheistisch wäre, morgen schon würde sie sich wieder Götter und Göttinnen,

Heiligenfragen und Madonnenfetische wie die von Loreto, Einsiedeln, Ezenstochau und Lourdes machen, in zum voraus allerdings nicht genau bestimmbar, aber doch errathbaren Formen; denn der Mensch kann ja überall nicht über den Menschen hinaus. Götter und Göttinnen, Fragen und Fetische brauchen aber Wohnung und Haushalt: folglich muß und wird es immer wieder Tempel und Priester geben. Unsere Herren Kraftstoffel freilich meinen, weil sie sich einbilden, von allem Idealismus radikal kurirt zu sein, so könnten sie auch andern weismachen, mit dem Idealismus oder — falls mir dieser oder jener Bedant von Veritokrassus die Wortbildung gnädigst gestatten will — Illusionarismus sei es jezunder aus und vorbei. Thorheit! Das Wahnsieber ist die unheilbare moralische Krankheit der Menschheit und sie wird noch im letzten Menschen phantasiren und deliriren. Sollte es den Herren Rittern von der Materie wirklich ganz entgangen sein, daß genau in demselben Verhältniß, in welchem die Wissenschaft, die Literatur, die Kunst, die Kultur überhaupt sich vermaterialisirten, der Illusionarismus an Kraft und Stärke zugenommen hat

und demnach die Pfaffen heute mächtiger sind, unendlich viel mächtiger als vor hundert Jahren? Leicht begreiflich! Dazumal konnte sich das illusionarische Bedürfniß in der Wissenschaft, in der Literatur, in der Kunst luftmachen und befriedigen; heutzutage, wo diese Gebiete auf seiten der Producenten nur noch eine Geschäftssache und auf seiten der Konsumenten nur noch eine Modefache sind, wirft sich der idealistische Trieb mit ganzer Macht auf das religiöse, auf das kirchliche Gebiet. Der sogenannte Kulturproceß, die Entwicklung der Civilisation kann nur in Gegensätzen und Widersprüchen vor sich gehen. Die Logik dieser Procedur will und bewirkt also, daß, je einseitiger und anspruchsvoller der Materialismus auftritt, desto thatkräftiger und herrschsüchtiger der Jesuitismus ihm zur Seite schreitet. Diese Thatsache hat sich neuestens sogar liberalen Plattschädeln, in welchen sonst nichts platzhat als ein bißchen Phrasenhäckerling, einigermaßen aufgedrungen. Daher ist das alberne Geschrei: „Trennung der Kirche vom Staat!“ allmählig gedämpfter geworden. Als ob dem Jesuitismus etwas willkommener sein könnte als diese „Freiheit, die er

meint“. Wie er sie zu benutzen versteht, hat er in Belgien und in den Vereinigten Staaten handgreiflich bewiesen. Sichtbarlich genug auch schon in England. Der moderne Staat kann, falls er existiren will, gar nichts anderes thun, als sich dem modernen Klerikalismus gegenüber fortwährend auf dem „Qui-vive?“ halten. Jedes Kompromiß wäre für ihn nur eine Kapitulation. Will er sich nicht der Kirche unterwerfen, so muß er sie wenigstens so weit niederhalten, daß sie ihm nicht ans Leben kann. — „Unter solchen Umständen wird es lange währen, bevor zwischen den beiden Kämpfern ein auch nur leidlich friedliches Verhältniß hergestellt werden kann. Sollte es aber denn nicht möglich sein, in Deutschland mittels des sogenannten Alt-Katholicismus —“ — Mittels des Alt-Katholicismus, Sie alter Träumerich? Bah . . .

Umständlich wie ein Berg
Kreißte das Schisma-Mägglein
Und brachte überzweg
Zur Welt ein neues Settlein.

— „Ja, Sie haben diese Döllingerei von Anfang an mit skeptischem Auge betrachtet.“ — Wie konnte und könnte man denn das Ding anders ansehen? Dieses

klägliche Wasch' mit den Pelz, aber mach' ihn nicht naß-Ding? Die Herren wollen den Katholicismus festhalten, wie er im Tridentinum steht, und möchten doch zugleich ein bißchen in den Rationalismus, ins Zeitgemäße hinüberschillern, ohne auch nur so viel Muth aufbringen zu können, das Messiegewand mit dem Präbikantentalar zu vertauschen. Mit den scholastischen Subtilitäten, welche die altkatholischen Apostel ihren Zuhörern aufspielten, lockt man keinen Hund vom Ofen, geschweige die Schafemassen aus dem römischen Pferch. Was kümmert es denn die gläubige Schäfigkeit, wenn man ihr noch ein weiteres Pfund Blödfinn, die dogmatisirte Papstunfehlbarkeit, auf den Nacken legt? Sie trägt sogar die neue Last mit Stolz, sie hüpfet darunter und ist fröhlich im Herrn. Ist das liebe neue Dogma nicht durch eine ganze Reihe auferbaulichster Wunder bestätigt worden? Da sehe man dagegen den armen Rahlmäuser von Alt-Katholicismus an! Er stellt sich, nicht zu wissen, daß das Absurde nur mittels des Absurden propagirt wird. Er möchte von Herzen gern auf das Volk, auf die Massen wirken und weiß doch nicht das kleinste Mittel zuwegezubringen. Kann

sich denn nicht in irgendeiner Felsengrotte am Rhein oder auch in einem altbairischen Tannenwald eine altkatholische Muttergottes sehen lassen? Ist denn unter den allerdings nicht sehr zahlreichen altkatholischen Frauen und Mädchen schlechterdings keine blut-schwitzende Luise Lateau aufzutreiben? So ein Wunderchen, worauf die römischen Auguren und Haruspices sich allzeit so gut verstanden und verstehen, würde ganz anders wirken als alle die langweiligen Predigten und langweiligeren Synodaldebatten. Wer den Zweck will, muß auch die Mittel wollen: wer es für „zeitgemäß“ und „liberal“ und „rational“ und „national“ hält, die Deutschen und Deutschinnen an das Tridentinum glauben zu machen, der muß auch so altkatholisch sein, die alten katholischen Mittel, womit man früher den Leuten das trienter Evangelium annehmlich machte, zu handhaben. — „Wenn ich Sie recht verstehe, geht Ihre Meinung dahin, daß jeder Versuch, die katholische Kirche innerhalb der Schranken ihres Lehrbegriffes zu reformiren, eitel sei, eitel sein müsse?“ — Errathen, lieber Alter. Von der katholischen Kirche gilt ganz, was jener Jesuitengeneral von seinem Orden

sagte: „Sit, ut est, aut non sit!“ Nur Unwissende können das „Non possumus!“ des Vatikans für eine Formel der Willkür halten. Es ist vielmehr die Seele des Katholicismus. Dieser kann nicht anders sein, als er ist. Der „Fels Petri“ ist kein leeres Wort. Starr, stolz, schroff, unveränderlich, unwandelbar, mit einem Worte steinern, so ist die katholische Kirche und so wird sie bleiben. — „Wie lange?“ — Wer kann das sagen? Auch sie wird dereinst vergehen, weil eben auch sie wie alles Menschliche die Signatur der Vergänglichkeit trägt. Der Fels Petri wird in die Wogen des Zeitenstroms, welche seinen Fuß unablässig unterwühlen, hinabsinken. Mit den Geschlechtern der Menschen sterben ja auch ihre Religionen ab. Ueber jeden Olymp bricht einmal die „Götterdämmerung“ herein. Wie viele Baalim sind schon zu den Todten geworfen worden! Auch der Papst-Baal wird es eines Tages werden. Und nicht nur er. Auch die Religionsgeschichte weiß von Stuarts, Bourbonen und Welfen zu erzählen. Die göttlichen Dynastien sind gerade so ewig wie die menschlichen. Auch im christlichen Himmel wird es dereinst Nacht werden, auch die christliche

Götterdynastie wird zu den depossedirten und deposi-
tirten gehören. Es wird eine Zeit kommen, wo die
Menschen rein nur noch kunsthistorisch von den Ma-
donnen Rafaels und Murillo's reden, wie wir heutzu-
tage von den Aphroditen des Apelles und des Praxiteles.
Vordem hieß es eines Tages: „Der große Pan ist ge-
storben!“ Künftig wird es eines Tages heißen: „Der
große Christ ist todt!“ An Nachfolgern aber wird kein
Mangel sein. Denn solange Menschen sind, müssen
und werden sie sich Götter machen. Die höchste Illu-
sion der Menschheit, das Gottbedürfniß, erlischt nur
mit ihr selbst.

4.

Juni 1875.

Sie kennen, Zirkelbrüfester, das englische Sprichwort vom Skelett, das bei näherem Zusehen in jedem Hause irgendwo versteckt gefunden werde. Nun, sehen Sie, wenn das versteckte Ding auch nicht gerade immer ein Skelett sein mag, so birgt das Sprichwort diesmal doch ein tüchtig Korn Wahrheit. Es dürfte schwer sein, auf Erden ein Dach zu finden, unter welchem nicht schon eine Tragödie gespielt hätte. Nicht jede Tragödie muß ja mit obligatem Mord oder Todtschlag enden. Ach, die schmerzlichsten Trauerspiele verlaufen gewöhnlich ohne Geräusch und Spektakel und die wehvollsten Wunden bluten nicht nach außen, sondern nach innen. Wo ist denn in unserer auf Spitze und Knopf gestellten, geschraubten, complicirten und raffinirten Gesellschaft von heute noch eine Familie zu

finden, welche nicht an einem offenen oder geheimen Schanden krankte, eine Familie, in welcher es nicht irgendein Geheimniß des Leides oder der Lächerlichkeit oder der Schande gäbe? Wenn die Summe von Angst und Noth, von Weh und Wuth, Schuld und Gewissenspein, Rachsucht und Reue, welche von Jahr zu Jahr, von Tag zu Tag in Palästen, Häusern und Hütten insgeheim sich anhäuft, zu einer Wetterwolke sich zu ballen vermöchte, daraus müßte ein den Erdball zerschmetternder Blitz hervorbrechen.

Auch in dem großen Hause, genannt deutsches Reich, gibt es der Schänden genug, der offenen und geheimen. Der letztgenannten wenigstens insofern, als amtlich davon geschwiegen wird und weder im Reichstage noch in der Reichspresse davon die Rede ist. Das Deforum, sagt man, gestattet es nicht. Es ist aber eine eigene Sache um das liebe Deforum. Man gebraucht es zumeist als eine spanische Wand, um den Leuten zu verbergen, daß keine Ehrlichkeit und kein Muth dahinter.

Was die offen zu Tage stehenden Schänden am Reichskörper angeht, so sind es die bekannten schwarzen

und roten Blattern, welche, weil „was sich versteht, sich finden muß“, allbereits zu einem braunen Krebsgeschwürre zusammengewachsen sind. Ausschneiden! Ausbrennen! Aber das alte hippokratische Recept wird, fürchte ich, auch keine Radikalkur zuwegebringen. Die erwähnten Blattern werden immer wiederkommen. Denn stets wird es Pfaffen geben, und wo und wann es welche gibt, wollen sie herrschen. Ebenso wird die sogenannte sociale Frage niemals ruhen, maßen sie niemals beantwortet werden kann. Der Kampf zwischen Kapital und Arbeit ist so alt wie die menschliche Gesellschaft und er wird jung sein bis zum Ende der Tage. Weder Kommune-Mordbrände noch Rathesocialismen werden dieses Problem lösen, weil es ebenso unlösbar ist wie das Problem des Menschen-daseins überhaupt. Mit der Gleichheitschablone und mit der Goldenen-Zeitalter-Chimäre mögen kleine und große Kinder spielen und kleine und große Gauner unwissende und faule Thoren äffen. Sonst sind diese Windeier aus Wollentukulshheim zu nichts nütze. Das einzige, was die Gesellschaft zu ihrer vorschreitenden Bermenschlichung wirklich thun kann und immer ernst-

licher thun soll, ist, die heranwachsenden Geschlechter physisch und psychisch so zu schulen und auszurüsten, daß sie den Kampf ums Dasein zu führen vermögen, mit andern Worten, daß sie sich selber helfen können. Leuten aber, welche sich nicht selber helfen wollen, kann kein Mensch, kein Gott und kein Staat helfen, und ständen noch hundert Lugpropheten auf, welche ihren Anhängern weismachten, der Staat wäre so eine Wunder- und Zaubertath wie jene Sabala, um welche der König Wiswamitra und der Brahman Wasishtha im Ramajana stritten. Die Lugpropheten werden kommen und es wird daher allzeit eine sehr erkleckliche Anzahl von Ochsen geben, welche gläubig und sehnsüchtig nach der Zaubertath muhen und brüllen. . . .

Der amtlich verschwiegene oder gelegentlich auch wohl amtlich geleugnete große Geheimschaden des Reiches ist seine Unfertigkeit. Denn die deutsche Einheit ist noch nicht da, der nationale Einheitsstaat noch nicht geschaffen. Er muß aber kommen, und da er nicht von selber kommt, muß man ihn holen, schaffen, machen. Die Logik der Geschichte will es und sie wird rechtbehalten, thät' es auch allen Partikularisten

in allen den wenigen Zähnen weh, die sie noch haben. Die Zeit der Kleinstaatererei geht zu Ende und damit auch die Zeit des Föderalismus. Krähwinkler, Flachsenfinger und Urstiere mögen das leugnen, es ist doch so. Die föderale Schweiz treibt unaufhaltsam dem Einheitsstaat entgegen und der Zerfall der nordamerikanischen Föderation in mehrere große Einheitsstaaten ist ja auch nur eine Frage der Zeit. Die Tendenz des Jahrhunderts, alle gleichartigen Völkerbruchtheile zu großen Körpern, zu wirklichen Nationen, zu rechten Staaten zusammenzufassen, ist unwiderstehlich. Die Kleinwirthschaft will nicht mehr gedeihen, weder im Feldbau, noch in den Gewerben, noch in der Politik. Die Weltgeschichte will nur noch mit Massen arbeiten. Und bei solcher Sachlage hat man eine Menge von Krähwinkeln erster, zweiter und dritter Unpotenz mit in das neue deutsche Reich herübergeschleppt, statt mit dem Siegeschwert von Sabowa den Vielstaateriezopf ein- für allemal wegzuschlagen. Das widrige Ding muß und wird ja doch weggeschlagen werden; wer weiß, ob die Operation später so glatt ablaufen wird? Aber, sagt ihr, der Zopfschnitt hätte anno 1866 ober

anno 1871 doch vielen Deutschen recht wehgethan. Was für welchen? Nur solchen, welche aller geübten Schonung zum Troß unversöhnliche Feinde des Reiches sind und bleiben. Um den Grimm und Zorn solcher Leute wäre doch fürwahr die Vollendung der nationalen Einheit nicht zu theuer erkauft gewesen.

Das Reich ist unfertig und die Reichsverfassung eine Zeit und Kraft vergeubende Schleppelei. Der Bundesrath, eine nicht eben glücklich verbesserte Auflage des Bundestags, hat viel zu viel, der Reichstag viel zu wenig zu sagen. Wenn die sehr gekünstelte Maschine bislang für die wirthschaftliche und die politische Entwicklung des Reiches vortreffliches, in mehr als einer Richtung sogar vorzügliches geleistet hat, so vorzügliches, daß nur verbissene Querköpfe die Anerkennung zu weigern vermögen, so darf doch nicht übersehen werden, daß so ein complicirtes Räder-, Schrauben-, Stifte- und Walzenwerk durch einen Obermaschinenisten wie Bismarck allenfalls zu gedeihlichem arbeiten gezwungen werden kann, daß aber die Menschen kurz-, die Einrichtungen dagegen langlebiger sind. Stellt euch einmal einen Reichskanzler

vor von der Mache der Wittgenstein, Ancillon, Eichhorn, Savigny, Thile, Manteuffel, Raumer, Mühler, Gerlach u. s. w. und seht dann zu, wie die Reichsmaschine fungirt, falls sie das nämlich überhaupt noch thut, statt einfach aus Hand und Band zu gehen. Aber solche Reichskanzler sind unmöglich, meint ihr? Oh, wir haben schon allerhand preussische Möglichkeiten erlebt.

Einem so entschiedenen Einheitler, wie ich einer bin, muß es die Freude an der Reichsmünze schon vergällen, wenn ich die verschiedenen Kopfstücke der Münzen ansehe. Davon will ich nicht einmal reden, daß mir altem Republikaner so ein Kopfstück überhaupt nicht zur Erbauung gereichen kann. Ich weiß aber sehr gut, daß sich der Republikanismus nicht diktiren läßt, und maßen von 40 Millionen Deutschen und Deutschinnen ungefähr 39,900,000 an die Monarchie glauben, so wäre vorderhand gegen ein monarchisches Brustbild auf den Reichsmünzen nichts einzuwenden. Das Vorhandensein der mehreren beweist, daß noch verschiedene Subtraktionsaufgaben nach dem Muster

der vom anno 1866 zu lösen sind, bevor wir zu einer richtigen Einheitsrechnung gelangen können.

In Erwägung nun dieser leidigen Thatsache, in Erwägung ferner der daraus resultirenden Weitschichtigkeit und Schwerfälligkeit der Reichsverfassung, in Erwägung endlich, daß seit der Reichsgründung erst so kurze Zeit verflossen ist, muß man anerkennen, daß Reichstag und Reichsregierung redlich mitammen gearbeitet haben. Nicht zwar so, daß sie im einzelnen nicht fehlgegriffen hätten, sehr fehl, wie denn z. B. das Reichsmünzgesetz schon jetzt als ein nach vielen Richtungen hin veredtes Ding sich herausstellt, wie extra zum Nachtheil der Nation und zum Vorthheil der beschnittenen und beschneidenden, der unbeschnittenen und doch nicht minder beschneidenden Geldjuderei gemacht. Aber im ganzen war die vereinte Arbeit von Reichsregierung und Reichstag am innern Ausbau des deutschen Staatshauses eine solche, daß ihr nur Leute ohne alles Wahrheitsgefühl die Anerkennung versagen können. Auf die Zustimmung solcher Gesellen kommt es auch gar nicht an. Man muß die Esel schreien, die Küter klaffen, die Schweine grunzen

und die Gänse schnattern lassen: das ist ihre Natur und ihr Recht. Deutsche, die in der Fremde leben, merken mit nicht geringer Befriedigung, daß genau in demselben Maße, in welchem die innere Erstarkung des Reiches wächst, dessen Ansehen nach außen zunimmt. Was aber Deutsche in der Fremde ebenfalls merken und zwar mit größter Unlust, ist, daß ein Rumoren, wie es die officiellen und officiösen berliner Schreibklaven im Frühling von heuer getrieben haben, der Sache Deutschlands zum allergrößten Nachtheile gereicht und gereichen muß.

Ja, der publicistische und diplomatische Feldzug vom April 1875 ist kläglich misslungen und das Tüpfelchen auf das i des Fiasco setzte der Czar, als er wie ein richtiger deus ex machina in Berlin erschien, um sein Frieden gebietendes „Quos ego!“ zu sprechen. Alle die Reptilien der berliner Regierungspresse, item auch die Amphibien der nationalliberalen, werden sich vergebens krampfhaft krümmen und winden, um die unliebsame Thatsache, daß bei dem Caren die höchste Entscheidung war, wegzusophistifiren.

Doch was sag' ich? „Unliebsam“ sollte diese That-

sache sein? Als ob man in Berlin nicht seit lange her gewohnt wäre, carische Entscheidungen sich gefallen zu lassen, ja sogar zu erbitten! Damit will ich keineswegs andeuten, daß die Schmachtage von Kalisch und Warschau wiederkehren könnten. Aber auf der andern Seite kann ich nicht finden, warum man die Wahrheit, daß, wie die Sachlage ist, das deutsche Reich die Allianz mit Rußland pflegen und zu erhalten suchen muß, nicht frank und frei herausagen soll.

Auf das Geschrei dummer Pressejungen über diese Allianz ist natürlich gar nicht zu achten. Alle Dummlinge und Wissenslosen hassen allüberall instinktmäßig Deutschland, von den frommen Kindern Disrael in England bis hinab zu den parisisch gefirnigten Bojaren-Barbaren weit hinten in der Walachei. Wenn uns jemals etwas stolz machen darf, so ist es dieser gegen uns gerichtete Haß der Unwissenheit, der Scheinheiligkeit, der Pfafferei und der gedankenlosen Phrasendrescherei. Die letztere nimmt dem deutschen Reiche die russische Allianz höchlich übel. In ihrer Dummheit unergründlichem Gefühle beanstandet sie es freilich nicht, wenn die französischen sogenannten Republi-

laner alle Finger nach einer Allianz mit Russland ledern. Wenn dagegen Deutschland diese Allianz festhält, ja, dann ist es etwas ganz anderes, dann ist Russland plötzlich wieder nur der „verabscheuenswerthe Anutenstaat“, obzwar die Anute und Anutung bekanntlich längst abgeschafft worden.

Die verständige Politik Alexanders des Zweiten, des Bauernbefreiers, trägt bereits ihre Früchte: Russlands Ansehen ist nicht nur so groß wie jemals, sondern beruht auch auf besseren Gründen, weil der Car das Kulturwerk Peters des Großen wieder aufgenommen hat und mit Ernst, Aufrichtigkeit und Ausdauer betreibt. Soll dieses Werk gedeihlichen Fortgang haben, so bedarf das Carenreich des Friedens, wenigstens in Europa. Den Frieden von Europa sichert aber die deutsch-russische Allianz. Sie ist demnach nicht weniger ein russisches als ein deutsches Interesse, gegen dessen Thatsächlichkeit „altrussische“ Barbarei vergeblich die Zähne fletscht, wie diesseits des Niemens der vulgär-liberale Unverstand ebenso vergeblich dagegen geifert.

Seines Rückhalts an Deutschland sicher, kann

Russland in Asien seine gegen England gerichteten Pläne weiter verfolgen. Wir werden uns darüber nicht grämen, eingedenk, daß unser Land einen perfideren und gehässigeren Feind, als da die „oberen Zehntausend“ von England sind, nicht hat. So lange das deutsche Reich seines Rückhalts an Russland sicher ist, kann es die schlechtverhehlte englische Feindschaft verachten, braucht die offene französische in keiner Weise zu fürchten, hat nicht nöthig, auf die sehr zweideutige, im besten Fall unausgiebige Freundschaft Italiens großes Gewicht zu legen, und wird es auch im Stande sein, das Schreckgespenst einer „katholischen Liga“, falls sich ein solches wirklich unangenehm machen sollte, zu bannen, so zu bannen, daß demselbigen das Wieder-spulentwollen vergehen würde, gründlich!

Kein Zweifel, die schwarze Internationale arbeitet aus Leibesträften an einem solchen Liga-Werke und die rothe würde in ihrer Stupidität sich dazu vergnügt die Hände reiben. Mit Kreuzen und Fahnen würden die Römlinge die „glaubensbrüderlichen“ Franzosen am Rhein einholen und ein oder der andere Infulträger übt sich ja wohl schon darauf ein, im Dome von Mainz

oder Köln das gallische Triumphalhochamt zu celebriren. Deutsche Bischöfe, welche sich heute dem Papste zu Füßen werfen, die Jesuiten-Marionette anflehend, sie möchte den bekannten Größewahnsinnsstreich vom 18. Juli 1870 nicht begehen, und die morgen schon diesen Größewahnsinnsstreich als ein sakrosanktes Dogma proklamiren, sie sind zu allem fähig. Traurig genug, daß ein Deutscher befürchten muß, es könnte Deutsche geben, welche widerdeutsch genug wären, den römischen Pöbist über das Vaterland zu stellen. Doch nein, sie werden es nicht wagen, oder wenn sie es dennoch wagten, werden sie sammt ihrem schäfigen oder auch kalkulirenden Anhang die Folgen ihres Thuns tragen müssen. Die Nation wird — sonst müßte man sie geradezu für bankerott halten und erklären — ja, sie wird angesichts einer wirklichen Gefahr den Verrath, sogar nur den Versuch eines Verraths energisch zu vereiteln und unerbittlich zu strafen wissen, und wenn der langweilige Anathemiker im Vatikan wähnt, der deutsche Episkopat sei das bekannte „rollende Steinchen“, welches bei günstiger Gelegenheit den deutschen Reichstoloz zum fallen bringen werde, so dürfte seine Unfehlbarkeit ein

garstiges Loch kriegen. Denn sollte, wann etwa die Franzosen unter dem Banner der lieben Muttergottes von Lourdes gegen Deutschland sich aufmachen, das „Steinchen“ sich gelüsten lassen, wirklich „rollen“ zu wollen, so wird man ihm die Inful antreiben, daß ihm rollen und sehen und hören vergeht.

Für die nächste Zeit scheint das deutsche Reich Muße zu haben, den inneren Krieg durchzufechten und den Pfaffen Mores zu lehren. Die gründliche, logisch-folgerichtig-rücksichtslose Durchfechtung dieses inneren Krieges wird zur ferneren Abwendung eines äußeren höchst wesentlich beitragen. In demselben Grad und Maß, in welchem der Jesuitismus in Deutschland zur Ohnmacht herabgebracht wird, sinken auch die Hoffnungen unserer äußeren Feinde. Jeder in Deutschland gegen Rom geführte Schlag trifft zugleich die geplante katholische Liga. Sind die deutschen Katholiken, in der zweiten oder dritten Generation nämlich, einmal so weit, zu erkennen und anzuerkennen, daß es anständiger und ziemlicher, den Befehlen ihres Vaterlandes als denen des Jesuitengenerals zu gehorchen, so wird man die Fluchkapuzinaden eines beliebigen Papstes als so harm-

losen Zeitvertreib ansehen dürfen, daß der Kladderadatsch dannzumal dem heiligen Vater als einem beliebtesten Mitarbeiter glänzendes Honorar bezahlen mag.

Die entscheidenden Schlachten in dem alten, stets erneuten, jeztunder wieder zur äußersten Schärfe entbrannten Kampfe zwischen Deutschland und Rom werden natürlich nicht in Ministerkabinetten und Parlamentssälen, sondern in den Schulstuben geschlagen werden — soweit es eben in diesem Kampfe überhaupt eine Entscheidung gibt. Der deutsche Schulmeister wird auch hier wieder das beste thun müssen und wirklich thun, vorausgesetzt, daß von der reichbesetzten Tafel des Militarismus für ihn noch fernereit ein Brotsämlein abfalle. Man kann die bittere Nothwendigkeit, daß Deutschland dormalen und, ach, noch lange von Waffen starren muß, einsehen und doch des Dafürhaltens sein, daß es der deutschen Nation wohl anstände, ihren Lehrstand, dem sie doch alles verdankt, was sie ist, und namentlich ihren Volkslehrstand ganz anders auszustatten, als bislang geschehen ist. Macht sich doch der Mangel an Lehrern bereits in wahrhaft beängstigender Weise fühlbar. Begreiflich! Wer

wird sich denn zu der ewigen Hungerleiberei am Ende noch hergeben wollen? Es ist eine recht schöne Sache um den Idealismus; aber auch der Idealismus hat einen Magen und sogar einen sehr guten, wie wenigstens die christliche Kirche dickbäuchig bewiesen hat und zu beweisen fortfährt.

Wenn es aber gerecht, die Stellung des Lehrstandes zu verbessern und seine Rechte zu mehren, so ist es auch billig, daß er es mit seinen Pflichten bedeutend ernster nehme, als er notorisch vielerorten thut. Es ist die höchste Zeit, daß der im Volke bedenklichst geschwächte Rechtsinn wenigstens in der Jugend wiederum gestärkt und das von dem Gifte socialistischer Schwarbeleien angefressene Pflichtgefühl wieder geheilt werde. Nur die pflichttreu geführte Volksschule kann der furchtbaren Verwilderung, welche in den Massen nur allzu sehr um sich gegriffen hat, wirksam entgegenarbeiten, und mit der Schule muß sich eine Strafgesetzgebung und Strafrechtspflege verbinden, welche sich vom pseudo-philanthropischen Schwindel emancipirt, die sentimentalischen Marotten geistreichelnder Effekthascher beiseite liegen und es sich angelegen

sein läßt, den Gaunern und Verbrechern den gehörigen Respekt einzujagen. Schon jetzt sehen Männer, welchen kein Modestichwort imponirt, die Abschaffung der Todesstrafe für eine empfindsame Thorheit an, nicht darum, weil sie auf die lächerliche Abschreckungstheorie etwas gäben, sondern deßhalb, weil sie überzeugt sind, daß man bestialer Rohheit oder giftiger Raffinirtheit gegenüber der wirksamen Wegräumungspraxis bedarf. Wer der Gesellschaft den Krieg ansagt, nun wohl, der muß sich auch den Gesetzen des Krieges unterwerfen. Die Hätschelung der Missethäter ist ein auf Kosten der ehrlichen Leute geübter Unsinn und die angebliche Zuchthausbesserung ein Humbug. Nur Theoremespinner, welche niemals ein Stück wirklichen Lebens gesehen haben, können leugnen, daß es Bestien-Menschen und zwar leider viele, viele allzeit gab, gibt und geben wird, Bestien-Menschen, welche nichts scheuen als den Stock und nichts fürchten als den Tod. Wann vollends die materialistische „Moral“, der freie Wille des Menschen und folglich seine Zurechnungsfähigkeit und Verantwortlichkeit sei nur eine Einbildung, durchgedrungen sein wird, dann setzt zu, wohin ihr mit

eurer vom Fortschrittsbusel diktierten Straf- oder auch Nichtstrafrechtspflege kommen werdet. Ihr könnt dann die Gerichtsbude schließen und müßt froh sein, wenn „der legitime Naturtrieb“ den Herren Verbrechern nicht gebietet, euch beförderlich den Hals umzudrehen.

Zur Ehre des gesunden Menschenverstandes will ich jedoch annehmen, daß es dannzumal noch eine ausreichende Zahl von ehrlichen Menschen geben werde, welche den Muth haben, im Kampf ums Dasein den Galunken den Meister zu zeigen und sich zu erinnern, daß in unsern Wäldern noch Eichen genug wachsen, um daraus für Schwindler und Schurken solide Galgen zimmern zu können.

Urmeisterin Noth sorgt ja glücklicher Weise immer wieder dafür, daß in Stunden der Entscheidung die blasse Phrase das Feld räumt vor der rothbackigen That.

Das muß überhaupt unser Trost sein in allen den Wirrsalen unserer Tage. In Stunden großer Entscheidungen weicht das zufällige dem nothwendigen und räumt für eine Weile die Närrin Phantasie dem guten alten nüchternen und handfesten Schaffner der

Weltgeschichte, dem common sense, den Platz. Der faßt dann die schauderhaft durcheinander geworfenen Sachen an mit seinen schwieligen Händen, nicht gerade sanft, aber geschickt und entschlossen, und stellt alles wieder an den rechten Ort; so zwar, daß er wurmfichiges und verbrauchtes in die Kumpelkammer schafft oder auch in den Ofen schiebt und das beseitigte Gerümpel durch neue Hausrathstücke ersetzt. Dermalen sitzt er aber in der Ecke und schläft, woraus sich unter andern widerlichen Erscheinungen auch die erklärt, daß da drüben im Baierlande die Bierbonzen reichsfeindlicher als sonst zu rülpsen anfangen. Ja, der gute Alte schläft und scheint nicht ruhig zu träumen, denn ich höre ihn im Schlafe murmeln: —

Hier feist unfehlbares Pfaffenthum,
 Dort dreist unfehlbares Affenthum,
 Daneben die Botschaft vom Schlaraffenthum,
 Gepredigt vom unfehlbaren Gnotenthum —
 Alles nach Noten dumm!

5.

18. Juni 1875.

Heute vor sechsundzwanzig Jahren hab' ich in Stuttgart den brutalen Akt der Zersprengung des deutschen Parlaments durch württembergische Manen miterlebt. Sie auch, edler Kollega des Erfinders und Gründers der königlich preussischen Hofkommunisterei. Dazumal haben Sie sich es gewiß nicht träumen lassen, daß ein Tag kommen könnte, wo Sie Arm in Arm mit dem „Galgen-Zeitungs“-Wagener zwar nicht das Jahrhundert, aber doch alle lasterisch-parlamentarischen Untersuchungskommissionen in die Schranken fordern würden.

Erinnern Sie sich noch, wie Sie damals Feuer speien und gern Blut getrunken hätten? Nämlich das Feuer des röthesten demokratischen Zornes und das Blut der schwäbischen Märzminister, welche armen

Schlucker doch nur gethan hatten, was unter den obwaltenden Umständen von Märzministern erwartet werden konnte, musste. Der 18. Juni von 1849 setzte das nothwendige Löffelchen auf das i der Diskreditirung des faulen Liberalismus, welcher, der Affe des französischen, achtzehn Jahre lang seine Grimassen geschnitten und dem deutschen Philister eingeblotet hatte, eines schönen Morgens würbe ihm die Einheit und Freiheit auf dem Phrasenteller dargereicht werden. Die Märzministerien, jammersäligen Andenkens, waren die in eine geschäftliche Formel gebrachte Quintessenz dieses Liberalismus, und wenn die Essenz mit hässlichem Geruche verdunstete, so kommt ihr doch das Verdienst zu, die Nichtigkeit der ganzen Erscheinung unwidersprechlich aufgezeigt zu haben.

Ich selber war an jenem Junitage noch so jung, daß es mir mit dem in der Kalwer Straße tragisch zu Ihnen gesprochenen Wort: „Finis Germaniae!“ bitterer Ernst gewesen ist. Zum Glück war Mutter Germania anderer Meinung. Sie hat sich seither nicht übel herausgemacht, das muß man sagen. Auf dem liberalen Phrasenteller freilich ist ihr die nothdürftig

zu Faden geschlagene Reichseinheit nicht kredenzt worden, sondern auf blutüberströmter Balstatt, und was die Freiheit angeht, nun, die mag ihr den Behauptungen des liebenswürdigen Schäfers Windthorst zufolge in vollem Maße zutheil werden, wenn erst der Syllabus als die Magna Charta deutscher Nation anerkannt sein wird

Wie die Zeit vergeht! Man merkt das recht deutlich, so man erwägt, wie man den paulskirchlichen Parlamentsschwarz vor sechsundzwanzig Jahren ansah und wie man ihn heute ansieht. Ich darf mich freilich rühmen, weil ich es schwarz auf weiß beweisen kann, daß meine Parlaments-Illusion schon im Juni von 1848 verflogen war; aber wenn ich so viele gescheide und obendrein ehrliche Leute rings um mich her mit deutschgründlicher Geduld glauben und hoffen sah, das Heil müßte und würde von der Paulskirche ausgehen, so wollt' ich mich mit meinen Zweifeln gar nicht hervorzwagen. Zu meiner Zeit hatte es ja die Jugend noch nicht so herrlich weit gebracht in allermodernster „Bildung“, die Pietät für Schmickshnad zu halten und das angeblich „reindemokratische“, in

Wahrheit scheindemokratische oder vielmehr Schwein-demokratische Limmelgeschrei: „Nieder mit dem Respekt!“ mitzubrüllen. Schreitet der alleinseligmachende „Fortschritt“ nach dieser Richtung hin noch eine Weile rüstig fort, so wird er ja wohl bei jenem althottentottischen Grundgesetz anlangen, wonach die Väter, wann sie fünfzig Jahre alt geworden, von ihren Söhnen von staatswegen todtgeschlagen werden müssen.

Hätten die Menschen nicht eine förmliche Furcht vor der Wahrheit und verständen sie es, gerecht zu sein, so müssten sie zugeben, daß, was anno 1848 die deutschen Patrioten, mit Einschluß der Demokraten, obzwar mit Ausschluß der Phantasten und Phrasenstrohdrescher von der Firma Hecker, Struve u. Komp., wünschten und wollten, heute erfüllt sei. Die Frage, ob es so habe kommen müssen, wie es gekommen, und ob es nicht hätte anders kommen können und sollen, sie kann nur noch von müßigen Schwägern aufgeworfen werden. Um was es sich für denkende und wissende Männer handelt, ist, die gewonnene nationale Basis, nicht weil, sondern obgleich sie preußisch angestrichen ist, festzuhalten und darauf weiter zu

bauen. Das scheint mir verständiger und patriotischer zu sein, als mit schiefgezogenem Maul in einem Winkel zu stehen und in lächerlich ohnmächtigem Groll zu greinen: „Wir thun nicht mit, weil der Ball schwarz-rothweiß statt schwarzrothgelb gefärbt ist.“ Die Hauptsache ist doch wohl, daß man überhaupt einmal einen tüchtigen Ball hat, womit man werfen und treffen kann.

Die Vollendung der nationalen Einheit und der allseitige Ausbau des Reiches, sie haben zur Voraussetzung daß Vernunft und Vaterlandsliebe mitjammen stark genug sein werden, alle Mächenschaften der inneren Reichsfeinde zu vereiteln und die Zahl dieser Feinde selber bedeutend zu verringern, bevor die große Feuerprobe von außen an das Reich herantritt. Denn daß diese Probe erst noch kommen wird und bestanden sein will, fühlt und denkt jeder, wer überhaupt zu fühlen und zu denken vermag. Die gegenwärtig officiell und officiös hergebudelten Friedensarien gehen alle aus der Tonart Albernheit. Wie Deutschlands Feinde ihm auf den Dienst, das heißt, auf den bösen, bösesten, lauern, hat uns das Gebaren der englischen

Diplomatie bei Gelegenheit des dummen belgischen Handels klärlieh verrathen. Von dorthen, von England, müssen wir — soweit es die Krämerfeigkeit der „großherzigen“ Briten gestattet — des schlimmsten gewärtig sein. Seit den Zeiten des spanischen Erbfolgekrieges, seit den Tagen des wiener Kongresses, seit dem londoner Protokoll vom 2. August 1850 sollte Deutschland doch wissen, daß es keinen gehässigeren Feind hat als die englischen Tories und Whigs. Nur gutmüthige Schwachköpfe können sich diese Thatsache ausreden lassen durch englische Heucheleien, wie unlängst zu München bei einem Festessen ein edinburger Professor eine aufgespielt hat, indem er uns das Kompliment machte: „Das deutsche Volk überragt in der neidlosen Anerkennung fremden Verdienstes alle übrigen Völker.“ Ja wohl, so thut es. Aber laß dich, bester Michel, ich bitte dich — nicht irre- und firremachen durch so billige Höflichkeiten. Auch durch deine alten weltbürgerlichen Gewohnheiten nicht! Denn, siehst du? schon dein alter Klopstock hatte guten Grund, dich zu warnen:

„Nie war gegen das Ausland
 Ein anderes Volk gerecht wie du;
 Sei nicht allzu gerecht! Sie denken nicht ebel genug,
 Zu sehn, wie schön dein Fehler ist“ —

und wie man dir Sadowa und Sedan nicht zu verzeihen vermochte, so wird man dir auch deinen Kant und deinen Göthe nie verzeihen. Ach, das verzeihen gehört überhaupt nicht zu den Liebhabereien der Menschen. Die Junker- und Muckerbände, welche unter dem Patronat allerhöchster Frauenzimmer den berliner Hof noch immer unsicher macht, hat es ja dem Bismarck auch nie verzeihen können, daß er aus dem pommerschen Krautjunker heraus- und in den großen Mann hineingewachsen ist. Das Sezieser ränfelt bekanntlich unausgesetzt gegen den Reichskanzler, und wenn demaleinst klargestellt sein wird, wie es sich denn eigentlich mit der belgischen Dummheit von neuem verhalten habe, wird man zweifelsohne sehen, daß die Leitfäden der ganzen unerquicklichen Posse in den Händen der bezeichneten Bände zusammenliefen. War es vielleicht ein Gegenschachzug in diesem Spiele, wenn Bismarck am 14. April im preußischen Herren-

hause mit seinem „evangelischen“ Christenthum so auffallend staatsmächte? Galt es, der Junkerei und Kluderei ein Pfand zu geben, daß dies zeitweilige Handinhandgehen mit dem obrigkeitlich patentirten Liberalismus nichts sei als ein „Man-So-Thun?“ Wie dem sei, mit dem „evangelischen“ Christenthum des Reichskanzlers scheint es trotz alledem doch nur so so la la bestellt zu sein, solange er jeden armseligen Abter von Heß-Kaplan seinerseits einer Presseproceß-kege würdigt. Warum solche Miserabilitäten, wie die schwarzen Jubasse und die rothen Narren sie aufzuwenden haben, nicht verzeihen oder vielmehr gar nicht beachten? Sehen Sie, edler Gemahl der edleren Zigonia, ich bin weit entfernt, meines Christenthums im allgemeinen oder gar vollends meines „evangelischen“ Christenthums im besondern mich rühmen zu können, ich bin nur ein armer verstockter Heide, aber trotzdem weiß ich, daß man die Esel schreien, die Rüter klaffen, die Schweine grunzen und die Gänse schnattern lassen muß. . . .

Also ich wollte vorhin sagen, ein bißchen weniger Kosmopolitil und ein bißchen mehr, ein bißchen viel

mehr Nationalpolitik thäte den Deutschen gut. Am Ende aller Enden werden sie sich ja doch nur auf sich selber verlassen dürfen und können. Man soll sich, heißt es, dormalen in Berlin nach europäischen Bürgschaften für den gegenwärtigen Stand der Dinge, für die Unverletzbarkeit der Reichsgränzen u. s. w. umsehen oder gar umthun. Demnach wäre die vielbeposaunte „Friedensgarantie“ des Dreikaiserbündnisses auch schon wieder wurmfstichig geworden? Europäische Bürgschaften! Das kennt man. Wie lange hält denn so ein Kartenhaus? Bis der nächste beste Windstoß es umwirft. Was ist denn aus den europäischen Bürgschaften von 1814 geworden? Was aus der „heiligen Allianz“ von 1815? Makulatur. Auch das dormalige mehr oder weniger aufrichtige Einvernehmen zwischen Deutschland, Oestreich und Rußland wird gerade so lange währen, als die Interessen der drei Staaten es gestatten. Oestreich hat tausend und einen Grund, seiner stupiden Aristokratie zum Troß Frieden zu halten, und auch jenseits der Leitha rasselt man etwas weniger mit dem Säbel Attila's, seitdem der magyrische Größenwahn in allerdings nur spärlichen lichten

Momenten erkennen mußte, daß es eben mit dem Größenwahn allein, und wäre derselbe noch höher als die höchste Tatra Spitze, nicht gethan sei. Eine Gefahr von seiten des allein stehenden Frankreich existirt für das deutsche Reich noch auf Jahre hinaus nicht. Gefahrdrohend könnte es werden, wenn Rußland mit England zur Theilung Asiens sich verbände. Denn der schweren ostindischen Sorge ledig, würde die englische Falschheit keinen Augenblick zögern, Frankreich gegen das verhasste Deutschland zu hezen, und die Franzosen nicht nur so unter der Hand, wie annis 1870—71, sondern ganz offen unterstützen. Vorderhand ist jedoch so eine russisch-englische Allianz weiter nichts als ein Hoffnungsspielzeug der Feinde Deutschlands und eine neue Seeschlange für stoffhungrige Zeitungen. Uebrigens, falls Rußland es einmal in seinem Interesse finden sollte, so oder so feindselig gegen das deutsche Reich aufzutreten, so könnte es ja dieses in seinem Interesse finden und hätte es in seiner Hand, dem mostowitischen Riesen einen polnischen Stachel in die Seite zu drücken, der ihm ein verteufelt schmerzender Pfahl im Fleische sein müßte. Summa: Deutschland

hat Zeit, auf die große Probe und Prüfung, welche ihm noch bevorsteht, gehörig sich vorzubereiten.

Die Franzosen entwickeln neuerdings den guten Geschmack und Takt, von der Revanche nicht mehr zu brüllen, sondern nur noch zu brummen. Einstweilen rächen sie sich an ihren Besiegern dadurch, daß sie in Theaterstücken und Sensationsromanen häufig einen Deutschen zum Karnikel machen, das alles verbrochen und verübt haben muß. Dieses wohlfeile Vergnügen wollen wir ihnen von Herzen gönnen. Auch die Flobbisse, womit verschiedene mittelmäßige Skribenten, wie z. B. die beiden Schweizer-Franzosen Eherbuliez und Tissot — die welschen Schweizer scheinen sich überhaupt von raffewegen zur gehässigsten Feindseligkeit gegen Deutschland verpflichtet zu fühlen — die Mutter Germania behelligen möchten, sind böser gemeint als schwer empfunden. Im übrigen — und dies, theuerste Excellenz in Sicht, mag Ihnen beweisen, daß ich Rationalpolitik keineswegs mit Rationalbornirttheit verwechselt wissen möchte — muß jeder wissende und gerechte Mann den Franzosen die Anerkennung zollen, daß sie sich mit erstaunlicher Behendigkeit und Geschid-

lichkeit aus dem schrecklichen Morast, worin sie im Mai von 1871 bis an die Schultern steckten, herausgearbeitet haben. Sagen wir nur die Wahrheit: das, was Frankreich binnen vier Jahren vollbrachte, hätte Deutschland im gleichen Falle kaum binnen vier Jahrzehnten zuwegegebracht. Um nach einem so verheerenden Kriege, nach so furchtbaren Einbußen so rasch wieder zum Behagen, zum Komfort, zum Ueberflusse zu gelangen, musste denn doch ein tüchtig Stück Arbeit gethan werden, musste der Gunst, womit die Natur Frankreich bedacht hat, viel Fleiß, viel Geschicklichkeit, viel Thatkraft zur Hilfe kommen.

Zur selben Zeit, wo der Goldregen der fünf Milliarden in Deutschland nur das giftige Unkraut einer geilen und gewissenlosen Spekulation hervortrieb, nahm die französische Volkswirthschaft in allen ihren Zweigen einen bewundernswerthen Aufschwung. Man vergleiche nur die französische Ausfuhrbilanz der letzten Jahre mit der deutschen. Das französische Kunsthandwerk beherrscht mehr als je den Weltmarkt und Madame la Mode de Paris regiert in allen fünf Erdtheilen so souverän wie jemals.

Hält man nun mit diesem ganz unzweifelhaften materiellen Gedeihen Frankreichs, so kurz nach der „année terrible“, den Umstand zusammen, daß solches Gedeihen nicht nur nicht gehindert, sondern eher sogar noch gefördert wurde durch den gleichzeitigen Aufschwung des Papalismus, Alacoqueismus und dergleichen Sinnen des Blödsinns mehr, so gelangt man zu dem Schlusse: Der Katholicismus mit allem, was drum und dran hängt, ist die richtige Religion der Franzosen, weil diese Autoritätsgläubige und Fetischanbieter von Natur sind. Dieser Satz wird keineswegs umgestoßen dadurch, daß sie — „novarum rerum cupidi“ — zeitweilig die Fetische zerschlagen, die geweihten Hostien mit Füßen treten, an die Stelle der Muttergottes eine Bühnendirne oder Straßenmeze und an die Stelle vom „heiligen Herz Jesu“ das „heilige Herz Marats“ setzen. Das sind nur mittelalterliche „Narren- und Eselsfeste“ in modernisirter Form und der Umschlag zur Reue- und Bußbestimmung geht immer wieder rasch genug vor sich. Die Kirche ist ja die größte Komödiantin und erfindungsreichste Theaterdirectrice von jeher gewesen und das fromm-

sein ist demnach so amüsant! Wer nicht nach Lourdes oder nach Paray-le-Monial wallfahrt, ist gar nicht mehr comme il faut. Ja, der Katholicismus ist den Franzosen so auf den Leib geschnitten, daß sie ihn erfinden würden, wäre er nicht schon da. Deshalb ist auch der französische Katholik ein glühender Patriot. Er hält sein Land für das heilige Land par excellence, sein Volk für das auserwählte Volk Gottes und er glaubt ganz aufrichtig, die Weltgeschichte sei oder müsse wenigstens von rechtswegen betitelt sein „Gesta dei per Francos“.

Ergibt sich aus alledem vielleicht auch ein Rückschluß auf Deutschland? Mir scheint so. Wie dem Franzosen der Katholicismus naturgemäß ist, so dem Deutschen der Protestantismus, worunter ich natürlich nicht das lutherische Bönzenthum verstehe. Deutschsein heißt protestiren, will sagen, die freie Persönlichkeit entwickeln und das befreite Ich jedem Dogma-Despotismus entgegenstellen. Hieraus erklärt es sich, daß der ehrliche deutsche Katholik in den höchsten Resultaten der deutschen Kulturarbeit etwas ihm fremdartiges, ja sogar etwas ihm feindseliges sieht. Das

ist sehr betrüblich, aber es ist so. Und weil gerade das, was Deutschlands höchster Stolz und Ruhm, seine Wissenschaft und seine Literatur, dem ehrlichen deutschen Katholiken gleichgiltig oder gar ärgerlich ist, kann er auch kein überzeugter Patriot sein, kein deutscher Patriot, sondern, wenn's hoch kommt, ein tirolischer, ein altbairischer, ein oberschwäbischer, ein westphälischer. Die ideale Einheit der Nation im Reiche des deutschen Gedankens ist für ihn nicht vorhanden.

Der unverföhnliche, todfeindselige Gegensatz von Deutschthum und Romanismus macht es auch klar, warum der Katholicismus in Deutschland, verglichen mit dem französischen, geistig so impotent und steril erscheint. Wie sollte Madonna Romana Katholika von dem dreimal und dreihundertmal zu vermaledehenden Keger, dem deutschen Genius, Kinder haben können oder wollen? Darauf brauchte fürwahr im Syllabus nicht ein Extra-Anathem gesetzt zu werden, denn die Unmöglichkeit lag längst erwiesen zu Tage.

In Frankreich dagegen ist der Katholicismus zeugungskräftig und fruchtbar, weil die Nation wesentlich katholisch. Darum hat auch die geistige Arbeit der

Franzosen seit dem Kriege so wenig gerastet wie die materielle. Die Besiegten haben sogar Grund, zu sagen, der Krieg sei für sie schöpferisch-anregender gewesen als für die Sieger. So hat z. B. auf dem Gebiete der Kunst, soweit sie von dem ungeheuren Kriegsspiel beeinflusst wurde, meines Wissens kein deutscher Maler ein Bild geschaffen, welches im deutschen Sinne das leistete, was im französischen Meissonniers Kürassire von Reichshofen wirklich geleistet haben. Ueberhaupt brauchen die Deutschen mit den idealen Gewinnsten ihrer kolossalen materiellen Erfolge in den Jahren 1870—71 keineswegs dickzuthun. Bislang ist in Deutschland kein Werk geschaffen worden, weder ein literarisches noch ein künstlerisches, welches der Größe der vollbrachten Thaten auch nur annähernd entspräche. Auch die Geschichtschreibung ist hinter der Größe, der Vielseitigkeit, dem Reichthum und dem Glanz des Gegenstandes weit zurückgeblieben. Das Generalstabswert verdient um seiner Lauterkeit als geschichtliche Quelle willen, verdient auch als kriegsgeschichtlich-fachmännisches Buch gewiß das höchste Lob. Es ist gründlich, genau, gewissenhaft und ge-

recht. Aber es ist unbelebt und farblos, es ist trocken wie — Pulver. Ein Skelett von Geschichte weit mehr als Geschichte selbst. Für Soldaten von Handwerk ein Schatz, für Historiker eine Fundgrube, für die Nation nichts. Man halte doch einmal Umfrage, wie viele Deutsche, von Offizieren und Gelehrten abgesehen, mit Wahrheit behaupten können, die bis heute erschienenen acht Hefte ganz durchgelesen zu haben. Ein lesbares Buch dagegen ist „Der Krieg gegen Frankreich“ von Th. Fontane, der uns ja auch in seinen beiden Schriften „Kriegsgefangen“ und „Aus den Tagen der Okkupation“ aus eigener Anschauung Frankreich nahegebracht hat, wie es während und unmittelbar nach dem Kriege war. Fontane's Geschichtswerk ist, vom literarischen Standpunkt angesehen, sicherlich das beste bisher veröffentlichte. Hier ist nicht nur die geometrische Figur und die mathematische Formel des Krieges, sondern auch Herzschlag, Leben, Farbe. Von höchst vortrefflicher Wirkung sind insbesondere die von Fontane in seinen Text zahlreich und geschickt verwebten Mittheilungen von Augenzeugen und Mithandelnden, unmittelbar nach den bezüglichen Ereignissen aufge-

zeichnet. Ich wünsche von Herzen, daß es dem Verfasser gegönnt sein möge, sein schönes Werk glücklich zum Ende zu führen. Nicht weniger lebhaft ist mein Wunsch, daß die meisterhaften Skizzen „Aus dem inneren Leben der Armee“, welche im sechsten Bande der „Deutschen Warte“ veröffentlicht wurden und deren Verfasser sich unter dem Namen Ludwig Kapitano verborgen hat, vermehrt und zu einem ganzen abgerundet werden möchten. In gewissem Sinne sind diese „Studien“ das erquicklichste in der ganzen durch den großen Krieg erzeugten Literaturmasse. Mit wahrhaft genialer Kraft der Veranschaulichung wird uns hier ein deutlicher Einblick in den Bau und in das Arbeiten des deutschen Heeresorganismus aufgethan.

20. Juni 1875.

Was ich dazu sage, daß die französische Nationalversammlung durch ihre Beschlüsse vom 15. des Monats den höheren Unterricht auch noch den Jesuiten überliefert habe, fragen Sie?

Nun, mein Lieber oder Unlieber, ich denke, meine Antwort ist im vorstehenden schon gegeben. Frankreich ist sich seiner Katholicität wieder einmal recht bewußt geworden und will es daher, nach Vernutzung aller möglichen monarchischen und republikanischen Charten, nunmehr alles Ernstes mit dem Syllabus probiren. Folglich entsprach die versailer Versammlung nur dem Willen und Wunsche der Nation, wenn sie der hochwürdigen Alerisei, welche die niederen und mittleren Schulen schon seit lange beherrscht, auch noch die höheren auf Gnade oder Ungnade hingab. Denn daß

diese Hingabe durch den Beschluß vom 15. Juli gemeint und gewollt war, kann keinem Zweifel unterstellt werden.

Bei dieser Gelegenheit hat der Jesuitismus wieder einmal seine ganze Ueberlegenheit über den Liberalismus triumphirend manifestirt. Es war höchst komisch anzusehen, wie der Jesuit Dupanloup am Leitdraht der doktrinären Phrase den liberalen Flederwisch Laboulaye als Freiheitspolicinell tanzen ließ.

Am folgenden Tage, 16. Juni, feierte die Kirche ihren Sieg mittels der feierlichen Komödie der Grundsteinlegung zur Sacré-Coeur-Kirche auf dem Montmartre. Haben Sie in der von den Zeitungen gebrachten Schilderung dieser Ceremonie einen kleinen, scheinbar nur komischen, in Wahrheit aber symbolisch-bedeutungsvollen Umstand wahrgenommen? Ich meine diesen, daß, während drinnen in der Kirche Saint-Pierre der Erzbischof von Paris die andächtig Versammelten dem „heiligen Herzen Jesu“ weihte und das „Sauvez Rome et la France, au nom du sacré-coeur!“ angestimmt wurde, draußen die Musikbände des in Parade aufgestellten 87. Infanterieregiments das „Oh, welche

Lust, Soldat zu sein!“ aus der Weißen Dame Boieldieu's aufspielte.

Der Zufall ist bekanntlich ein Humorist, aber ein solcher, dessen Spässe mitunter den schwersten Ernst maskiren.

Wir kam dabei zu Sinne, daß Chateaubriand — diese Inkarnation des Franzosenthums — einmal gesagt hat: „La France est un soldat.“ Ja wohl. Aber heute würde Chateaubriand, so er noch lebte, sagen: Frankreich ist ein katholischer Soldat! und er würde das „katholisch“ dick unterstreichen, jubelnd unterstreichen, er, der es liebte, zeitweilig, häufig sogar mit dem Atheismus zu tändeln und mit der Republik zu kolettiren, und der dabei doch in innerster Seele ein fanatischer Katholik und Royalist blieb.

Die Emporhissung eines mittelmäßigen, aber frommen Generals, der von einer frömmeren Generalin kommandirt wird, auf den Stuhl des Staatsoberhauptes von Frankreich war kein Witz des Zufalls, sondern eine geschichtliche Nothwendigkeit. Der katholische Soldat Frankreich marschirt unter dem Kommando eines katholischen Generals oder, wenn man

will, einer katholischesten Generalin — das ist die logische Formel der Situation.

Frankreich vertritt also oder ist vielmehr ein Princip: es ist der Soldat des Romanismus.

„Wah!“ sagen die Leute, welche jedem Erfolg die Schleppe tragen, „mit euren Principien! Ueberwundener Standpunkt. Läßt Frankreich ein Princip, uns aber eine Macht sein und die Zukunft soll uns nicht bange machen.“

Das glaub' ich, maßen ja der Vornirtheit und dem Dünkel die Zukunft noch nie bange gemacht hat. Denkende Menschen wissen, daß die Principien, welche von den Herren Opportunitätspolitikern, deren ganze Weisheit auf Charakterlosigkeit und Feigheit sich reducirt, beiseite gestellt sind, auf die Dauer doch immer wieder als Großmächte sich erweisen, die alles vor sich niederwerfen. Haben die Deutschen dem französischen ebenfalls ein Princip entgegenzustellen?

„Den deutschen Staatsgedanken“, sagt man.

Aber was für einen Staatsgedanken?

„Den Gedanken des deutschen Rechtsstaates.“

Ist derselbe verwirklicht?

„Nein, aber doch in der Verwirklichung begriffen.“

Gut, ich will dahingestellt sein lassen, bis wie weit diese Verwirklichung zur Stunde vorgeschritten sei; aber vollendet kann sie nicht werden auf dem principlosen Wege der Opportunitätspolitik. Dem katholischen Frankreich muß sich ein protestantisches Deutschland gegenüberstellen. Damit ist alles gesagt, so man, wie ich thue, unter „protestantisch“ jenes germanische Princip der Freiheit versteht, wie unsere großen Seher, unsere Lessing und Schiller, es gefunden und verkündigt haben. Ich weiß gar wohl, daß die Herren, welche sich Realpolitiker dünken, wenn sie das ideale Moment im weltgeschichtlichen Prozesse leugnen, sich gewöhnt haben, das Wort Freiheit nur mit Achselzucken auszusprechen. Und doch faßt dieser Begriff alles in sich, was das Leben werth macht, gelebt, gekämpft und gelitten zu werden.

Wenn sich gegen den breitspurig einherwälzenden, alles vergemeinernden, verschlammenden, versumpfenden und verpestenden Strom des Materialismus nicht eine ideale Gegenströmung aufmacht, nicht bald und gewaltig aufmacht, so wird das deutsche Reich nicht

ausgebaut, der deutsche Rechtsstaat nicht begründet, das dem romanisch-katholischen Autoritätsprincip entgegenzustellende germanisch-protestantische Freiheitsprincip nicht in Thätigkeit gesetzt werden.

Kein unbefangenen und gerecht Urtheilender wird verneinen, daß die Folgen der von Rathhern und Dächern und Ecksteinen gepredigten materialistischen Weltanschauung in traurigster Weise sich spürbar machen. Wie ein hungriger Wolf geht der Genußteufel um und die Zahl seiner Anhänger heißt auch in Deutschland Legion. Ein Pfui der Arbeit und ein Hoch dem Müßiggang! Lasset uns gaunern und genießen, lasset uns schwindeln und schwelgen! Was Geist! Was Ideal! Das Gold ist Gott und der Genuß das höchste Gut! Die Tugend ist ein Thorenwahn und die Ehrlichkeit das einzige Laster! Lasset uns die Lust als höchstes Gesetz proklamiren, lasset uns die Orgie der „freien Liebe“ durchrasen, und wenn wir ausgeschwindelt und ausgeschwelgt, wenn die Bitterkeit der Daseinsbese unsern Rippen naht, dann her mit der Cyanaliphiole oder mit dem Revolver!

So die höllische Botschaft, und wer kann bestreiten,

daß ihr heißer Pesthauch auch schon die Zukunftssaat, die Jugend, zu versengen angefangen habe?

Aber wir müssen durch!

Die Schlammflut hat ihren Höhepunkt noch nicht erreicht. Dann muß sie sich ja erst verlaufen, bevor die Leute die von ihr verursachten Verwüstungen ganz überblicken können. Damit wird eine Zeit der Trauer und Noth anheben, eine jener Zeiten, wie sie nach den großen weltgeschichtlichen Krisen und Katastrophen eintreten pflegen. Aber solche Passionszeiten der Menschheit sind sehr gesund für sie und hochnothwendig. Sie lassen die Menschen die Sünden ihres Hoch- und Uebermuthes gehörig abbüßen, überführen sie ihrer Schwäche und stacheln doch zugleich alle ihre besseren Kräfte zu neuer Thätigkeit auf. Dann regt sich im Menschen alles „was sterblich nicht in ihm“. Die Kulturarbeit beginnt von neuem und zwar unter Anrufung der Götter, der Ideale, der durch keinen Syllabus materialistischer Unfehlbarkeit dem menschlichen Bewußtsein zu entfremdenden Urideen des Rechten und Schönen.

Aber was ist eigentlich das Rechte? Was ist eigentlich das Schöne? Sind es am Ende aller Enden

nicht auch nur Uebereinkommnisse, Einbildungen, Illusionen?

Möglich, wahrscheinlich, gewiß sogar. Wenn jedoch die Menschheit nicht zur Thierheit rückschreiten soll, kann sie dieser Uebereinkommnisse, Einbildungen, Illusionen nun und nimmer entbehren. Ebensovienig des Pflichtgeföhls, welches ja die Konsequenzenzieher der Kraftstofferei ebenfalls als ein verbrauchtes Möbel beiseite stellen wollen. Man kann vollständig mit dem Herrn von Hellwald einverstanden sein, wenn er meint, das Gesamttergebniß der Kulturgeschichte in ihrer natürlichen Entwicklung werde sich in dem Satze zusammenfassen: „Das Menschengeschlecht, seine Kultur, sein Ringen und Streben, seine Schöpfungen und Ideale sind gewesen — wozu?“ und man kann dennoch wünschen, daß die Menschen nicht bestialisch, sondern menschlich mitammen leben möchten bis zuletzt.

Das zu erreichen, festzuhalten, zu vervollkommen wird aber auf dem Wege materialistischer Mechanik nicht möglich sein. Der menschheitliche Lebensproceß bedarf nicht nur stofflicher, sondern auch sittlicher Elemente. Am Ende ist es doch immer wieder der

menschliche Gedanke, welcher die Antriebe materieller Nothwendigkeit civilisatorisch wirksam macht. Ideen, Ideale, Götter müssen sein, die Kraftstoffel mögen dagegen toben, wie sie wollen.

Die deutsche Philosophie trifft das richtige, wenn sie, nachdem sie aus dem Irrgarten der Hegelei endlich sich herausgearbeitet hat, wieder an Kant anzuknüpfen sucht. Der große Prophet von Königsberg hat seine Mission noch lange nicht erfüllt. Denn um unseres Landes willen wollen wir hoffen, daß auch ferne Geschlechter noch von Kant lernen werden, was dem gegenwärtigen so sehr zu wünschen wäre: Arbeitsfreudigkeit, neidloses Sichbescheiden und den kategorischen Imperativ der Pflicht.

Können doch nur Thoren darüber sich täuschen, daß unser Volk seiner besseren und besten Eigenschaften und Kräfte gar bald benöthigt sein dürfte. Hinter dem Kampfe mit Rom warten weitere Kämpfe. Und schon dieser Kampf mit Rom, in welchem Deutschland — natürlich ohne Habedank — die Sache aller civilisirten Völker führt, schon dieser Kampf ist ein Streit mit einem Riesen, welcher keineswegs gleich den Riesen der

alten Sagen „so dumm wie lang ist“. Die Vorschritte, welche der Jesuitismus — denn dieser beherrscht ja nicht nur, sondern ist jegunder die katholische Kirche — in den letzten fünfzig Jahren gemacht hat, sind erschreckend, — erschreckend wenigstens für jeden, welcher in einem Religionskriege etwas erschreckliches sieht. Daß die Jesuiten auf einen solchen Krieg hinarbeiten, untersteht für einen Betrachter dessen, was sie in Deutschland, in Oestreich, in Frankreich, in Holland, in Belgien, in England, in Amerika vor sich gebracht haben, kaum einem Zweifel. Ihre Erfolge wären erstaunend, ja geradezu erstarrend, so man nicht wüßte, daß allzeit auf Erfolg rechnen darf, wer auf die Dummheit und Nichtswürdigkeit der Menschen spekulirt.

Oh, heilige Dummheit, dreimal heilige, du bist und bleibst doch das A und O der sogenannten Weltgeschichte! Denn du, fürwahr, bist der „ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht“. Beim Immermann hab' ich einmal gelesen, ein gutes Hohenstaufendrama zu dichten sei unmöglich, weil der Kampf zwischen Kaiser und Papst, das heißt zwischen Staat und Kirche, um welchen ja die Geschichte der Staufer sich drehte,

dem Verständniß und der Theilnahme unserer Zeit allzu fern liege. Zimmermann ist im Jahre 1840 gestorben und hatte kurz vor seinem Tode so geredet. Und jetzt? Und heute? Jetzt und heute ist der vor etlichen dreißig Jahren von einem doch gewiß gescheiden Manne für ganz versunken und verschollen, für so zu sagen unvorstellbar und undenkbar angesehene Kampf zwischen Kaiser und Papst wiederum im heftigsten Gange, und lebte der Schöpfer des westphälischen Hofschulzen und der blonden Lisbeth noch, so könnte er aus diesem Kampfe Verständniß, Theilnahme und Stimmung genug schöpfen, um selber ein Hohenstaufen-drama zu schaffen, das seinen Kaiser „Friedrich den Zweiten“ abstäche.

Aber es braucht ja nicht erst eins geschrieben zu werden, es spielt ja leibhaftig vor unsern Augen, wie es vormals in den Jahrhunderten des Mittelalters gespielt hat. Es liegt doch eine recht anständig lange Spanne Zeit — sechshundert Jahre ungefähr — zwischen damals und jetzt und trotzdem heute wiederum derselbe Streit um — wie ja wohl ein Humorist

sagen würde — um des Kaisers Bart und um des Papstes Tonsur!

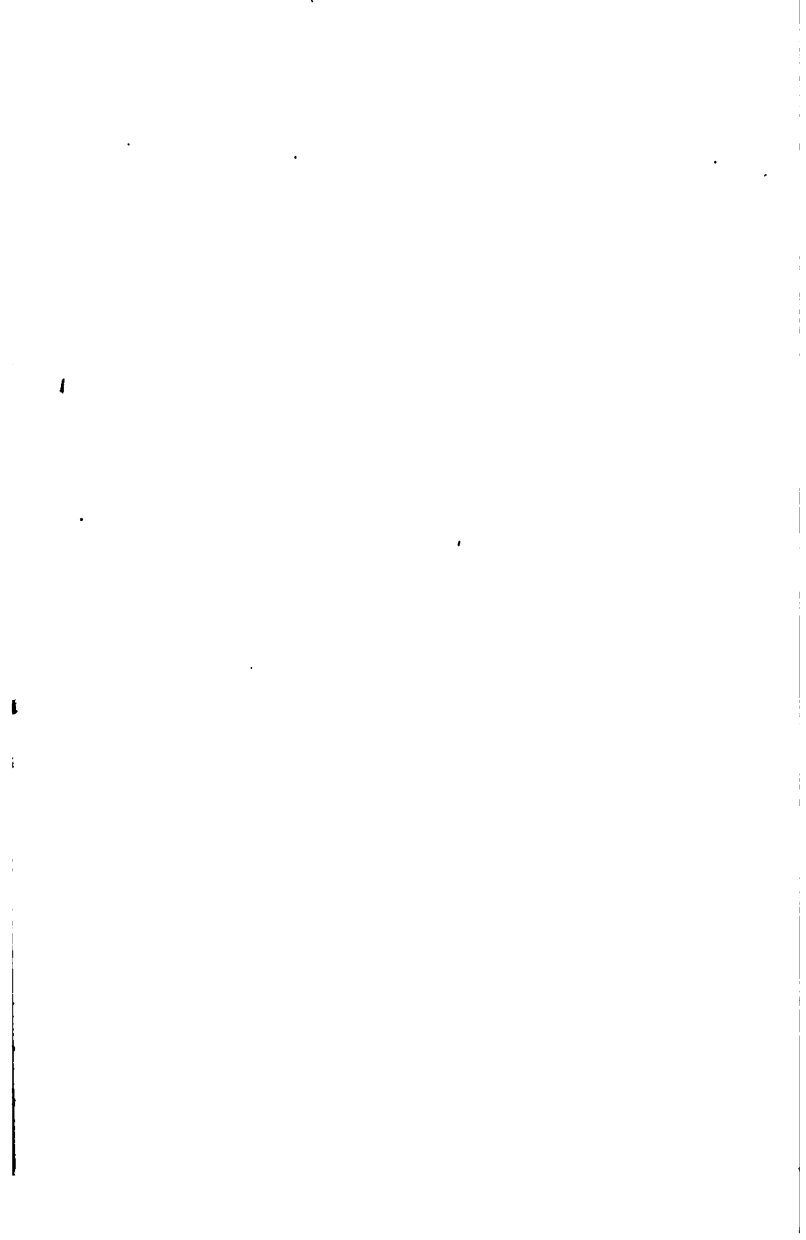
Hochheilige Dummheit, unsterbliche, gepriesen sei du! Denn dein ist die Kraft der Trägheit und die Macht der Gewohnheit und das Reich des Unverständes und der Beifall des größten Haufens in Ewigkeit! Amen.

Aus Elyston.

Vier harmlose Schreibbriefe des seligen

Basarias Binnober,

weiland Scholarch und Chorregent in Trippsdrill.



1.

Elision, November 1873.

Als ich noch lebte, das heißt, im christlichen „Zammerthal“ wandelte, und die Welt durch meine brennenden Pühneraugen ansah, erschien mir selbige so schwarz in schwarz gemalt, daß ich zweifelhaft war, ob ich aus Desperation unter die Schoppenstecher oder aber unter die Schopenhauer gehen sollte. Darüber verstarb ich und der Leichenprediger, einer jener zeitgemäßen homöopathischen Theologen, welche ein Hunderttausendstel Dogmaeffenz in einem Eimer rationellen oder gar „spekulativen“ Phrasenwassers auflösen, bedeckte meine Zweifel, Mängel und Fehler mit dem bekannten Mantel der christlichen Liebe, dessen Wärme ich bei dieser Gelegenheit zum ersten- und zum letztenmal zu verspüren bekam. Maßen ich im übrigen seit der Zeit, allwo ich erkannt, daß das Einmaleins eine unan-

sechtbare Thatfache und ich demzufolge weder mit den ehrwürdigen Concilsvätern von Nikäa glauben konnte, dreimal eins sei eins, noch mit dem ehrwürdigen Doktor Luther, zwei und fünf seien nicht sieben, sondern acht, „wann die Obrigkeit es sage“ — ja, maßen ich seit dazumal mir nie mehr geschmeichelt hatte, ein Christ zu sein, und also auch nicht nöthig befunden, mir das „Bekennniß“ des ehrwürdigen Doktor Strauß anzuschaffen, worinnen des breiteren das Geheimniß der Komödie, daß und warum wir keine Christen mehr seien, geoffenbart worden — maßen fernerweit . . . (uff! wie komm' ich nur mit dieser verhaspelten Periode zu Ende?) . . . mir in gähntampfhafter Erinnerung stand, was der Cardinal Damiani, dann Dante, Milton, Swedenborg, Klopstock, item Vater Kochem und noch verschiedene andere heilige Seher und Langweiler vom christlichen Himmel gesagt und gesungen haben, so konnte es, sag' ich, meinem Heidenthum nur wohlthun, daß es mit mir aus dem vorhin erwähnten Jammerthal nicht auf, sondern abwärts ging, ins homerisch-virgil'sche Elysion, dessen Schwelle überschreitend ich die Verse Hölderlins citirte:

..... „Zu euch,
 Ihr Theuren, komm' ich, die mich leben
 Lehren und sterben, zu euch herunter.
 Wie oft im Lichte dürstet' ich euch zu sehn,
 Ihr Helben und ihr Dichter aus alter Zeit!
 Nun grüßt ihr freundlich den geringen
 Fremdling und brüderlich ist's hier unten.“

In Wahrheit, verehrte Freundin, an welche ich diesen Brief und vielleicht noch weitere adressire, Sie können überzeugt sein, daß man „hier unten“ nicht allein recht „brüderlich“ lebt — es haben ja nur wissende und anständige Menschenseelen Zutritt zu den elysischen Gefilden — sondern auch bequem und behaglich. Die hinterwäldlerischen, so zu sagen pfahlbäuerlichen Zustände, welche obwalteten zu den Zeiten, als Keineke Odysseus und Mucker Aeneas diese Gegenden bereisten, sind längst abgethan und unser Haushofmeister Sir John Komfort hat es verstanden, unserm Etablissement alle Vortheile und Vorzüge der modernen Technik und Aesthetik anzueignen. Hier wird fortwährend des alten Ben Jonson „Every man in his humour“ aufgeführt, das heißt, man lebt nach Bedarf und Wunsch thätig oder träge, lustig oder

traurig, gesellig oder einsam; denn hier kann in der That „jeder nach seiner Façon selig sein“. Der, welcher vor Zeiten dieses berühmte Toleranzedikt ausgehen ließ, ist es in der That, indem er draußen am Ufer des Styr die frisch anlangenden Bismare, Riefotte und Knaacke, die römisch-rothen und lutherisch-schwarzen Bonzen tutti quanti, item alle die Kultusminister à la Raumer und Mühlner mit seinem welt-historischen Krückstock gehörig abpr—edigt, bevor sie in den Tartaros nebenan abgeliefert werden. „Noch immer nicht müde, über Sklaven zu herrschen, Majestät?“ fragte ich im vorbeigehen neulich den königlichen Stockprediger. „Müde oder nicht“ — brummte der Einzige — „man muß seine Pflicht und Schuldigkeit thun; vollends jezo, wo ältester und jüngster Unsinn und Fanatismus sich mit einander alliren.“ Und er wies mit dem Ende seines Stocksepters hinüber zum Tartaros, in dessen Vorhof sich gerade ein großes Publikum versammelte, weil die Insassen eine ihrer nicht allzu spärlich zugemessenen Frei- und Erholungsstunden hatten.

Ich muß hier, verehrte Freundin, die Zwischen-

bemerkung machen, daß die tartarische Anstalt nicht christlich-grausam à la Dante, Pater Kochem oder Calvin eingerichtet ist, sondern hellenisch human. Nur die allerärmsten Sünder sind zu der Strafe verdammt, täglich zehn Stunden lang die Protokolle römischer Concilien und lutherischer Synoden lesen zu müssen. Neuestens hat der gute Mephisto, wieder einmal von einer Kunstreise nach der Oberwelt zurückgelehrt, im Verwaltungsrathe des Tartaros vorgeschlagen, an die Stelle der Concilien- und Synodenprotokolle zur Abwechslung, beziehungsweise Verschärfung, die „Philosophie positive“ von Comte oder „Das Kapital“ von Marx oder die Schiebklarren voll Studien und Plänehefte treten zu lassen, aus welchen der arme Otto Ludwig selig seine Trauerspiele und Novellen so mühsällig herausquetschen mußte. Die Beschlussfassung hierüber schwebt noch, dagegen hat Mephisto — der, nebenbei bemerkt, im Sinne von Göthe's Faust (Thl. 2, Akt 3) die Antike mit der Romantik, den heidnischen Dis mit dem christlichen Teufel vermittelt — ja, er hat es durchgesetzt, daß verschiedene berühmte deutsche Autoren seu Reklamatoren unserer Tage, welche die

freie Kunst des Selbstbelobigungsschwindels zur höchsten Potenz erhoben haben, nach ihrem Tode im Tartaros als Vitfassäulen verwendet werden sollen.

Wohl also, folgte mit meinen Augen dem deutenden Stocksepter und sah, daß die Herren und Damen da drüben sich an einem echttartarischen Schauspiele erlustigten. Näher getreten, bemerkte ich, daß es eine Art von Improvisirtem Ballet war. Inmitten eines ungeheuren Zuschauerkreises tanzten Monsignore Splabus und Madame Phalanstère mitammen den von irgend einem gegenwartslosen Zukunftsmusikanten komponirten Rankan der Wahlverwandtschaft. Unter den lebhaft angemutheten Zuschauern, welche möglichst international aussahen, bemerkte ich den weiland Jesuitengeneral Vater Rothaan, und zwar, wie er Arm in Arm mit dem Socialistenpapst Feist Löb das Jahrhundert herausforderte. Die Vertraulichkeit zwischen den beiden war augenscheinlich groß. Die wilde Ehe zwischen Schwarz und Roth ist demnach in der Hölle geschlossen. Wie schmutzig das Braun der Sprösslinge dieses Konkubinats, werdet ihr in der Oberwelt bald sattjam wahrnehmen können.

Da ich aber von Ehen spreche, so will ich Ihnen, verehrte Freundin, gerade auch noch meine eigene Verhehlungskarte zusenden. Sie brauchen jedoch nicht aufzufahren und auszurufen: „Was, der Mensch hat sich noch beikommen lassen, zu heiraten?“ Sparen sie die Interjektionen, Verehrteste. Meine Ehe ist keine wilde, sondern eine so zahme, wie sie nur irgendwo im Buche steht. Die Sache ist, ich traf hier im Elysion, also im Himmel, wo ja bekanntlich mitunter auch Ehen geschlossen werden, wieder mit einer Dame zusammen, der ich schon in meiner Jugend zeitweise sehr beflissen den Hof gemacht hatte, nämlich mit einer alten — Verzeihung! ich wollte sagen, mit einer nicht mehr ganz jungen Freundin von Ihnen, mit Fräulein Hagia Cironeia. Sie war, wie Sie sich erinnern werden, zur Zeit, als die romantische Schule bei uns in Deutschland grassirte, die hochgefeierte Theetischmuse und Ballkönigin. Nachmals kam sie etwas in Verstoß, wie ein vielsagender und mehr verschweigender terminus technicus des östreichischen Kanzleistils lautet. Sie selbst meint, der Grazien I, der Heine, habe sie kompromittirt. Das verleidete ihr den

Aufenthalt im christlichen Jammertal und sie begab sich auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege der Exantalkisation hierher ins Ellysium, welches ja auch von rechtswegen ihre eigentliche Heimat war und ist. Uebrigens hat sie sich wunderbar konservirt, so wunderbar, wie sich eben nur die Hagia Cironeia in Person konserviren kann. Wir erneuerten unsere alte Bekanntschaft, unsere schönen Seelen fanden sich, was mit um so weniger Umständen geschehen konnte, als uns ja die Leiber auf der Reise zur Unterwelt abhanden gekommen waren, und wir gingen eine obligatorische Civilehe ein, auf eigene Faust so zu sagen, sitemalen wir nicht so lange warten wollten, bis der betreffende Gesetzesvorschlag durch das preußische Herrenhaus gedrangsallirt wäre. Gewiß, liebe Freundin, es wird Sie freuen, zu vernehmen, daß mir die gute Laune meiner Eheherrin — denn die Herrinnen seid und bleibt ihr doch alle in der Ehe, falls ihr es auch nur halbwegs gescheid anstellt — mein geistweises Dasein so zu sagen himmelblau und rosenroth austapezirt hat, so daß meine Seele — sit venia verbo — vor lauter Wohlbehagen eine Art Bauch angelegt hat. Ich bin

nach Ueberwindung aller möglichen und unmöglichen Standpunkte jezo glücklich auf dem, wenn ich so sagen darf, Pfifferlingsgipfel angelangt. Tief unter mir liegt nicht nur Sansara, sondern auch Nirwana, nicht nur das Bewusste, sondern auch das Unbewusste, der dumme Welt Schmerz hat sich mir aufgelöst in eine lustige Scherzwelt und Hand in Hand mit meiner Herrin ruf' ich: Vive la bagatelle!

Schade nur, daß selbst das Glück eines Elfsionärs kein ungetrübtes oder wenigstens kein ununterbrochenes ist. Ich bin nämlich bei meinem Herabkommen vor dem bekannten Schöffengericht, welches den mehr oder weniger armen Seelen ihre Plätze anweist, nicht ganz schlecht, aber auch nicht ganz gut bestanden. Der advocatus diaboli entrollte vor den Herren Todtenrichtern ein erschrecklich langes Sündenregister. Ich wußte mich indessen ganz leidlich aus demselben herauszubeißen, blieb aber doch an einem Haken hängen. In dieser „schwebenden Bein“ packte mich nun die Anklage mit aller Macht und ich mußte mich schließlich als der Schuld, auch nach erreichtem Schwabenalter mitunter noch an die Menschen geglaubt

zu haben, überwiesen bekennen. „C'est bien pis qu'un crime, c'est une faute“, runzelte Schöffe Rhadamantios mich an — „Dummheit ist aller Laster Lotterbett.“ Schöffe Neafos dagegen, welcher, wie ich seither erfuhr, den Humanitätsdusel vieler deutschen Juristen, daß man die Verbrecher nur noch mit Glacéhandschuhen anfassen und Räuber, Brandstifter und Mörder nur als „verirrte Brüder“ betrachten und behandeln solle, mitduselt, sagte etwas von mildern den Umständen und in anbetracht derselben gab Präsident Minos schießlich das Verdikt: „Arme Seele hat für die nächsten zwanzig Jahre allmonatlich auf drei Tage in das irdische und christliche Jammerthal zurückzukehren, um die erwähnte Dummheit abzubüßen und abzuthun. Im übrigen steht Elhsion ihr offen.“ Natürlich dankte ich höflich für diesen „sanften Spruch aus des Todtenrichters Munde“ und auf mein Befragen erklärte mir der Herr Präsident mit der Artigkeit eines geborenen Gentleman, daß ich die drei Monattage immer nach eigenem Belieben wählen könnte und bei meinen Buschwanderungen auf Erden aller Vortheile reisender Geister theilhaft sein sollte. Nach

meiner Heirat habe ich auch noch die Erlaubniß nach-
gesucht und herausgeschlagen, daß meine theure Giro-
neia, falls es ihr gefiele, mich auf meinen Besserungs-
reisen begleiten dürfte.

Vor etlichen Tagen sind wir nun von unserem
ersten Ausfluge heimgelehrt, nichts weniger als erbaut
oder auch, wenn Sie wollen, Verehrteste, sehr erbaut.
Denn was wir bei euch droben gesehen und gehört,
entspricht ja ganz unserer Philosophie der Urnichtigkeit
und Bagatellerie. Spräche ich nicht zu einer Dame
und hielte ich überhaupt nicht darauf, parlamenta-
rischer Ausdrücke mich zu bedienen, so würde ich keinen
Anstand nehmen, freisam zu sagen, ich hätte es nur
in der Ordnung gefunden, daß der ganze alte Erdenlohl
noch immer gewohntermaßen im Topfe der Narrethei
schmort, über einem Feuer, das wie allzeit vom Hun-
ger und von der Liebe genährt wird, obzwar die Hypo-
thesenjäger diese Brennstoffe im jekunder modischen
Jägerlatein „Kampf ums Dasein“ und „Zuchtwahl“
nennen.

Hatten unsern Gang oder Flug, wenn Ihnen das
geistermäßiger klingt, zuerst nach Frankreich gerichtet.

Sie wissen ja, ich war bei Lebzeiten weder ein verbürnter noch ein vermengelter Patriot und habe selbst arndtisch vernagelten Eichelkfstgängern gegenüber allzeit offen bekannt, daß mir an den Franzosen dies und das gefiele. Und vollends an den Franzöfinnen! Erinnern Sie sich, liebe Freundin, wie wir eines Tages mitfammen die Boulevarbs entlang gingen und ich immer wieder stehen blieb, um den Pariserinnen nachzugucken? Sie fagten zuletzt etwas ungeduldig: „Was haben Sie denn nur an den koletten Dingen zu bewundern?“ Vor allem ihren Gang, Verehrte, entgegnete ich. Auch der ist Koletterie, ich weiß es, aber er ist doch allerliebft und verhält fich zu der Gangweise unserer vortrefflichen Landsmänninnen genau fo, wie fich das franzöfifche Kunsthandwerk zum deutschen verhält: leicht, luftig und grazibß — fchwer, folid und plump. Sehen Sie doch hier, was für ein Rhythmus in den Bewegungen diefer zierlich beschuhten Füßchen! Mir kommen wahrhaftig die Donaunizen im Nibelungenlied in den Sinn, wie fie dem grimmen Hagen erfchienen: „Si fwebeten fam die vogele vor im uf der fluot.“

Nun, die Ganggrazie der Französinen ist die alte geblieben und sie wissen damit noch immer so virtuofisch zu kokettiren, daß man geneigt ist, die Kunst für Natur zu nehmen. Auch bei den jezo in die Mode gekommenen Wallfahrten und Processionen wissen sie ihre Füßchen und noch etwas mehr gar niedlich sehen zu lassen, zur nicht geringen Erbauung der Herz-Jesu-Träger vom Militär und Civil. Diese Wallfahrten und Processionen! Das dickste Mittelalter! Ich sah mich überall nach Peter dem Eremiten um. Und doch merkte man bei näherem Zusehen sofort, daß diese ganze Mittelalterei auch nur eine Komödie. Noch dazu eine jämmerlich inscenisirte und schlecht gespielte. Die Jesuiten waren früher viel geschicktere Regisseure. Wie sehr ließ bei allen den Erscheinungen der verschiedenen Müttergottes das Arrangement die berühmte französische „Mache“, den geschmackvollen pariser Schnitt und Schick vermissen! Frau Cironeia bemerkte: „Man sollte meinen, die Franzosen hätten ihre Fünfmilliardenschuld an die deutschen Sieger statt in Gold, Silber und Papier in lauter Esprit bezahlt, alldieweil leztere Münzforte ganz aus dem Lande ver-

schwunden ist.“ In Wahrheit, hinter allen Revanchegrimassen, Muttergottespoffen und Herz-Jesuschwindeleien, hinter allen den Republik- und Monarchiephrasen, hinter allen den so oder so maskirten Personen- und Parteigoisimen tritt eine so flagrante Geistesarmuth hervor, ein so notorischer Kapacitätenmangel, daß man, so das Frankreich von 1793 ein Pandämonium heißen konnte, finden muß, das Frankreich von 1873 habe die bedenklichste Aehnlichkeit mit einem Pantretinium.

Aber, ach, verehrte Freundin, wie Krähwinkel und Flachsenfingen auch im neuen deutschen Reiche noch immer sehr zerstreut liegen, so wuchert das Kretinische keineswegs nur in Frankreich. Wir nahmen unsern Weg von dort nach Deutschland über die Schweiz und lasen unterwegs — in Parantese gesagt und vom „Kretinischen“ einstweilen abgesehen — die in Straßburg gekaufte Novelle „Ultimo“ von Spielhagen. Ich meinstheils ergökte mich an der Brandmarke, welche der Autor mittels seiner Zeichnung der Familie Goldheimer dem herzlos-gemeinen Geldjudenthum aufgedrückt hat; meine Mitleserin jedoch meinte mit etwas niedergezogenen Mundwinkeln, die Dampf-

geschwindigkeit, womit der Herr Doktor Wild von dem hohlen Grasaffen Melanie zu der braven Christiane sich zurückbekehrte, sei eben keine poetische Hexenmeisterei . . . In Schaffhausen hatten wir Gelegenheit, wieder einmal ein sehr erweckliches Kapitel der Religionsgeschichte zu lesen, im Gerichtssaal, allwo ein frommes Geschwisterpaar auf der Anklagebank saß. Und siehe, der Bruder hieß mit Namen Albert und die Schwester war da genennet Ida. Und hatten die beiden gewohnet auf einem Landgute unweit der Stadt und war selbiges Landgut benamset der Bohnenberg und war seit erkledlicher Zeit für die Erweckten weitem gewesen das Gezelt Israels und ein Berg Zion und eine Stiftshütte und das Allerheiligste darinnen. Und es war geschehen, daß schon im Jahre des Herrn 1868 aus bemeldeter Stiftshütte ein sonderbarlicher Ruch ausgegangen in die Welt, ein Wohlgeruch in den Nasen derer, so da drinnen, aber ein Standafruch in den Nasen derer, so da draußen. Und hatte sich erhoben ein großes Geschrei unter den Goyim, daß der Bohnenberg eigentlich ein Venusberg, worinnen geräuchert werde nicht vor dem Baal, wohl aber vor

der Baaltis. Aber siehe, die Ältesten und Schriftgelehrten von Schaffhausen verabredeten sich unter einander und sprachen: Lasset uns ersticken den Rauch und den Ruch in der Stille, auf daß unser Land nicht stinkend werde in den Nasen der Fremden. Und sie thaten so. Doch siehe, die Erstickung vergedte und das Feuer brannte fort und schlug schließlich zu Ungeheuerlichem und zu einem Gräuel aus dem ff aus. Denn wieder einmal wurde im Bohnenberge die alte Geschichte neu, daß Unzucht und Grausamkeit Zwillingsschwestern seien und daß der Beitanz der Morderei in Roth- und Blutlachen zu endigen pflege. Und also geschah es, daß ein richtiger Schlußlogismus des frommen Blödsinns sich vollzog, und hießen die Prämissen: fanatisches Judenthumb und orthodoxer Teufelsglaube, und waren die Konsequenzen: geistlicher Hochmuth, Blutschande und Kindesmord.

Ich weiß wohl, liebe Freundin, daß es sich für einen Elisionär nicht schickt, „von der Menschheit ganzem Jammer angefaßt“ zu werden. Dennoch war ich es beim Herausgehen aus dem Gerichtsal, wo dieses grauenhafte Stück von Wahntragik vorgeführt

worden. Meine kühlere Begleiterin bemerkte es und sagte: „Was hast du denn? Du solltest doch nachgerade alt genug geworden sein, um zu wissen, daß die Dummheit währet ewiglich.“

Ellyston, December 1873.

„Ich nahm den Stab zu wandern,
Durch Deutschland ging die Fahrt —“

und darum, verehrte Freundin, werden Sie es ganz in der Ordnung finden, daß uns hart hinter dem Gränzstein schon ein Buch begegnete. Ein „Buch in Hosen“ diesmal. Wir erkannten in dem eiligst daherkommenden einen Mitelysionär und berühmten Gelehrten, welchem vor Zeiten der gottlose Ruge das Epitheton ornans „poëseos teutonicae podex“ angehängt hatte, vermuthlich in der Meinung, besagtes Buch in Hosen habe seine große Geschichte der deutschen Poesie im verwegentsten Sinne des Wortes erfessen. Jedenfalls hatte das fünfbändige Sizen einen bedauerlichen Einfluß auf die Gehirnssekretionen des Mannes geübt, denn es ward kläglich offenbar, daß der Kanal

der logischen Gedankenabsonderung gänzlich verstopft worden. Daraus erklärte es sich, daß der Gute, nachdem er viele Jahre lang die deutsche Einheit gepredigt hatte, aus Gram verstarb, weil dem König von Hannover seine Krone, dem Kurfürsten von Hessen seine Kurfürstenmütze und dem Herzog von Nassau sein Herzogshut gelegentlich abhanden gekommen.

Wir begrüßten uns und es ereignete sich folgender Trilog.

Ich: Was thun denn Sie hier oben, Verehrtester?

Buch in Hosen: Davon nachher. Sagen Sie mir, die Sie wohl geradenwegs von unten kommen, was macht der göttliche Shakespeare?

Ich: Der göttliche Shakespeare hat sich vorgestern Abend am Theetische der Madame Staël den Buckel voll gelacht über die Einfälle seiner Aus- und Unterleger. Besonders gaudirte ihn die angeblich shakespeare'sche Aesthetik, welche der kürzlich bei uns angelangte Otto Ludwig entwickelte. Der Dichter goß sehr viel Ruhm in seinen Thee und rief, nachdem der gute Ludwig einen Abschnitt seiner „Shakespearestudien“ vorgetragen hatte, lachend aus: „Beim Bauche Fal-

staffs, jetzt erst weiß ich, was für ein Kreuzschloßschwerendöther ich eigentlich gewesen bin!"

B. i. H.: Ach, ich weiß, mein Bester, Sie gehören zu den Profanen und Publitanen, die — die — entschuldigen Sie, ich habe Eile . . .

Ich: Nun, so sagen Sie doch, auf was Sie aus sind und woher des Landes?

B. i. H.: Komme von Leipzig. Sie wissen, es ging vor etlichen Tagen bei uns im Elbsium die bedenkliche Sage, ein Dilettant, ein Bönhase, ein Komödienschreiber habe es gewagt, ein Buch — was sag' ich, ein abscheuliches Pamphlet, ein infames Libell zu verfertigen, betitelt „Die Shakspearomanie“, worin er mir — merken Sie wohl, mir und nebenbei auch andern Kennern und Verehrern des göttlichen Briten den Krieg machen zu wollen sich unterstand. Was sagen Sie zu dieser Ungeheuerlichkeit?

Eroneia: Es ist allerdings ein schauderhaftes Attentat. Der Junftzopf muß sich darob von rechtswegen himmelan bäumen.

B. i. H.: Alles, was sich bäumen kann, muß es thun. Dieses monströse Machwerk von Libell —

„Es ist ja wie ein Riß in der Natur,
Wo Untergang vernichtend einzieht . . .“

und um nun, wo immer möglich, den Untergangsriß
zu verstopfen —

Eir.: Ich glaubte, Sie hätten mit Verstopfungen
ohnehin schon mehr als genug zu schaffen.

B. i. S.: Gnädige Frau belieben spitz zu sein.

Eir.: Bitte, parodieren Sie einem anständigen
Frauenzimmer gegenüber nicht die Auslassungen Ham-
lets gegen Ophelia.

Ich: Sie müssen meine Frau entschuldigen: sie
ist heute nicht ganz rosigter Laune. Sonst hätte sie
sicherlich nicht gewagt, einen der edelsten der Edlen
vom anno 1848 zu unterbrechen. Also Sie wollten
den erwähnten Riß zustopfen?

B. i. S.: Ja, nahm für etliche Tage Urlaub
brunten und eilte nach Leipzig, um dem schändlichen
Attentäter den Kopf zurechtzusetzen. Er war aber,
mir zum Pöffen, gerade vor meiner Ankunft mit Tod
abgegangen.

Ich: Und ist bereits im Elision angelangt.

B. i. S.: Was? Nun, da hört alles auf! Aber

ich fürchtete es bei der herrschenden Begriffesverwirrung und eilte daher, um noch rechtzeitig vor dem Todtengericht als Belastungszeuge auftreten zu können. Leider machte ich einen kleinen Abstecher nach Kassel, um daselbst dem mit der frevelhaften Vertreibung des kurfürstlichen Fußtrittgebers besiegelten Untergang der deutschen Freiheit eine patriotische Thräne nachzuweinen. Und inzwischen ist der Bönhase in die Seligkeit gerutscht? Aber ich werde ihn an seinen Platz stellen, ich!

Ich: Was wollen Sie denn thun?

B. i. H.: Noch ein Buch schreiben, natürlich, und zwar ein Buch von respektabelster Dicke, worin ich mit erschöpfender, mit erschöpfendster Gründlichkeit erörtern, darthun, beweisen will, nicht allein, daß Shakespeare gerade so der Dichter der Dichter wie Händel der Musiker der Musiker, sondern auch, daß der Weltgeist unmittelbar als Dicht- und Tonkunst in diesen beiden sich geoffenbart habe.

Er.: Bombar!

B. i. H.: Ja, darthun und beweisen, unwidersprechlich, sonnenklar beweisen will ich — was ich

übrigens bereits bewiesen und festgestellt habe — daß zum Shakespeare und zum Händel die sämmtlichen übrigen Dichter und Musiker sich verhalten, wie zum Koriander der Mäusebrett sich verhält.

Er.: Bombalobombax!

B. i. H.: Diese Schwachmattiker und Schmachtlappen, diese Lessing, Göthe und Schiller, was sind sie, verglichen mit Shakespeare dem Größten, Einzigen, Göttlichen? Nichts, rein nichts. Als die Vorsehung den Shakespeare und den Händel geschaffen, konnte sie sich füglich zur Ruhe setzen; denn . . .

Er.: Bombombalobombax!

Damit hatte das Gespräch ein Ende. Denn der gefeierte Shakespeareman warf, als stände er auf seiner Kathedra und diese mindestens auf der Spitze des Montblanc, einen zerschmetternden Blick auf meine Begleiterin herab und ging ohne Abschied eilends davon.

Ich gestehe, verehrte Freundin, es gefiel mir daß und machte mir großen Spaß, daß meine Eheherrin den Associés der besten und edelsten Biedermaierfirma von 1848 mit einem aus dem Aristophanes bezogenen

Hausmittel so hübsch und artlich abgeführt hatte. Wissenden — und Sie sind ja sehr eine Wissende — braucht man nicht zu sagen, daß dem Shakspeare gegeben werden soll, was dem Shakspeare gehört. Item, daß der Schöpfer des Macbeth, des Lear und Hamlet groß genug ist und bleibt, um die Kritik vertragen zu können. Gerade darum verdient die Fehde, welche früher schon Klümelin und jetzt wieder Benedix gegen die Shakspearenarren begonnen hat, alle Beachtung und verdient die Tapferkeit, womit die Fehde geführt wurde und wird, den Dank aller Verständigen. Freilich überspannt Benedix sehr oft seinen Bogen ebenfalls und schießt demzufolge gar häufig über das Ziel hinaus. Aber er sowohl als Klümelin haben doch manchen Zweckschuß gethan und haben die neuestens durch Servinus proklamirte und durch Otto Ludwig zur höchsten Potenz der Narrheit erhobene Vergötzung Shakspeare's ins Herz getroffen. Von einer höchsten Potenz der Narrheit zu sprechen, ist man sicherlich berechtigt, wenn man die Shakspearenarren faseln und fistuliren hört, die „Fehler“ ihres Gözgen seien

eigentlich „Vorzüge“, ja seine „Missgriffe“ seien wirkliche „Meistergriffe“.

Frau Cironeia guckt mir über die Schulter und sagt: „Wie du dich nur so ereifern magst! Als ob Narren nicht närrisch schwagen sollten! Und du könntest doch wissen, daß der fürchterlichste aller Narren der deutsche Philister ist, wenn er sich glücklich dazu gebracht hat, für etwas zu schwärmen oder gar zum Fanatiker sich aufzublähen. Uebrigens ist die Spatspearomanie im Grunde ganz ungefährlich. Der große Brite wird niemals im besseren und besten Sinne des Wortes populär werden; denn die Frauen werden und können ihn nicht lieb gewinnen. Wie soll eine gebildete und sittsame deutsche Frau des 19. Jahrhunderts — von den Mädchen gar nicht zu reden — einen Pöbel wirklich lieb gewinnen können, welcher nur für das englische Publikum des 16. und des beginnenden 17. Jahrhunderts geschrieben hat? Und nur für das Theaterpublikum von damals, wohlverstanden! Ueberhaupt für eine Zeit, wo auch am Hofe der „jungfräulichen“ — *lucus-a-non-lucendo-jungfräulichen*, warf ich ein — „Königin Befß Sanct

Zotologos der am häufigsten angerufene Heilige war und zarteste Hoffräulein zum Frühstück Häringe aßen und tüchtig Bier tranken, item wohl auch gelegentlich in die Wochen kamen“.

Das ist's ja eben, entgegnete ich, daß die Shakspearenarren, welche charakteristischer Weise in England selbst nur ganz sporadisch vorkommen, in Deutschland dagegen grassiren, ihren Götzen beharrlich unserer Zeit als größten nicht nur, nein, als einzigen Dichter aufschwätzen, aufzwingen wollen. Und um das zu bewerkstelligen, scheuen sie nicht vor der Unverschämtheit zurück, uns weismachen zu wollen, unsere Lessing, Göthe und Schiller seien, mit Shakspeare verglichen, eigentlich nicht der Rede werth. Als ob Lessing in der Kunst dramatischer Komposition und Charakterzeichnung den Briten nicht weit überträfe! Als ob irgend eine Tragödie Shakspeare's an tiefdurchdachtplanmäßiger Fundamentirung und künstlerisch-meisterlichem Aufbau mit den Tragödien Schillers sich messen könnte! Was Göthe betrifft . . .

„Um“, meinte Frau Eironeia, „dem Göthe geschieht ganz recht, wenn ihn die Shakspearenarren in die

zweite Linie stellen, hat er doch selber das Signal zur Shakspearomanie in Deutschland gegeben.“

Wahr, aber nicht minder wahr, daß der Götthe den Shakspeare, wie an Umfang und Vielseitigkeit des Genius, so auch an Kunst weit, weit hinter sich läßt. An Schöpfungen wie der Faust, wie die Iphigenie, wie Hermann und Dorothea hätte Shakspeare's Dichtergeist selbst in seinen höchsten Aufschwüngen gar nicht zu denken vermocht, weil er eben ein Stockengländer des 16. Jahrhunderts war. Summa: Die Dichtung Götthe's und Schillers steht für uns Deutsche ebenso über der Shakspeare'schen wie die Kultur unserer Zeit über der Bildung des Zeitalters der Elisabeth und Jakobs des Ersten. Der Unsinn und die Frechheit der Vergötzung Shakspeare's namentlich auf Kosten Schillers wurden bekanntlich zuerst durch die Herren und Damen der romantischen Schule bei uns aufgebracht. Diese Ansassen von Impotenzheim und Nullingen sind eben vor Neid auf Schiller, dessen ungeheure Macht ihnen die eigene Ohnmacht so erdrückend zum Bewusstsein brachte, ganz grüngelb angelaufen und alle ihre Auslassungen gegen den großen Meister sind so recht

gellsüchtige. Ganz widerlich vollends wird das anti-schiller'sche Genörgel der Romantiker in den Mäulern von emancipirten Weibern jener Zeit, von Weibern wie die Dorothea Mendelssohn-Weit-Schlegel und die Karoline Böhmer-Schlegel-Schelling, deren unsaubere Geschichte man besser in dem romantischen Halbdunkel ließe, statt dieselbe mit breiter Geschwägigkeit auf den Markt zu bringen und in die Tageshelle zu stellen

Derweil hatten wir unsere Schritte der bekannten großen „Pfaffengasse“ des deutschen Reiches zugelenkt, an deren Eingang wir uns die Nasen zuhalten mußten: ein so infamer Kuttenduft schlug uns entgegen, noch dazu ein so zu sagen complicirter; denn es stank mit vereinten Kräften von westphälischer Zunfterei und rheinprovinzlicher Bonzenschaft. Wir mußten aber vorwärts, maßen ich eine Bestellung von dem Socialistenpapst Feist Löb an den Bischof von Dingsda auszurichten übernommen hatte. Wir in der Unterwelt sind nämlich geschmeid genug, uns um einer oder auch um verschiedener „Hekubä“ willen nicht persönlich anzuseinden. Darum leben wir mit unsern Nachbarn vom Tartaros auf dem Fuße des comment sus-

pendu, wie die Studenten sagen, und verkehren auf der großen, zwischen unsern Wohnstätten gelegenen Asphodeloswiese friedsam und freundlich, gentleman- und ladylike mit ihnen. Wohl, hatte also einen Auftrag an den Hochwürdigsten von Dingsda, der es so sinnreich und charakterfest verstanden hat, seine Inful zu einem Topfe zu machen, in welchem je nach den Umständen eine Fallibilitätsuppe gekocht oder ein Infallibilitätsbraten geschmort werden konnte.

Von meinen Begegnissen in der bischöflichen Pfalz und in sonstigen rheinländischen cameris obscuris jedoch ein andermal. Denn das, verehrte Freundin, erfordert wohl einen eigenen Brief. Der heutige scheint mir ohnehin schon länglicht genug. Aber zweierlei muß ich doch noch erwähnen.

In Bonn hörten wir ein großes Concert mit an, welches nur moderne, modernere, modernste und allermodernste Musik vorführte. Schauder! Wir sahen vor lauter Bäumen den Wald nicht, das heißt, wir hörten vor lauter Tönen keine Musik. Die Zuhörer und Zuhörerinnen langweilten sich, daß sie vor verhaltenem Gähnen kinnbackenkrämpfig wurden, klatschten aber

doch wüthend, wahrscheinlich, um sich den Frost aus den Gliedern zu treiben. Für Frau Cironeia war es, weil ihrer Weltanschauung entsprechend, sehr erfreulich, wahrnehmen zu können, daß die Damentoilette jetzt mehr und mehr zum Pompadourstil und zur Dubarrymanier zurückgekehrt sei. „Denn die Dummheit währet ewiglich.“ Meine Eheherrin machte auch noch die Bemerkung: „Hast du beachtet, daß besonders modisch aufgebaute Damen Ohrenringe tragen, welche den Durchmesser eines kleinen Tellers haben? Ganz wie Tanit, die große Göttin von Karthago. Es fehlt jetzt nur noch der Nasenring der ostindischen Götzenbilder, und auch der wird kommen.“ — Aber, Liebste, bedenke doch unser Klima mit seiner monatelangen Schnupfzeit! — „Ja, die wird allerdings die Nasenringemode etwas unbequem machen; doch das thut nichts, die Siegerin Mode besiegt alles und: Je häßlicher, desto schöner! lautet ihr Feldgeschrei. Im übrigen ist es mit unsern Damenmoden gerade wie mit der Shakspearomanie. Beide Narrheiten ersfließen aus der schon vom alten Herder gezeißelten „gutmüthig-trägen Eserei“ unserer mehr oder weniger lie-

ben Landsleute, alles Fremde schön zu finden, weil es fremd. Wären die Shakspeare'schen Stücke im 16. Jahrhundert deutsch in Deutschland geschrieben worden, so würde es bei uns keine Shakspearenarren geben.“ — Da sprichst du ein großes Wort gelassen aus und noch dazu ein wahres, welches auch beispielsweise an das Beifallsgeschrei erinnert, womit bei uns die elsässischen Dorfgeschichten der Messieurs Erdmann=Chatrian beachtet worden sind. Es existiren Duzende von deutschen Dorfnovellen, welche mindestens ebenso gut erzählt sind wie jene, von denen aber zu sprechen oder gar bewundernd zu schreien keinem Menschen einfiel: sie waren ja nur von Deutschen, nur deutsch geschrieben. Schon zu Anfang der vierziger Jahre, noch vor dem Erscheinen der auerbach'schen Dorfgeschichten, veröffentlichte der Elsässer Alexander Weill einen Band ganz vortrefflicher Dorfnovellen aus seiner Heimat. Aber sie fanden keine Beachtung, denn sie hatten ja den Fehler, in deutscher Sprache geschrieben zu sein. Der Herr Erdmann dagegen, dieser freche Verleumder und Verlästerer seiner eigenen, der deutschen Nationalität, brauchte nur französisch zu schreiben, um

dießseits des Rheins bis an die Wolken erhoben zu werden. Es ist eben immer das alte Lied von der deutschen Michelei, welches nie ausgesungen wird. — „Nie ausgeschrieen, willst du wohl sagen“, versetzte Frau Cironeia. „Hast du denn nicht vorhin im Concertsäle sattfam erfahren, daß die allermmodernste Musik nicht mehr gesungen, sondern nur noch geschrieen sein will? Vokal- und Instrumentalmusik nur noch ein Geschrei, Geraße, Gerasaamel Lebte ich noch und wäre auf Broterwerb angewiesen, so würde ich vor den Eingängen der Concertsäle Buden mit gegerbten Eselsöhren zum kaufen oder miethen anlegen. Ein Paar simpler menschlicher Ohren hält diese Musik in die Länge nicht aus.“ — Liebes Kind, sagte ich, du fällst aus deiner Charakterrolle, denn du ironisirst nicht, sondern scandalisirst dich, und zwar nach Noten. — „Thut nichts“, sagte sie achselzuckend. „Gibt es doch dormalen zwischen Himmel und Erde Dinge, von welchen nicht nur die Schulweisheit des Horatio, sondern auch die Lebensweisheit des Horatius sich nichts träumen ließ. Der Ironie selber könnte darob

wohl die Ironie vergehen. Da sieh' dir einmal das Ding an!"

Sie deutete auf ein kolossales, im reinsten Fabrikstil erbautes, aber noch nicht unter Dach gebrachtes Haus, welches im fahlen Mondlicht — wir reisten bei Nacht — unweit von Frankfurt auf der bekannten dürren Theoriehaide sich erhob, lächerlich und unheimlich, närrisch und drohend zugleich anzusehen. Aus der Ferne erschien es völlig wie ein Luftschloß oder wie eine Luftkaserne vielmehr. Näher gekommen, bemerkten wir, daß der gespenstige Bau doch nicht völlig in der Luft hing, sondern eine Art von Pfahlbau vorstellte. Das Ding war nämlich auf Makulaturpfählen, freilich auf bedrohlich dünnen Makulaturpfählen errichtet, welche verschiedene Inschriften trugen: z. B. Platons „Πολιτεία“, Morus' „Utopia“, Harringtons „Oceana“, Campanella's „Civitas solis“, Babeufs „Tribun du peuple“, Saint-Simons „Oeuvres“, Fouriers „Théorie des quatre mouvements“ u. dgl. m. Wir ersahen daraus, daß wir die richtige Wolkenturksburg vor uns hatten, und wäre uns noch ein Zweifel geblieben, so mußte

derselbe schwinden beim Anblick einer großen, über der Hauptpforte angebrachten Plafattafel, worauf in Kapitelschrift zu lesen war:

Die Vereinigten Kommunen des Weltalls.

1) Es gibt zwar keinen Gott, aber Feist Ebb ist doch sein Prophet.

2) Abschaffung des Staates, aber Staats-hilfe für alle. •

3) Abschaffung des Eigenthums und der Ehe, aber ein hübsch eingerichtetes Haus mit mindestens einer hübschen Frau darin für jeden Bürger von Utopien.

4) Organisation der allgemeinen Schla-
raffe.

5) Unbedingte Fühl-, Denk-, Schwag-, Schreib-, Druck-, Lug- und Lästerefreiheit; aber wer sich untersteht, anders zu fühlen, zu denken, zu reden oder zu schreiben, als wir dekretiren, und wer es wagt, von gesundem Menschenverstand, vom Rechte der Persönlichkeit, von der Familie, vom Va-

terland, von der Wissenschaft, von der Kunst und von andern dergleichen überwundenen Standpunkten zu sprechen, der ist ein Bourgeois und muß eine Petroleuse heiraten, um zur Erleuchtung zu gelangen.

6) Freiheit, Gleichheit, Bruderschaft und Communauté oder — Reile!

Car tel est notre plaisir.

Der Wohlfahrtsausschuß der Weltkommune: Gredin, Bummel, Kabblebag, Gaglioffo, Picaro, Krapulidi, Schubiabsloi.

Elyfion, Januar 1874.

In einer meiner früheren Episteln habe ich vergessen, Ihnen, verehrte Freundin, mitzutheilen, daß wir unsere Anwesenheit in Paris benutzten, um dem hochwürdigen Abbé Lamazou eine Huldigungsvisite abzustatten. Dieser Franzose und Priester comme il faut hatte unsere Aufmerksamkeit und Dankbarkeit erregt durch den, wenn ich so sagen darf, geweißwässerten Humor, womit er in seinem Buche „La place de Vendôme et la Roquette“ seine Erlebnisse während der pariser Kommunewirthschaft erzählt. Allerdings ist dieser Humor nicht sowohl ein bewusster als vielmehr das unwillkürliche Ergebnis der Ingrebienzien, aus welchen Monsieur l'Abbé seine Erzählungen zusammensetzte. Daß er lügt, wie alle seine Landsleute von 1870—71 logen, ist selbstverständlich;

aber seine Lügen haben etwas drolliges, weil unter dem Ehrsam, womit er sie angestrichen hat, die Nationalfrivolität bisweilen ganz ungenirt hervorkichert. So z. B. S. 75 der 12. Ausgabe des Buches, wo erzählt wird, daß ein „frommer Mann“ aus dem Quartier Saint-Sulpice auf dem linken Seineufer in das Quartier der Madeleine auf dem rechten sich geflüchtet habe, nachdem das deutsche Bombardement drei Tage und drei Nächte gedauert hatte. Samazou wünschte dem Flüchtlinge Glück zu seiner klugen Entschließung und erhielt die spassige Antwort (plaisante réponse): „En vérité, je ne pouvais pas raisonnablement passer toutes mes nuits à recommander mon âme à dieu!“ Sie werden mir zugeben, Verehrteste, daß ein „frommer“ Mann germanischer Rasse nie auf einen solchen Einfall gekommen wäre. Die französische Frömmigkeit ist eben auch nur ein Theil der großen „comédie française“ Unser hochwürdigster Vikar von der Madeleine hat übrigens der humoristischen Historik ganz erkleckliche Dienste geleistet. Insbesondere durch seine salbungsvolle Lösung des Kommuneproblems. Natürlich war diese richtige

Offenbarung des gallischen Tigeraffenthums, diese Kommunewirthschaft, eigentlich eine preußische Mächenschaft. Die Lehrmeister der Kommunisten waren Bismarck und Moltke, letzterer namentlich als Professor der Petrolit [c. pag. 104: „Ils (les politiques et les chimistes de la commune) empruntent à M. de Bismarck et M. de Moltke deux procédés dont le seul nom inspire aujourd’hui l’horreur, le système des étages et l’usage de pétrole“]. Zur Vernichtung der Vendomesäule wurde die Kommune getrieben „durch einen wilden Haß und durch das Gold Preußens“ (p. 82). Der Delegirte der Kommune, welcher die Umsturzprocedur der Säule commandirte, war eigentlich ein „délégué de la Prusse“ (p. 92). Die Beziehungen der Kommunisten zu den Preußen waren von der freundschaftlichsten Art („du caractère le plus amical“, p. 102) und jene behandelten diese ganz offen als „confrères“, um nicht zu sagen als „compères“ (p. 38). Die Kunst endlich, die Monumente und Häuser von Paris in Asche zu verwandeln, haben die Citoyens von der Kommune bei den preußischen Ingenieuren gelernt („à l’école des inge-

nieurs prussiens“, p. 105). Dem Buche des Abbé voran steht ein Empfehlungsbrief des Bischofs von Orleans, eines der giftigsten Feinde Deutschlands, und es hat, wie schon erwähnt worden, zwölf Auflagen erlebt, ist demnach wohl so ziemlich von allen Franzosen gelesen worden, die überhaupt lesen können.

Und die Moral von alledem, fragen Sie? Nun, die Moral ist, daß erstens auch dieser Gallier wie alle seine Landsleute überzeugt ist oder wenigstens überzeugt thut, die Unfälle seines Landes annis 1870—71 seien keineswegs von den Franzosen selbst verschuldet, und daß zweitens der gallische Priester neben seinen dankenswerthen Leistungen als Hannswurst auch das Verdienst hat, uns eine klare Anschauung von der Thatsache zu geben, französische Kleriker ließen sich von dem römischen Schwindel doch nie so weit beschwindeln, daß sie ihr Franzosenthum über ihrer Vonzenschaft vergäßen oder diese gar über jenes stellten. Wie ganz anders ringen und streben unsere deutschen Kleriker der Verwirklichung des Iopolaitisch-römischen Priesterideals nach! Was Vaterland? „Das Vaterland bin ich!“ bullisirt der Unfehlbare und „Amen“ sagt der deutsche Episkopat.

Der französische gab uns eins seiner bekannten Beileids- und Trostschreiben an den deutschen mit. Inmitten der „neronischen“ oder „diokletanischen“ Verfolgung, deren Martyrium die deutschen Bischöfe sammt ihrem Klerus und allen Gläubigen dormalen, wie weltbekannt, zu bestehen haben, ist es ihnen eine balsamische Labung, von ihren französischen Kollegen, welche bei jeder gebotenen oder auch gemachten Gelegenheit Deutschland, die Deutschen und alles Deutsche in den Abgrund der Hölle verlästern und verfluchen, um ihrer Rebellion gegen Staat und Gesetz willen glorificirt zu werden. Das Behagen, womit die hochwürdigsten Herren diesen gallischen Balsam augenscheinlich himunterschlürfen, ist ein weiterer Beweis, daß sie dem vorhin erwähnten Ideal schon sehr nahe gekommen sind. Sie werden es erreichen, falls sie sich, wenn das große kirchlich-politische Drama der gallischen „Revanche“ in Scene geht, so aufführen, wie Rom und Frankreich es mit Bestimmtheit hoffen und erwarten. Da sollen, wenn die „Rächer“ unter Vortragung vom „allersüßesten“ Herz Jesu heranmarschiren, die deutschen Bischöfe die ganze Heerde ihrer Gläubigen

den Franzosen entgegentreiben, aber nur behufs der Vereinigung mit denselben. Denn diese besagte Heerde soll ja den Vortrab des heiligen Kreuzzuges bilden, welcher — „Dieu le veut“ — dormalen emsig organisiert wird zur Zerstörung des Keizerreiches deutscher Nation. Werden die Hirten wirklich in der angegebenen Richtung treiben? Wird die Heerde folgen?

„Ah bah“, meinte meine Begleiterin, als ich unterwegs diese Frage aufwarf, „die Sache ist lange nicht so gefährlich, wie sie aussieht. Daß es einzelne oder meinetwegen etliche hunderte von Fanatikern und Betschwestern gibt, welche lieber heute als morgen die lieben Herz-Jesu-Franzosen in den Rheinlanden hätten, ist richtig, wie ja in Deutschland auch Asterdemokraten vorkommen, welche des Dafürhaltens sind, die wahre Freiheit müsse schlechterdings rothe Krapphosen anhaben. Allein gefährlich könnte das vereinte Geziefer nur werden, falls die Reichsregierung in die unqualificirliche Schwäche zurückfiel, deren sich die preussische Regierung zwanzig und mehr Jahre dem Pfaffensthum gegenüber schuldig gemacht hatte, bevor ihr endlich am 18. Juni von 1870 der Staat gestochen

wurde. Alles zusammengehalten, sollten denkende Patrioten eigentlich den ultramontanen Treibern ein warmes Dankbotum widmen. Denn diese Herren thun alles mögliche, um die Deutschen vor einem Rückfall in die alte Bärenhäuterei zu bewahren. So ein Rückfall war nach 1870—71 sehr möglich, sogar sehr wahrscheinlich. Dem nationalliberalen Vertrauensdusel musste naturgemäß ein tiefer und langer Schlaf folgen. Allein die Herren vom Schlüsselbanner brachten dem deutschen Kaiser, welcher nicht nach Kanossa gehen und nicht den päpstlichen Sbirrenkapitano machen wollte, eine so geräuschvolle Ragenmusik, daß der Liberalismus das Einnicken zu vertagen sich veranlaßt fand. Die Ragenmusikanten schlugen in ihrer heiligen Inbrunst so wüthend auf ihre alten Töpfe und Pfannen los, daß die preussische Regierung schon aus Gründen des öffentlichen Anstandes dem Kummel und Skandal zu Leibe gehen musste, und sie kann sich jetzt schlechterdings nicht mehr den Anschein geben, zu glauben, die Ragenmusik sei eigentlich eine d'Accord-Serenade. Damit ist jedenfalls so viel gewonnen, daß der Fistulir-Bio im Vatikan

sich aufs verfluchen wird beschränken müssen, weil ihm zum verbrennen der «weltliche Arm» gebricht.“

Halt, Schatz, dein Fistulir-Pio erinnert mich an einen guten Schwant, welchen ich neulich drunten bei uns im Weinhaufe zum „Honny soit qui mal y pense“ den alten Rabelais erzählen hörte. Aristophel, Cervantes, Swift, Molière, Fischart, Heine und andere gute Gesellen lachten herzlich darüber.

„So? Hm, man kennt eure langwierigen Kneipereien.“ — Die aber sehr kurzweilig sind, Liebste, obzwar leider auch der Nektar die Einwirkungen der erschrecklichen Chemievorschritte bedenklich zu verspüren beginnt. — „Nun heraus mit deiner Geschichte, falls nämlich Damenohren sie hören können. Ich traue dem Vater Gargantua's und Pantagruels nur halb.“ — Sei nur ruhig, ich will die Geschichte aus dem Rabelais'schen ins Englisch-Missliche übersetzen. Also: Der gute Pio bekam etliche Tage nach seiner Dalai-Kamafirung Gewissenskrupel. Man könnte meinen, der neugebadene Gott habe vor seiner eigenen Gottheit Angst gekriegt. Was thut er nun zu seiner Beruhigung? Er nimmt seine Himmelschlüssel, schließt die dreimal
 Scherr, Blätter im Winde. 10

heilige Pforte auf und bedenkt im vorbeigehen den Thürsteher Petrus, welcher ja nur ein armer Teufel von Fischer gewesen, mit einem gnädigen Kopfnicken. Ohne Ceremonie bei der Ersten Person eingetreten, bringt er sein Anliegen vor. Der alttestamentliche Herr, zu dessen Schwächen bekanntlich die Teufeligkeit niemals gehört hat, war eben im Begriffe, Siesta zu halten, und demnach durch die Störung nicht sehr erbaut. „Reverendissime domine collega“, begann der vergözte Pio. — „Kollege? Kollege? Wie? Wo so? Was will Er?“ — „Das und das.“ — „Geht mich nichts an, Er Dummrian! Hätte Er, statt Seine Zeit damit zu verträdeln, daß Er Flüche aus allen Poren schwitzte, sich auf das Studium der Kirchengeschichte verlegt, so müßte Er wissen, daß ich seit der Einführung des christlichen Kalenders mit eurem ganzen Erdenkrähwinkelkram nichts mehr zu thun habe, sintemalen ich dieses Geschäft mit allen Aktiven und Passiven der Zweiten Person übergab. Weg mit Ihm!“ Durch diesen unkollegialischen Empfang etwas gestoßen, begab sich der Unfehlbare in die Gemächer der Zweiten Person hinüber, welche ihn mit großer Artigkeit em-

pfung. Als er nun aber die Frage, wie denn eigentlich seine auf Erden am 18. Juli von 1870 proklamirte Vergottung im Himmel genommen und angesehen werde, vorgebracht hatte, gab die Zweite Person nachdenklich zur Antwort: „Das ist ein sehr heikler, schwieriger Kasus, welcher, wie mir scheint, nicht so fast in meinen als vielmehr in den Ressort der Dritten Person gehört. Gehen Sie doch diese fragen.“ Gut, der also höflich Abgewiesene ging um eine Thüre weiter und ließ sich bei der Dritten Person melden. Musste da jedoch mehrere Stunden vorzimmern, weil der hohe Herr gerade den Altkatholicismus unter dem Mikroskop hatte, um in demselben einen Reformkeim zu entdecken. Aergerlich, daß er das Gesuchte nicht gefunden, kam er dann ins Vorzimmer heraus, und als er seines Pseudokollegen ansichtig wurde, stieg ihm die Zornröthe ins Gesicht und er runzelte denselben ohne alle Umstände also an: „Du kommst mir gerade recht! Für dich hab' ich schon lange einen Schuß im Rohr. Wie kannst du dich unterstehen, mir vor die Augen zu treten?“

Hier unterbrach mich meine bessere Hälfte, indem

sie meinen Arm faßte und hastig sagte: „Bst, bst! Merkst du nicht das Muckerarom in der Luft? Siehst du nicht hinter dem Busche dort den Pressebirren horchen und lauern? Weißt du nicht, wie es im neuen deutschen Reiche mit der angeblichen Pressefreiheit eigentlich bestellt ist? Weißt du nicht, daß heutzutage für «Gotteslästerung» gilt, was auf der mittelalterlichen Mysterienbühne ohne weiteres vor allem Volke tragirt wurde und was die Humanisten des 15. und 16. Jahrhunderts, z. B. ein Heinrich Vebel in seinen «Facetien», ihren Zeitgenossen lachend erzählten? Still! sag' ich. Oder willst du etwa mit dem frommen Stadtoffiz von Be—nares Bekanntschaft machen?“

Das wollt' ich begreiflicher Weise nicht. Darum mußte ich die Spitze meiner rabelais'schen Geschichte abbrechen und einstecken und konnte und kann nur noch sagen, daß Seine Heiligkeit sehr verblüfft und niedergeschlagen in das Diesseits und in ihre vatikanische „Gefangenschaft“ zurückkam. Dem Jesuitengeneral Beckr jedoch gelang es, die Seelensaiten des Unfehlbaren bald wieder auf den richtigen Sphabus- und Fluchton zu stimmen, namentlich mittels des Argu-

ments: „Es verschlägt gar nichts, ob die Dritte Person da droben Eure Heiligkeit inspirirt oder nicht. Die ganze heilige und profane Geschichte bezeugt ja, daß die Welt recht wohl ohne Geist regiert werden kann.“

„Hör' mal“ — sagte Frau Cironeia, nachdem ich meine Relation beendigt hatte — „mich dünkt, dein Kabelaïs meidingert . . .“

Unter solchen Gesprächen hatten wir die Bischofsstadt erreicht und eilten, unsere verschiedenen Aufträge auszurichten. Seine bischöfliche Gnaden empfing uns mit ausgesuchter Höflichkeit, wie denn bekanntlich die römischen Hierarchen überhaupt weit mehr Welton besitzen als die lutherischen, welche häufig meinen, es machte sie ehrwürdiger, wenn sie die Rüpelhaftigkeit ihres Propheten kopirten. Wir verbrachten als Gäste in der bischöflichen Pfalz, die zwar nicht gerade mit apostolischer Armuth, aber in ganz gutem Geschmac eingrichtet war, recht angenehme Stunden. Bei Tische waren die Gerichte fein und die Weine ausgesucht. Das Gespräch bewegte sich zwanglos und buntwechselnd, immer jedoch in den Formen der besten Gesellschaft. Es waren außer Cironeia noch verschie-

dene Damen da. Mein Nachbar, ein jovialer Domherr, machte mich auf eine aufmerksam, welche früher ziemlich hübsch gewesen sein musste, und flüsterte mir zu: „Sie suchte vor Zeiten mit der Laterne der Diogenes in der ganzen Männerwelt den Rechten und wählte auch verschiedene male, selbigen gefunden zu haben. Jetzt ist sie eine richtige Heilige, die schon mehr als 100,000 Gulden an Peterspfennigen zusammengebracht hat.“ Nach Tische fuhr die ganze Gesellschaft zur Villa des Prälaten hinaus, wo wir uns bis zum Abend in dem schönen Park ergingen. Dann hatten wir ein kleines Concert, hierauf trug der berühmte Konrad von Volanden die neueste seiner Erzählungen vor, worin die Tagesfragen nicht unappetitlich zu richtigen „Diavolini romani“ verarbeitet werden, und endlich beschloß ein heiteres Souper in dem hohen und kühlen Gartensale den Tag.

Als wir uns von unserem gastfreien Wirthe verabschiedeten, hatte er die Gnade, meine Eheherrin zu fragen: „Nun, gnädige Frau, wie hat es Ihnen bei uns gefallen?“ Worauf Frau Cironeia: „Oh, ganz

gut, Hochwürdigster. Nur trage ich einen Zweifel mit mir weg." — „Einen Zweifel? Das ist unstatthaft, ist sogar Sünde. Aber kommen Sie, beichten Sie mir Ihren Zweifel." — „Recht gern, Hochwürdigster. Ich bin zweifelhaft, ob wir heute mitammen einen Tag neronischer oder aber einen Tag diokletianischer Christenverfolgung durchgelitten haben."

4.

Elyston, Februar 1874.

Sie werden, verehrte Freundin, aus den Ihnen vorgetragenen Denkwürdigkeiten meines ersten Straf- und Bußganges in der Oberwelt unschwer die Schlußfolgerung gezogen haben, daß der Anblick des menschlichen Narrenspiels für die Augen eines Elystionärs nicht gerade wohlthuend gewesen sein könnte. Nun ja, es ist kein Spaß, alles das dumme Zeug, dessen man schon bei seinen Lebzeiten satt und übersatt geworden, geistweise abermalen mit ansehen und so zu sagen mitleben zu müssen. Mäßen ich jedoch auch im Elystion die von unsern schwarzen Kosmopoliten und rothen Kraftstoffen neuesten Stils so tief verachtete „Schwäche des Patriotismus“ nicht ganz loswerden konnte, war es mir nicht unerwünscht, zeitweise mit eigenen Augen betrachten zu können, wie sich die Dinge im neuen

deutschen Reiche fernerweit machten oder auch nicht machten. Derohalb rüstete ich mich denn mit leidlich guter Miene zu meiner zweiten Bühnens- und Läuterungsfahrt.

Am Vorabend unserer Aufwärtsreise — denn Frau Cironeia wollte wiederum mitgehen — spazirten wir noch auf der zwischen Elysion und Tartaros gelegenen neutralen Asphodelosmatte, deren ich in einem meiner früheren Briefe bereits erwähnt habe, und da wurden wir von drei Herren Tartarosiern angetreten und begrüßt. Der eine war kein geringerer als der zum jüdisch-christlichen Satan metamorphisirte persische Ahriman, der natürlich nicht in milton'scher Riesengestalt oder gar als dante'sch ungeheuerlicher Popanz auftrat, sondern so zu sagen als eine Interimsfigur von byron'schem Schnitt und darum auch in Sprache und Manieren den vollendeten Gentleman sehen ließ. Einen weit unangenehmeren Eindruck machten seine beiden Begleiter, Don Thomas de Torquemada und Sieur Jean Chauvin, gewöhnlich Kalvin genannt. Beiden Fanatikern sah man die stille Wuth an, daß es ihnen hier unten nicht mehr gestattet

war, ihre lieben Mitmenschen vor eitel christlicher Liebe zu fressen, das heißt, auf den Scheiterhaufen zu befördern. Ich habe Ihnen, Verehrteste, schon früher gesagt, daß wir Elisionäre mit unsern Nachbarn, den Tartarosiern, auf dem Fuße der Toleranz und guten Lebensart verkehren, und darnach werden Sie das folgende Gespräch ganz in der Ordnung finden.

Satan: Schönen guten Abend der verehrten Dame und dem geehrten Herrn.

Ich: Schönen Dank, Domine Lucifer. Darf ich mich nach Ihrem teuflischen Befinden erkundigen?

Sat.: Sehr verbunden, Herr Scholarch. Es geht an. Doch spür' ich, wie man zu sagen pflegt, den Frühling in meinen nicht gerade mehr jungen Knochen. Sie wissen ja, bei Gelegenheit jenes unliebsamen Sturzes aus Himmels Höhen habe ich mir die rechte Hüfte jämmerlich gequetscht und hat sich da ein hartnäckiger Rheumatismus festgesetzt.

Frau Eironeia: Warum versuchen Sie es nicht mit einem Bad in der Wunderquelle von Lourdes?

Sat.: Ach, gnädige Frau, jeder Tropfen des

wunderwirkenden Wassers ist durch die Firma Beauillot u. Komp. auf Jahre hinaus für den Gebrauch der grande nation monopolisirt.

Torquemada: (leise zum Kalvin): Was müßte das für ein süßer Ruch in unsern vier Nasenlöchern sein, wenn diese siebenmal siebenmal zu vermalebeidende Hexerin auf dem Holzstoße schmorte!

Sat.: Ich vernehme, Herr Magister, daß Sie im Begriffe seien, wiederum einen Fußebummel dort oben zu unternehmen, und das — entschuldigen Sie meine Zudringlichkeit — veranlaßt mich, eine gehorsame Bitte an Sie zu richten.

Ich: Ganz zu ihren Diensten, soweit diese nämlich einem Elisionär anstehen.

Sat.: Natürlich. Die Sache ist diese. Die beiden hochwürdigsten Brandmeister da sind auf das in Berlin erscheinende Journal „Romaniora“ abonniert. Dasselbe hat die Güte, sich ziemlich oft und viel mit meiner Wenigkeit zu beschäftigen. Seine Mitarbeiter scheinen mich auch ziemlich gut zu kennen und zollen mir die gebührende Achtung und Rücksicht, das muß ich sagen.

Frau Cir.: Warum auch nicht? Die Schwarzen

nd von jeher mit dem Schwarzen ein Herz und ein Horn gewesen.

Kalvin (leise zum Torquemada): Notirt die Blasphemistin, Domine Kollega. Wer unser spottet, der lästert bekanntlich Gott. Hinein mit ihr in der Santa Kasa heilige Register! Es könnte sich doch eines Tages fügen, daß wir die christliche Freude hätten, sie mit sammt ihrem Zacharias, der ohnehin nur in einer schändden Civilehe mit ihr lebt, brennen zu sehen. Hab' ich doch vor Zeiten dem Miguel Serveto gehörig heiß gemacht, weil er sich unterstanden, das nicht genug zu verfluchende Einmaleins über das Mysterium der Dreieinigkeit zu stellen.

Sat.: Sie können sich leicht denken, Herr Magister, daß es mich bei der zwischen mir und den Inspiratoren der „Romaniora“ herrschenden Intimität baß verwundern mußte, in der Nr. so und so des sonst trefflichen Blattes zu lesen, ich, der Teufel, sei „in Berlin los“, während ich doch hier unten gerade angebunden war, nämlich durch besagten Rheumatismus an mein Bett, und mir durch die weltberühmte ehrwürdige Dame, meine liebe Großmutter, gewärmte

Kleinfächchen auflegen ließ. Das mir nachgesagte „Lossein“ sah demnach affkurat wie Hohn und Spott aus und ärgerte mich nicht wenig. Anfangs dachte ich, es wäre möglich, daß etwa „einer der Kleinen von den Meinen“ — wissen Sie? — in der Hauptstadt des deutschen Reiches sich mausig gemacht hätte. Allein der eingeholte Tagesrapport erwies, daß keiner „von unsere Leut“ an jenem Tage in Berlin Dienst gehabt hatte. Es bleibt also nur die Annahme, der bezügliche Redakteur oder Reporter der „Romaniora“ habe, als er in Berlin den losseienden Teufel zu sehen glaubte, in den Spiegel hineingeguckt, und da konnte es dann allerdings nicht fehlen, daß ein dummer Teufel herausguckte. Sie begreifen aber, Herr Magister, daß ich mit dieser Sorte nicht verwechselt sein möchte. Darum ersuche ich Sie, gelegentlich das Redaktionslokal der „Romaniora“ aufzusuchen und den Insassen zu melden, daß ich mir für die Zukunft derartige Verwechslungen strengstens verbitte. Die Herren sollten, ließe ich ihnen sagen, ein andermal, wann sie den Teufel zu erblicken glaubten, die Augen aufthun und nach meinem Wappen und Zeichen sehen, welches ja jedem auch

nur halbwegs gebildeten Menschen aus der pantomimischen Beschreibung desselben in der Hexenküche im Faust bekannt sein muß.

Ich: Gut, altes Haus, Ihr Auftrag soll ausgerichtet werden.

Sat.: Danke verbindlichst zum voraus. Uebrigens wird sich Ihr Gang nach besagtem Redaktionslokal wohl verlohnen, denn Sie werden dort allerhand Merkwürdigkeiten zu sehen kriegen.

Frau Cir. (zum Don Thomas und Sieur Jean): Und was haben uns denn die zwei feurigen Verkündiger der christlichen Liebe für da droben aufzutragen?

Der Großinquisitor von Spanien und der Kleininquisitor von Genf bewegten die Kinnbacken, als wollten sie die Fragerin herzlich gern aus lauter christlicher Liebe alsogleich auffressen. Dann sagte der hochwürdigste

Torquemada (zu mir gewendet): Da Sie ohne Zweifel die eine oder andere der Sitzungen des Reichstages besuchen werden, Herr, so sagen Sie den Brüdern vom Centrum, ich sei des entschiedenen Dafürhaltens, daß jezo mit der Bestellung eines Groß-

inquisitors für Allemannia ungefäumt vorgegangen werden müßte.

Calvin: Auch ganz meine Meinung. Die beiden Kirchen müssen alle Differenz unter sich vertagen, um fest gegen den Antichrist von Liberalismus zusammenzustehen. (Beiseite: Später werden wir ja wohl in den Stand gesetzt sein, mit den römischen Kegern abzurechnen.)

Torquemada: Gewiß. (Für sich: Später werden wir ja wohl den Rank finden, unsern nicht genug zu verfluchenden kezerischen Allirten ad hoc unser berühmtes „Ite in pace!“ zuzurufen.) Die Verhältnisse liegen in Deutschland so, daß es sich, um unsern protestantischen Brüdern gerecht zu werden, empfiehlt, das sanctum officium nach Art der venetianischen Staatsinquisition zu gestalten, das heißt nicht mit einer, sondern mit drei Spigen zu versehen, zwei katholischen und einer lutherischen. Das hochwürdige Centrum bietet, mein' ich, Holz genug, um zwei Großinquisitoren daraus zu schnitzen.

Ich: Freilich, freilich; im Nothfalle könnte sogar

jedes Mitglied einen solchen vorstellen. Ein wahrer embarras de richesses, die Wahl wird schwer sein.

Torquemada: Den Windthorst verbitt' ich mir ausdrücklich, hören Sie? Ich traue der christlichen Liebe des Mannes nicht so ganz. Er hat eine moderne Ader in sich und wäre es auch nur die Spottader; alles und jedes Moderne aber — anathema sit!

Kalvin: Auf protestantischer Seite werden wohl die Herren von Senfft-Bilsack und von Kleist-Nezow Salme ziehen oder würfeln müssen, wer von ihnen der würdigste Kandidat.

Ich: Gut, meine Herren, ich werde Ihre Aufträge treulich bestellen. Empfehle mich Ihnen. Guten Abend!

Unterwegs von unserem in der Epikurosstraße gelegenen Wohnhause „Zum Lucretius“ im Elshorn bis nach Berlin hatten wir nur ein nennenswerthes Begegniß, falls es überhaupt als ein solches bezeichnet werden darf. In Leipzig sahen wir nämlich, was wir daselbst schon vor nahezu einem Vierteljahrhundert gesehen hatten: die bekannte Dame, welche am Ufer der Grenzpfütze stand und mit einem ungeheuren

Winkelhalen aus der Officin von F. A. Brochhaus in dem schmierigen Wasser herumfischte. Die Erträgnisse der Fischerei wanderten und wandern zunächst unter die Pressen der genannten Officin (und unter die anderer, denn eine Officin ist nicht im Stande, all das Zeug zu bewältigen) und kamen und kommen sodann auf den Markt mit der Etikette: „Kondensirter Froschlaich aus dem uner schöpfflichen Nachlaß der Natur des ungeschweibaren Schmergelius Grabquater, auf dem Wege zum Geheimerathsquartier stecken gebliebener Ex-Diplomat.“

Kamen gerade rechtzeitig in der Reichshauptstadt an, um am 18. Februar in freilich sehr gedrückter, ja gepresseter Stellung im Zuhörerraume des Reichstagsfels dem erwarteten großen, aber ziemlich klein ausgefallenen Protestspektakelstück anzuwohnen.

Das Possirliche daran war von vornherein, daß der französische Protest von einem ganz geläufig süddeutsch sprechenden Herrn mit dem ur-, urer-, urestdeutschen Namen Tentisch herbeikamirt wurde. S.

allerhöchsteilige königliche Majestät, welcher ich
 übrigens im Elbsion nie begegnet bin, Ludwig der Erste
 von Baiuvarien, hat bekanntlich nie anders als
 „teutsch“ zu schreiben geruht. Bei der bloßen Nennung
 des Namens Teutsch muß einem altdeutschwäldlerisch,
 indogermanisch, urarisch, teutisch, theodisfonisch, kurz-
 um ganz jakobgrimmig zu Muthen werden und wir
 haben ein Gefühl, als würden uns alle die schon voll-
 endeten und in fernen Ewigkeiten noch zu vollendenden
 Wälzer des „Deutschen Wörterbuches“ an den Kopf
 geworfen. Teutsch! Stecht da nicht ebensowohl das
 deutsche Gemüth als die deutsche Faust, ebensowohl
 Sauerkraut und Lagerbier als Nibelungenlied und
 der straßburger Münster, ebensowohl Landsknecht-
 schaffenheit als Werthererei, ebensowohl die echternacher
 Springproceßion als der lessing'sche Nathan, eben-
 sowohl das Stöcklepter des alten Fritz als Schillers
 Tell darin? Beim sonnenäugigen Wuotan und beim
 blitzrothbärtigen Donar, der Protestbeklamator hätte
 anstandshalber es machen sollen, wie es viele unserer
 christlichen und jüdischen Landsleute in Ungarn und

Rußland machen, allwo selbst bekanntlich aus einem deutschen Ochsen schon manch ein Ochshantzi und aus einem deutschen Esel schon mancher Eselhanski geworden ist. Jedemnoch muß man, um gerecht zu sein, dem Monsieur oder Citoyen Teutsch oder Tötsch zugestehen, daß er sich, wenn auch nicht nominell, so doch substantziell entdeutschet und richtig verfranzöset habe. Denn nur hieraus erklärt sich die unbefangene Schamlosigkeit oder die schamlose Unbefangenheit, womit der Monsieur dem Deutschen Reiche, welches sein ihm vordem gestohlenen Eigenthum im gerechtesten aller Kriege um hohen Blutpreis zurückerworben hat, zumuthen konnte, in Elsaß-Lothringen, um „den Schein zu retten“, eine elende Plebiszitpoffe à la Vügen-Louis, Pietri u. Komp. aufzuführen. Daß man unwillkürlich dazu kam, den Zumuthet keiner Antwort zu würdigen, sondern bloß mit „Heiterkeit“ und Lachen abzufertigen, begreift sich, weil eben Grimassen, wie sie Monsieur Teutsch, um sich als in der Wolle gefärbter Gallier aufzuspielen, zum besten gab, im deutschen Reichstage schlechtthin lächerlich sind. So was gehört in die

Romöbiantenbude zu Versailles, allwo sie von Tag zu Tag einander „La journée des dupes“ vorspielen oder wenigstens vorspielen möchten. Wenn aber die Franzosen in ihren Journalen jubelnd sich brüsteten, Monsieur Teutsch habe sich am 18. Februar als echter Sohn der trotz alledem noch immer an der Spitze der Civilisation tanzenden „grande nation“ erwiesen, so können die Deutschen auch zu diesem Armutsszeugniß, welches sich die besagte große Tanznation damit wiederum ausgestellt hat, zufrieden lächeln. Also dieses gehirnweiche, mit Lügen, falschen Citaten und Nothheiten gespielte Geplapper sollte echtes Franzosenthum vorstellen? Oh, Esprit Montaigne's, Voltaire's und Courier's, wie bist du auf den Tötsch gekommen!

Gewiß, dieser „Protest“ verdiente keine andere Antwort als „Heiterkeit“. Eine andere Frage ist aber, ob sich an die etwas mysterienhaft-violette Erklärung des straßburger Bischofs nicht eine zeit- und zweckmäßige Debatte hätte knüpfen lassen. Sicherlich wäre es nicht übel gewesen, den Abgeordneten von Elsaß-Lothringen ein- für allemal den Standpunkt

Marzumachen und sie vor allem zu fragen, warum sie denn, wenn sie Franzosen bleiben wollten, nicht für Frankreich optirt hätten. Vielleicht wäre es sodann auch durch die ganze Sachlage gerechtfertigt gewesen, die Herren Elsässer überhaupt einmal daran zu erinnern, daß es unter allen Umständen niederträchtig ist, seine Mutter zu verleugnen. Schon der Hinweis auf die ihrer doch wahrlich nicht sehr zärtlichen und fürsorglichen Mutter Polonia mit unzerstörbarer Pietät anhängenden Sarmaten hätte den Elsässern die Schamröthe auf die Stirnen treiben müssen. Aber freilich, Gesellen wie die Messieurs Erdmann und Zingerle (der sich zum Seinguerlet verwechselt hat) lieferten ja schon lange den Beweis, daß die Aneignung des französischen Stils die Austreibung deutschen Schamgefühls zur unumgänglichen Voraussetzung habe. Das ist überhaupt die dunkle Rehrseite des deutschen Universalismus und Kosmopolitismus, daß der Deutsche sogar halb- oder ganzbarbarischen fremden Nationalitäten bei jeder Gelegenheit knechtisch sich anzupassen eilt. Schmach über diese Molluskenhaftigkeit, über diese Anschmiegsamkeit! Sie hat schon frühzeitig,

immer bedauerlicher aber vom 16. Jahrhundert an
all unser nationales Unglück mitverschuldet

Note des Herausgebers.

Es befindet sich noch eine hübsche Anzahl von zinnober'schen
Episteln in meinem Besitze. Ich werde dieselben veröffentlichen,
sobald im deutschen Reiche die Freiheit der Presse nicht mehr
ein bloßer Verfassungsparagraph, sondern eine Thatsache sein
wird.

Lukrezia Borgia.

Das Aergste weiß die Welt von mir, doch ich
Kann sagen: Ich bin besser als mein Ruf.
Schiller, Maria Stuart, III, 4.



1.

Der Name Gregorovius ist kein gäng und gäber, kein „gefragter“ an der literarischen Börse.*) Die kritischen Mäcker, welche die Marktschreiertrompete der Jobberei blasen und das Tamtam der Kameradschaft schlagen, um das Geschäft in bedrucktem Papier, weiland Literatur genannt, „mouffiren“ zu machen, haben weder Zeit noch Lust, mit einem Autor sich zu befassen, welcher wirklich ein solcher und demnach keiner „von unsere Leut“, das heißt, kein Mäcker in besagtem Papiergeschäft ist und von welchem folglich auch keine Mäckergebühren zu erwarten sind. In

*) Geschrieben auf Veranlassung des Buches „Eukrezia Borgia“. Nach Urkunden und Korrespondenzen ihrer eigenen Zeit. Von Ferdinand Gregorovius. 2 Bde. Stuttgart, F. C. Cotta 1874.

Wahrheit: er ist nicht börsenfähig, das heißt, er wird von solchen Männern und Frauen gelesen und geschätzt, welche sich die Freiheit nehmen, nicht gerade nur das für gut und schön zu halten, was an der literarischen Schwindel- und Kellamebörse zu den höchsten Kursen ausgeschrieen wird. Gregorovius war und ist kein Mann der Mode. Ich vermüthe sogar, er gehöre mit zu uns altfränkischen Menschen, die wir des bescheidenen Dafürhaltens sind, nicht jeder beliebige galoppirende Humbug, mag er auch noch so dicken Staub aufwirbeln oder noch so vielen Roth versprigen, sei ein wissenschaftlicher, politischer oder socialer Vorschritt. Natürlich wissen wir sehr wohl, daß dadurch der Galopp der Chimären (der alte Abraham a Sancta Clara würde sagen: Schindmähren) keineswegs aufgehalten wird; aber immerhin werden anständige Leute noch so frei sein dürfen, nicht mitaufsitzen und mitreiten zu wollen. Es gibt ja der Reiter und Reiterinnen ohnehin genug.

Gregorovius ist eine der nicht gerade sehr zahlreichen Charakterfiguren unserer Literatur-Gegenwart. Schon um seiner Selbstständigkeit willen, wie sie eben

auf sich gestellte Geister kennzeichnet, welche ihre eigenen Wege wandeln, während der schreibende Troß auf den durch die Tagesmoden angelegten Straßen selbstvergünstlich einhertrabt, einander beglückwünschend, daß sie lauter so „zeitgemäße“ Stribenten. Freilich nur abseits von diesen Straßen, in still abgelegenen Gründen, wo man noch „Mensch ist und es sein darf“, nicht bloß eine Ziffer in dem grauenhaft complicirten Rechenexempel unserer Tage, da gedeihen Werke, wie sie uns Gregorovius gegeben hat: Bücher, wie das über „Korsika“ und die „Wanderjahre in Italien“, so voll von Geist, Wissen, Schönheit, oder eine Dichtung wie der „Euphorion“, welche zweifellos zu dem Gehaltvollsten und Anmuthigsten gehört, was während der letzten sechzig Jahre gedichtet worden.

Die Verbindung des Historikers mit dem Poeten in unserem Autor hat auch seinem großen Geschichtswerke „Die Stadt Rom im Mittelalter“ das höchst erfreuliche Gepräge eines historischen Kunstwerkes verliehen. Loebell, ein sicherlich urtheilsfähiger Fachmann, hat es ja den großen Historikern des Alterthums nachgerühmt, daß sie „ihre Werke von poetischen Säften

schwellen ließen, ohne daß diese Werke aufhörten, Geschichte zu sein", und dieses Lob gebührt auch der „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter“. Auf urkundlicher Basis erhebt sie sich als ein harmonisch gegliederter Kathedralbau mit all der bizarr-malerischen Ornamentik des gothischen Stils, aber als ein in die Tageshelle moderner Anschauung und Kritik gestellter Kathedralbau. Gregorovius läßt dem mittelalterlichen Papstthum, welches von einem so großen Gedanken, wie der Menscheng Geist nur sehr wenige gefunden hat, getragen wurde, volle Gerechtigkeit widerfahren. Wissenschaftlich und künstlerisch so ganz unbefangen wie hier ist nie und nirgends die Geschichte der Päpste im Mittelalter geschrieben. Aber niemals verleugnet der Verfasser den Deutschen, niemals läßt er sein scharfes Gefühl für Wahrheit oder Lüge, für Recht oder Unrecht zurücktreten und verstummen vor den elenden Rücksichten der „diplomatischen“ Historik, welche darauf ausgeht, die ganze Weltgeschichte zu einer Widerspiegelung der eigenen Selbstsucht und Knechtschaffenheit zu verhofrathen. Weil sodann Gregorovius vermöge seines Dichterauges die historischen

Gestalten lebhaftig zu sehen vermochte, darum wußte er dieselben so anschaulich vor unsere Augen hinzustellen, und weil er sich nicht davor scheute, die Geschichte seiner Gestalten mitzuleiden, weil er sich nicht schämte, mitzulieben und mitzubahnen, darum athmen die Blätter seines Buches eine so wohlthuende Seelenwärme.

Im siebenten Bande desselben hat er die Geschichte jenes Rodrigo Borgia, jenes sechsten Alexander dargestellt, in dessen Person, Denken und Thun die Idee des Papstthums wohl die verworfenste Form ihrer Verwirklichung fand und die sogenannte Statthalterchaft Christi zur ruchlosesten Parodie geworden ist. Nur etwa zu Anfang des zehnten Jahrhunderts, zur Zeit der „Burokratie“, in den Tagen der „Päpstemacherinnen“ Theodora und Marozia, war der Vatikan eine ebensolche Pesthöhle des Lasters, Frevels und Stands gewesen, wie er während des Pontifikats Alexanders VI. es war, zu welchem Sage ich sofort anmerkte, daß diese Pesthöhle eine solche bleibt und genannt werden muß, auch wenn man die Gräueltaten, deren ihre Zeitgenossen Pontian und Sannazar, dann

Guicciardini und andere den sechsten Alexander und dessen Kinder bezichtigt haben, als historisch unerwiesen ganz beiseite läßt.

Nun ist Gregorovius noch einmal zu jener Zeit zurückgekehrt, die allerdings, namentlich soweit sie den päpstlichen Hof angeht, etwas dämonisch Anziehendes hat. Leicht begreiflich, daß die Gestalten der Borgia ihn festhielten oder wiederum zurückriefen, insbesondere die Gestalt der schönen, goldfarbelockigen, arg verrufenen Papsttochter Lukrezia, welche dem Pontan und Sannazar zufolge die Bühlin ihres Vaters und ihrer Brüder war, aber dem Pontan und Sannazar, dem Macchiavelli und Guicciardini, item auch dem Hugo, dem Donizetti und Lenau zum Troß doch vielleicht besser gewesen sein könnte als ihr Ruf. Untersuchen wir einmal die häßliche Sache mit deutscher Gründlichkeit und historischer Gewissenhaftigkeit, denkt unser Autor und geht rüstig an die Arbeit, die fürwahr keine kleine war, dormalen aber eine wohlgethane ist. Denn infolge dieser Arbeit haben wir jetzt die Lukrezia Borgia nicht mehr als hugo'sches Ungeheuer

und auch nicht als lenau'sche Kurtisane, sondern als historische Figur.

Eine sogenannte „Rettung“ also? Ja und nein. Ja, denn mit Beiseitstellung der nicht urkundlich zu erweisenden Bezichtigungen hat uns der Verfasser gezeigt, daß und warum die Tochter des Papstes so werden konnte, musste, wie sie war, nicht besser, aber auch nicht eben schlechter als viele ihrer Zeit- und Standesgenossen. Nein, Gregorovius hat sich wohl gehütet, die Sünderin — wir sind ja bekanntlich Sünder und Sünderinnen allzumalen — in eine Heilige umschönfärben zu wollen. Achtung und Sympathie wird auch die historische Gestalt dieser Frau, wie sie der Verfasser vor uns hingestellt hat, nicht erwecken; wohl aber setzt uns ihr Biograph in den Stand, diesen seltsamen Lebenslauf zu verstehen. Demzufolge werden wir dann auch dem Wunsche zugeneigt, glauben zu können, die gräulichen Rothwürfe, womit die Erscheinung Lutrezia's durch ihre Zeitgenossen bemakelt wurde, oder wenigstens die gräulichsten dieser Bemakelungen seien ungerechtfertigte, seien verleumderische gewesen. Freilich, den bezüglichen Arg-

wohn ganz zu beseitigen hat Gregorovius nicht vermocht. Da und dort ist auch zwischen seinen Zeilen zu lesen, er habe gar wohl gefühlt, daß in gewissen Fällen der Mangel an schriftlichen Schuldbeweisen noch lange nicht die Schuldblosigkeit der Angeklagten beweise. Wo denn sind jemals über Beziehungen, wie sie Lucrezia Borgia zu ihrem Vater, dem Papste, und zu ihren beiden Brüdern Giovanni und Cesare gehabt haben soll, von seiten der Betheiligten Protokolle angelegt oder Urkunden aufgesetzt worden?

Standalsüchtige mögen das Buch ungelesen lassen: sie würden ihre Rechnung dabei nicht finden und sich nur enttäuscht fühlen. Es ist ein ernstes Werk und verlangt ernste Leser und denkende Leserinnen. Wie mir scheinen will, hat Gregorovius, um den strengen Gang seiner Untersuchung und Darstellung konsequent einzuhalten, absichtlich auf die künstlerische Behandlung der Diction verzichtet und seine außerordentliche Gabe der Schilderung fast durchweg hintangehalten. Ob zum Vortheile des Buches, dürfte freilich fraglich sein. Denn mitunter verfällt dasselbe infolge dieser Enthalttsamkeit des Verfassers in die Trockenheit des

bloßen Referats und die ausführlichen Mittheilungen, aus Urkunden und Depeschen, so berechtigt und schätzenswerth dieselben an und für sich sind, werden solche Leser, welche der sonstigen gregorovius'schen Darstellungsweise voll farbenschatter Anschaulichkeit, künstlerischer Gruppierung und pulsirenden Lebens gewohnt waren, schwerlich ausreichend entschädigen. Die Motive, von welchen der Verfasser bei der hier eingehaltenen Weise des Vortrages sich leiten ließ, sind sicherlich sehr ehrenwerthe: er wollte, wenn ich recht vermuthet, die historische Wahrheit, soweit es möglich, sie zu finden, nicht nur ungeschminkt, sondern auch ungeschmückt vor uns hintreten lassen. Also würde er, wie er mit Recht geglaubt, am besten seine Absicht erreichen, an die Stelle der Legende von Lutrezia Borgia, derzufolge sie „eine Mänade war, welche in der einen Hand die Giftphiole, in der andern den Dolch trug, während dieses furienhafte Wesen die sanften und schönen Züge einer Grazie hatte“, die geschichtliche Wirklichkeit zu setzen.

Warum die Borgia die Untersuchung durch den Geschichtschreiber und Psychologen immer wieder

reizen? Gregorovius wirft in der Einleitung zu seinem Buche diese Frage ebenfalls auf und beantwortet sie so: „Für die Borgia ist der beständige Hintergrund die christliche Kirche; sie kommen aus ihm hervor, sie bleiben auf ihm stehen und der grelle Widerspruch ihres Wesens zum Heiligen macht sie dämonisch. Die Borgia sind die Satire auf eine ganze große Form oder Vorstellung kirchlicher Welt, welche sie zerstören oder verneinen. Auf hohen Postamenten stehen ihre Gestalten und ihre Angesichter streift stets das Licht des christlichen Ideals. In diesem sehen und erkennen wir sie.“

Das ist's! Der ungeheure Kontrast zwischen der Idee eines „Statthalters Christi“ und der Thatsächlichkeit eines sechsten Alexander hat etwas so erstau- nendes, etwas zugleich so anziehendes und abstoßendes, etwas so märchenhaft-grausiges, daß man immer wieder darauf hinzublicken sich versucht fühlen muß. Aufrichtig fromme Katholiken müssen, wenn ich recht erwäge, von einem kalten Schauer angefaßt werden bei dem Gedanken, daß dieser Papst ihren Gott auf Erden repräsentirte, daß ein solcher Unzüchtling und

Frevler die höchsten Mysterien des Glaubens verwaltete, daß diese von Schmutz, Gift und Blut triefenden Borgia-Hände die geweihte Hostie erhoben.

Um die Möglichkeit einer Erscheinung wie die der Borgia-Sippchaft und Borgia-Wirtschaft zu begreifen, muß man vor allem die Zeit dieser Erscheinung im Auge halten. Diese turbulente, alles durcheinander mischende und schüttelnde Uebergangszeit der letzten Jahrzehnte des fünfzehnten Jahrhunderts und der ersten des sechzehnten Jahrhunderts, allwo mit der mittelalterlichen Brutalität und Gewaltfameit in der Politik die ganze List und Lücke der neu aufkommenen „welschen Praxiti“ sich verband, mit unerhörter Frechheit an die Stelle des Sittengesetzes die Lehre von der Alleinberechtigung des Erfolges gesetzt wurde, die elementare Leidenschaft und rücksichtslose Genußgier aus den Prämissen der wissenschaftlichen und künstlerischen Strebungen und Leistungen der „Renaissance“ die gemeinen und selbstsüchtigen Konsequenzen zogen, welche ihren wilden Instinkten behagten — diese Zeit, wo Italien von Tyrannen und die Paläste des Statthalters Christi und seiner Kardinäle von Kurtisanen

und Bastarden wimmelten, wo der stolze Bau der Kirche in seinen Fundamenten unterhöhlt und verfault war, eine heidnische Skepsis ihre spottlachenden, tumultuarischen Tänze um die Altäre herschlang und dennoch die Hierarchie, während sie sich vor Lachen ausschütten wollte über die Witze und Satiren, welche die Renaissance-Poeten, namentlich die italischen, gegen die christliche Mythologie und Dogmatik ausgehen ließen, mit altgewohntem Hochmuth, mit hergebrachter Unbuddsamkeit und Grausamkeit ihre ungeheuerlichen mittelalterlichen Ansprüche festhielt und vertheidigte, einen Savonarola verbrennen ließ, aber einem Pulci Beifall klatschte; diese Zeit, wo die Verweltlichung, die Verlüderlichung des Papstthums ihre schamloseste Vollendung fand, die Päpste wie griechische Götter lebten und trotzdem wie christliche verehrt sein wollten und wo die von den Humanisten neu verkündigte Lebensfreudigkeit, Weisheit und Schönheit, wie die Antike sie lehrte, in der italischen Gesellschaft so vielerorten nur zu raffinirtem Lasterleben, zur Verachtung aller religiösen, sittlichen und socialen Gebote ausgeschlagen war und hinter der

zügellofen Verhöhnung der Kirchenlehre doch immer wieder der gedankenlose Aßhlerglaube an die Satzungen, Formen und Bräuche der Kirche schmählich sich versteckte und das grauenhafteste Verbrechen mittels irgend-eines äußerlichen Bußwerkes volle Sühnung zu erlangen hoffte.

Ja, diese Zeit, sie hatte so recht eine Temperatur, wie die Borgia sie zum gedeihen brauchten.

Alexander der Sechste hat die Macht und den Glanz des Hauses Borgia (eigentlich, das heißt spanisch, Borja) nicht begründet, sondern nur entwickelt. Sein Oheim Alfonso Borgia war als Bischof von Valencia und Geheimschreiber des Königs Alfonso von Aragon mit diesem nach Neapel gekommen. Alfonso von Aragon wurde König von Neapel, Alfonso von Valencia, der sich als fanatischer Hasser aller Reformregungen in der Kirche auf- und hervorthat, wurde im Jahre 1444 Cardinal und elf Jahre später Papst unter dem Namen Sixtus der Dritte. Er zog seine Sippschaft aus Spanien herüber und das spanische Wesen begann im Vatikan, ohne sich jedoch schon jetzt bleibend daselbst festsetzen zu können. Seine beiden Neffen Pedro Luis und Rodrigo, die Söhne seiner Schwester

Isabella Lanzol, adoptirte der Papsst und legte ihnen seinen eigenen Familiennamen bei. Selbstverständlich musste das „Patrimonium Petri“ erhalten, um die Verwandten Kalixts mit Geld, Gütern und Würden überreichlich auszustatten. Die „Nepotenwirthschaft“ trat jetzt am päpstlichen Hofe in das Stadium ihrer üppigsten Blüthe. Im Jahre 1456 machte der Statthalter Christi seinen fünfundzwanzigjährigen Neffen Rodrigo Lanzol-Borgia zum Kardinal und ein Jahr später zum Vicelkanzler der römischen Kirche. Wieder ein Jahr darauf starb Kalixt, aber der Kardinal befand sich schon in einer so großen und nicht leicht zu erschütternden Stellung, daß er auf weiteres Glück zuversichtlich hoffen durfte. Auch war er bereits zu dieser Zeit sehr reich.

Reich ebensowohl an Geld und Gut als an Erfahrung im Laster und skandalhaftem Rufe. Es muthet uns doch ganz eigen an, wenn wir jenen Brief lesen, welchen Kalixts Nachfolger, Pius der Zweite, am 11. Juni 1460 an Rodrigo Borgia schrieb, um diesem wegen seiner lärmenden Ausschweifungen sanfte Vorstellungen zu machen. Eine Drgie, welche der Kar-

dinal und Bischof von Valencia zu Siena in den Gärten des Giovanni di Bicchi mit verschiedenen sienesischen Frauen und Mädchen durchgerast hatte, war die Veranlassung zu der langen päpstlichen Epistel, deren kurzer Sinn kein anderer als dieser: Man soll gewisse Dinge nicht allzu geräuschvoll treiben. Pius der Zweite musste das wissen; er war ja früher auch kein Heiliger gewesen. Wie es der Kardinal Borgia trieb, erhellt schon aus dieser Stelle des päpstlichen Mahnschreibens: „Deinem eigenen Urtheile überlassen wir es, ob es für deine Würde schicklich sei, Mädchen zu schmeicheln, Früchte und Wein denjenigen zu schicken, die du liebst, und den ganzen Tag auf nichts zu sinnen als auf jede Art von Wollust.“ Es dürften übrigens nicht viele Mahnbrieife jemals geschrieben worden sein, welche weniger gefruchtet hätten als dieser päpstliche.

Rodrigo Borgia war nicht nur damals, sondern auch noch später, noch als Greis und bis zu seinem Tode von der wilden Sinnlichkeit eines Stieres erfüllt, der ja bekanntlich das Wappenthier der Borgia gewesen ist, und mit der Eier und Kraft eines Stieres ver-

band er die Stattlichkeit eines vollendet schönen Mannes. Als von hoher Gestalt, mit schwarzen Feuer-
 augen, blühend rothen Lippen, heiterer Stirn, maje-
 stätischer und zugleich zierlicher Haltung wird er von
 den Zeitgenossen übereinstimmend gepriesen. Einer
 derselben, Gaspar von Verona, hat von dem Cardinal
 gesagt: „Er ist schön, von anmuthigem und heiterem
 Antlitz, von zierlicher und süßer Beredsamkeit. Wo er
 nur herrliche Frauen erblickt, regt er sie in fast wun-
 derbarer Weise zur Liebe auf, und er zieht sie an sich,
 stärker, als der Magnet das Eisen anzieht.“ Ein
 richtiges Vorbild des Don-Juan-Typus also, welchen
 ja auch ein Spanier, Gabriel Tellez, genannt Tirso
 de Molina, zuerst in die Weltliteratur eingeführt hat.
 („El burlador de Sevilla.“)

Wer könnte der Anziehungskraft eines solchen
 Cardinal-Magnets widerstehen, auch wenn man nicht
 von Eisen, sondern nur ein mehr oder weniger schwaches
 Weib ist? Unter den mehreren Frauen und vielen
 Mädchen, welche diese Frage an sich zu richten Ursache
 hatten, befand sich auch die junge Römerin Vannoza
 Catanei, welche wir unserem Autor zufolge uns „vor-

stellen dürfen als eine jener mächtigen und üppigen Frauengestalten, wie man sie in Rom sieht und in denen Juno und Venus vereint zu sein scheinen". Bannozza, welche um 1467 die Maitresse des Kardinals wurde, hat auf sein Betreiben später nacheinander zwei Scheinehen eingegangen und in seiner Gunst so lange Zeit sich behauptet, daß wir annehmen müssen, sie sei kein ganz gewöhnliches Weib gewesen. Sie gebar ihrem Liebhaber im Kardinalpurpur vier Kinder: Juan, Cesare, Lukrezia und Jofred, welche drei Söhne und eine Tochter Borgia ausdrücklich als seine Sprösslinge anerkannt und denen er vor seinen übrigen Bastarden männlichen und weiblichen Geschlechts von anderen Kebsinnen einen entschiedenen Vorzug eingeräumt hat.

Lukrezia Borgia wurde geboren am 18. April 1480 zu Rom. Bannozza besaß neben anderem — sie hatte ihre Verbindung mit dem Kardinal finanziell vortrefflich auszubeuten gewußt — im Viertel Ponte auf der Piazza Pizzo di Merlo ein Haus, worin Lukrezia zweifelsohne die ersten Kinderjahre verlebte. Wenige Schritte davon entfernt stand der Palazzo, in welchem

damals ihr kardinalischer Vater residirte und zwar in Pracht und Prunk; denn er bezog aus seiner Vicekanzlerschaft, aus seinen drei Bisthümern Valencia, Portus und Karthago, aus vielen ihm in Italien und Spanien verliehenen Abteien und sonstigen Pfründen wahrhaft „heidenmässig“ viel Geld und sein Haushalt war einer der glänzendsten und üppigsten in Rom. Diese römischen Nachfolger der Apostel verstanden das fischen und weben ganz anders als ihre armen Teufel von Vorgängern. Die römische Baronenschaft wusste auch schon damals den Werth der Dukaten, womit Rodrigo Borgia seine Töchter auszustatten pflegte, geziemend zu würdigen. Dies zeigt uns der Ehekontrakt, welcher im Januar 1482 zwischen Messer Gianandrea aus dem Hause Cesarini und der Donna Girolama Borgia, Tochter des Kardinals von einer ungenannten Mutter, in Gegenwart des Brautvaters, sowie verschiedener Kardinäle und Barone durch den Notar Beneimbene abgeschlossen wurde. Ein Jahr später verheiratete der fruchtbare Kardinal abermals eine Tochter, Isabella — Mutter ebenfalls ungenannt — an den römischen Nobile Matuzzi. Die

Der Cardinal Alerandri
verpflichtete zu unfruchtbarer
Züchtung 188 einen Zuchtling.

Unbefangenheit, womit bei solchen Verlobungen und Vermählungen der Söhne und Töchter von Bischöfen, Cardinälen und Päpsten öffentlich vorgegangen wurde, gehört auch mit zur Signatur jener Zeit. So einer Probe dürfte ein „Unfehlbarer“ von heute seine Unfehlbarkeit doch kaum bloßzustellen wagen. Andere Zeiten, andere Musit; der Generalbaß der menschlichen Triebe, Mühen, Leiden, Thorheiten und Laster bleibt aber bekanntlich immer derselbe.

Frühzeitig übergab der Cardinal die kleine Lutrezia einer Frau zur Erziehung, welche die Nichte seines Oheims Kalixts des Dritten, demnach seine Base und noch mehr war, nämlich die „Vertraute seiner Sünden, seiner Intriken und Pläne bis zu seinem Tode“. Im Hause dieser verwitweten Donna Adriana Orsini wurde Lutrezia ganz auf dem Fuße der vornehmen römischen Welt von damals erzogen. Also in erster Linie zum „christlichen Anstand“, zur Beobachtung des kirchlich-ceremoniellen Decorums. Denn obzwar die vornehme Gesellschaft im damaligen Italien durchweg heidnisch — im schlimmen, schlimmeren und schlimmsten Sinne des Wortes — gefinnt war

und handelte, so wurde von wohlherzogenen Herren und Damen doch eine äußerlich korrekte Katholizität gefordert. Waren ja auch Alexander der Sechste und sein scheußlicher Bastard Cesare ganz korrekte Katholiken. Jener war sogar berühmt um der imponirenden Würde und Majestät willen, womit er den Altdienst verrichtete. Im übrigen ist die weibliche Erziehung dazumal durchschnittlich gerade solcher Dilettantismus gewesen wie heutzutage. Nur mit dem Unterschiede, daß die Backfischchen und Lämmerchen statt wie jetzt an der französischen und englischen Sprache an der lateinischen und griechischen herum dilettirten und statt wie heute mit dem Klavier ihrerseits mit der Laute viel kostbare Zeit vergeudeten. So ein besaiteter Marterkasten in jedem Hause scheint nun einmal zu den übrigen Widerwärtigkeiten des Lebens gehören zu müssen. Die Tochter des Papstes wurde später von wegen ihrer „Klassischen“ Bildung beschmeichelt. Es ist aber damit gewiß nicht weit her gewesen. Sie sprach und schrieb italienisch und spanisch. Die Handschrift ihrer auf uns gekommenen Briefe ist fest und nicht ohne Zierlichkeit, der Stil fließend, der Inhalt ordinär. Geist

und Geisteskultur Lukrezia's reichten in keiner Weise über das Durchschnitts-Mittelmaß hinaus, aber sie war, zu ihrer Blüthe gekommen, schön von Antlitz und Gestalt, von höchst anmuthigem gebaren und bezeigen, geübt in der Führung des Zeichenstiftes und fertig in der Handhabung der Laute, auch eine Art Künstlerin mit der Stichnetel und endlich eine Tänzerin voll Feuer und Grazie. An dem tanzen seines Töchterleins konnte sich Papa Borgia nie satt sehen. Eine ertleckliche Dosis seines Leichtsinns, sowie seiner dauerhaften Lebensheiterkeit und Genußfreudigkeit hatte der Vater auf die Tochter vererbt. Alles in allem: nicht die Natur machte Lukrezia zu einer außerordentlichen Erscheinung, aber die Verhältnisse machten sie dazu. Wäre ihr Vater nicht auf den Stuhl Petri gelangt, so hätte sie vielleicht häusliches Glück, also das einzige wirkliche, gegeben und empfangen. Nachdem aber Borgia Papst geworden, wurde sie ein Mittel und Opfer der päpstlichen Politik, und zwar einer päpstlichen Politik, wie Alexander der Sechste und sein Sohn Cesare sie verstanden und handhabten. Die politischen Heiraten, welche man sie eingehen

machte, brachten Unglück, Verderben und Tod über ihre ersten Männer, sodaß die Umarmung dieses Weibes in der That gleichbedeutend schien mit Vernichtung. Aber wenn man billig sein will, muß man sagen, daß sie doch mehr durch sich sündigen ließ, als selber sündigte. Ein hoher Grad von Herzenkälte freilich muß ihr eigen gewesen sein. Denn sie ließ sich durch die schrecklichen Krisen und Katastrophen, welche ihre Jugend verbüßerten, offenbar wenig anfechten. Sie blieb hübsch, heiter, hellauf bis zuletzt.

Auch auf Eutrezia findet der götthe'sche Satz: „Niemand kann die Einbrücke seiner Kindheit verwinden“ — seine Anwendung. In diesem Kinde konnte das Sittengesetz gar nicht Wurzel schlagen, es war nicht möglich. Denn in was für eine Welt war die Kleine gestellt? In eine Welt, welche von moralischen Bedenken gar nichts wusste, in eine Welt der prangenden und prunkenden Zucht- und Schamlosigkeit. Eutrezia musste frühzeitig erfahren, daß der Mann ihrer Mutter nicht ihr und ihrer Brüder Vater war, sondern daß sie ihr Dasein einem Kardinal verdankte, welchen sie auch wohl schon als den künftigen Statthalter Christi bezeichnen hörte. Und wohin sie sah, ringsum erblickte sie ähnliche Verhältnisse: Kardinäle, welche ganz unbefangenen Maitressen hielten und ihre Kinder stattlich

versorgten, während im Vatikan die Söhne, Töchter und Entelkinder Sr. Heiligkeit Innocenz' des Achten daheim waren, wie denn ja in der römischen Gesellschaft die Bastarde und Bankertinnen der Kirchenfürsten überhaupt vortretende Rollen spielten. Die Vorstellung, daß auch sie zu einer solchen Rolle bestimmt sei, athmete die junge Lukrezia sozusagen mit der Luft ihrer Umgebung ein.

Und sie durfte in der That darauf hoffen. Rodrigo Borgia war ein zärtlicher und fürsorgender Papa, das muß man ihm lassen. Noch als Kardinal war er schon darauf bedacht und auch einflußreich und mächtig genug, seinen Kindern einen großen Stand zu machen. Für seinen Bastard Pedro Luis erwirkte er vom spanischen Hofe die Belehnung mit dem Herzogthum Gandia in der Provinz Valencia, und als dieser Duca di Gandia frühzeitig starb, wußte Borgia das Herzogthum auf seinen Sohn Juan übergehen zu lassen. Einer der Bastarde Bannozza's war demnach schon in die hohe Aristokratie eingeschmuggelt. Die Fürsorge des Kardinals für die Kinder Bannozza's ließ auch dann nicht nach, als er von einer anderweitigen Leidenschaft

ganz und gar erfüllt war, von der Leidenschaft für die Blutjunge, blendend schöne Giulia Farnese, welche kaum fünfzehnjährig auf Borgia's betreiben mit dem jungen Urfin Orsini, dem Sohne von Adriana Orsini, vermählt wurde (1489). Ob Giulia noch als Mädchen oder erst als junge Frau der Verführung des unwiderstehlichen Kardinals erlag, ist ungewiß. Thatsache dagegen ist, daß Donna Giulia zwei Jahre nach ihrer Verheirathung die erklärte Favorit-Maitresse Borgia's war, sowie daß Donna Adriana, die Schwiegermutter des jungen verlorenen Geschöpfes, das Verhältniß begünstigte und förderte, und endlich, daß dieses ehebrecherische Konkubinat fortbauerte, als der Cardinal Papst geworden war. In Rom nannte man dannzumal die päpstliche Maitresse spöttisch „die Braut Christi“, woraus sich aber Alexander der Sechste so wenig machte, daß er gleichsam zur ironischen Bestätigung des Spottwortes seine schöne Liebfin durch seinen Hofmaler Pinturicchio im Vatikan als Muttergottes ablonterfeien ließ. Die Schande der Familie Farnese suchte er zuzudecken mit dem Cardinalpurpur, welchen er dem Bruder Giulia's

Alessandro Farnese, verlieh. Die Römer hießen darum den also Bepurpurten nur den Schürzenkardinal.

Unter den Kindern Borgia's that sich Cesare durch glänzende Begabung wie durch wilde Leidenschaftlichkeit und eine allen Proben gewachsene Nervenkraft frühzeitig hervor. Auf diesen Sohn, welcher in Perugia und Pisa seine Studien machte, stellte Rodrigo die Erfüllung der stolzesten Entwürfe und höchstfliegenden Borgia-Hoffnungen. Er widmete ihn der Kirche, das heißt, er erlangte, daß Innocenz der Achte den noch unreifen Knaben zum Protonotar und zum Bischof von Pampelona ernannte. Auch Lutrezia wurde noch in Kinderjahren in die Zukunftsrechnung des Hauses Borgia als willenlose Ziffer eingereiht.

Zuvörderst als eine nur bescheidene. Ihrem Vater, dem Cardinal, war um gute Verbindungen in seinem spanischen Heimatlande zu thun, wo er ja bereits einen seiner Söhne glänzend versorgt hatte. So wurde denn die elfjährige Lutrezia im Februar 1491 mit einem nur wenig älteren spanischen Edelmann aus gutem Hause verlobt, dem Don Cherubin Juan

de Centelles. Dabei wurde vereinbart, daß die Braut ihrem Verlobten 300,000 Timbres valencianischer Münze theils bar, theils in Juwelen zubringen und daß sie innerhalb eines Jahres nach Spanien hinübergeführt und sechs Monate nach ihrer Ankunft daselbst vermählt werden sollte. Aus dieser Brautfahrt ist aber nie etwas geworden. Der Cardinal berücksichtigte die namens seiner Tochter eingegangene Verpflichtung so wenig, daß er schon zwei Monate nach Eingehung derselben, im April 1491, die kleine Lukrezia einem andern spanischen Jungen, dem Don Gasparo, Sohn des Grafen von Aversa, ebenfalls feierlich verlobte. Also war der Baccifisch von Cardinalstochter zur gleichen Zeit die Verlobte von zwei jungen spanischen Dons, die sich freilich später Glück wünschen mochten, daß aus der Verlobung keine Vermählung geworden. Aber es ist charakteristisch, wie der Papa-Cardinal schon bei dieser Gelegenheit mit dem „Sacrament“ sein Spiel oder seine Berechnung trieb. Bald sollte das noch ganz anders kommen, denn die Giftpflanze Borgia konnte erst unter dem Schutz-

dache der päpstlichen Tiara zum vollen Glanz und Gleich ihrer Blüthe ausschlagen.

Am 25. Juli 1492 starb Innocenz der Achte. Am 11. August wurden die „Himmelschlüssel“ dem personificirten Vaster in die Hände gegeben: Rodrigo Borgia war vom Konklave zum Statthalter Christi gewählt worden. Notorisch hatte er den Stuhl Petri gekauft; aber einerlei, er hatte ihn und er setzte sich recht fest und breit und, maßen er ein ausgezeichnete Schauspiel war, recht majestätisch darauf als Alexander der Sechste.

Man muß die zeitgenössischen Schilderungen von der überschwänglichen Pracht und der überschwänglicheren Niedertracht lesen, womit am 26. August 1492 der verrufene Wüstling auf besagtem Stuhl inthronisirt worden ist, um zu wissen, in was für einer pestilenzischen Kloake von Infamie die Menschen-Bestien mit Behagen sich zu wälzen vermögen. In allen Tonarten wurde der „Stier“ Borgia angeschmeichelt und wurde in einem der Festgedichte der neue Papst geradezu als Gott proklamirt: — „Groß war Rom unter Cäsar, am größten aber ist Rom jetzt; denn

es herrscht der sechste Alexander, dieser Mann, dieser Gott!“*)

Die Borgia-Wirthschaft konnte nun in großem Stile zu rumoren anheben.

*) „Caesare magna fuit, nunc Roma est maxima; Sextus Regnat Alexander, iste vir, iste Deus.“

Und sie hob sofort gehörig zu rumoren an. Die Welt sollte erfahren, was für Wunder ein Statthalter Christi zu wirken vermöge.

Noch an seinem Krönungstage übergab der Papst das bisher von ihm innegehabte Bisthum Valencia seinem Sohn Cesare. Ein Jahr später (September 1493) machte er den jungen Menschen zum Kardinal. Hierbei war ein kleines kanonisches Hinderniß zu beseitigen: kein Bastard konnte Kardinal werden. Aber wozu hätte man die Himmelschlüssel in den väterlichen Händen, falls man damit nicht so eine Kleinigkeit von Meineid zuwegezaubern könnte? Alexander der Sechste ließ durch gekaufte Zeugen beschwören, sein Spurius Cesare sei der eheliche Sohn eines gewissen Dominico Arignano.

Dem päpstlichen Bankert, dessen wilde Leidenschaften jetzt offenen Spielraum hatten und der sich bald seinem Vater selbst furchtbar zu machen wusste, ist übrigens der kardinalische Purpur mehr lästig als willkommen gewesen. Cesare strebte nach glänzenderem, nach einem Königsmantel. Ein berauschernder Gedanke beherrschte das Sinnen und Sündigen, das Dichten und Trachten, beherrschte all das Laster- und Frevelhafte thun und treiben dieses mit den glänzendsten Vorzügen des Geistes und Körpers ausgestatteten Ungethüms, in welchem der geniale und glühende Patriot Machiavelli das Vorbild seines „Principe“ gesehen hat, jenes Ideal von einem Tyrannen, wie er dem großen Florentiner nothwendig schien, um den Ausatz der staatlichen Zerrissenheit und die Pest der Fremdherrschaft mitsammen vom Boden Italiens wegzufegen, mit Eisen und Feuer wegzufegen. Keine Frage, Cesare Borgia hatte zu einem solchen Feger das Zeug und es ist kein Gräucl ersinnbar, den er zur Erreichung seines Zweckes, sich zunächst zum König von Mittelitalien zu machen, nicht völlig skrupellos und mit dem ewig heiteren

Borgia=Antlitz begangen hätte. Mehr noch, er hat im Vorschritte zur Erreichung seines Zieles, dem er ganz nahe kam, so ziemlich die ganze Gräueltata wirklich durchgespielt und ist bei alledem ein frommer Christ und Katholik im Sinne seiner Zeit geblieben. Doch wir haben es hier nicht mit Don Cesare, sondern nur mit Donna Lukrezia Borgia zu thun.

Für diese seine geliebte Tochter hatte der neue Papst sofort in der Nähe des Vatikans einen Palast an der linken Seite der Peterstreppe einrichten lassen, worin das junge Mädchen jetzt förmlich ihren Hof hielt. In den Räumen dieses Palazzo empfing im November von 1492 Donna Lukrezia auch die Aufwartung des Erbprinzen Alfonso von Este=Ferrara, der damals als Gast im Vatikan weilte. „Er sah“ — meldet uns Gregorovius — „voll Neugierde zum erstenmale dies schöne Kind mit dem goldfarbenen Haare und den klugen, großen Augen, und nichts lag ihm ferner als die Ahnung, daß diese einem anderen Verlobte nach neun Jahren in das Schloß der Este zu Ferrara als seine eigene Gemahlin einziehen werde.“

Der Verlobte Lukrezia's war aber zu dieser Zeit

nicht mehr weder Don Eherubin noch Don Gasparo, sondern Giovanni Sforza, Herr von Pesaro. Der Papa-Papst hatte nämlich eine andere Verbindung für seine Tochter passend gefunden als der Papa-Kardinal und zwar zunächst eine Verbindung mit einer Seitenlinie des mächtigen Hauses Sforza. Der genannte Tyrann von Pesaro war auch von der Bank gefallen, ganz Italien ist ja dazumal verbastardisirt gewesen. Giovanni Sforza war im übrigen ein schöner Mann von sechsundzwanzig Jahren und von nicht geringer Bildung, Wittwer seit 1490, aber kinderlos. Donna Lukrezia, mit einer Mitgift von 31,000 Dukaten ausgestattet, wurde ihm zu Rom im Vatikan am 12. Juni 1493 angetraut. Alexander der Sechste behandelte die Hochzeit seiner Tochter wie eine richtige Haupt- und Staatsaktion. Es ging an jenem Junitage hoch her im Palaste Sr. Heiligkeit. Principi und Kardinäle saßen gemischt mit schönen Frauen an der Festtafel, während deren Dauer eine heitere und nicht sehr decente Komödie aufgeführt wurde. Die Anwesenheit der damaligen Nummer-Eins-Maitresse des Papstes, Julia Farnese, genannt La Bella, ist ausbrücklich bezeugt.

Zwei Monate später vermählte der Papst seinen Sohn Jofred, der kaum dreizehnjährig, mit der Donna Sancia, einer Bastardin des Herzogs Alfonso von Kalabrien aus dem Hause Aragon, welche als sehr schön gerühmte Donna später ganz öffentlich die Maitresse ihres Schwagers Cesare geworden ist. Ihre Ehe mit Jofred wurde im Mai 1494 vollzogen und der Papstjunge wurde dadurch zum Principe von Squillace, da sein Schwiegervater König von Neapel geworden. Man sieht, die Kinder der Vannozza hatten es schon erklecklich weit gebracht in der Welt: Giovanni war ein spanischer Herzog, Cesare ein römischer Cardinal und bald der Herzog von Romagna, Jofred ein neapolitanischer Prinz und Lukrezia die Fürstin von Pesaro.

Das blieb sie freilich nicht lange. Denn nachdem sie im Juni 1494 mit ihrem Gemahl ihren festlichen Einzug in Pesaro gehalten, wurde sie schon nach Jahresfrist von dort wieder nach Rom zurückgeführt in Folge der veränderten Politik ihres Vaters. Papstthron und Kirchenstaat schwankten ja wie ein kentern- des Schiff auf den Sturmwoogen, welche der Invasions-

zug König Karls des Achten von Frankreich in Italien aufgewühlt hatte. Nachdem der Sturm vorüber, das heißt das abenteuerliche Unternehmen des halb-närrischen Franzosenkönigs kläglich misslungen war, begannen Alexander der Sechste und sein Sohn Cesare die schauderhafte Reihe der Mordenschaften, welche die Umwandlung des Kirchenstaates in ein Königreich Borgia zuwebringen sollten. Im Oktober von 1495 treffen wir Donna Lukrezia mit ihrem Gatten wieder im Vatikan, woselbst bald darauf auch der Duca di Gandia aus Spanien und der Principe di Squillace eintrafen, sodaß jetzt die ganze Sippschaft wieder beisammen war. Die Stadt Rom konnte das bald merken, denn die päpstliche Bastardschaft trieb es tüchtig mit prangen und prunken, bankettiren, randaliren und kareffiren. Der Papa=Papst hatte mit seinen Schlüsseln richtig den Himmel der Lust aufgeschlossen: zwar nicht den christlichen, aber doch den türkischen. Freilich krochen unter den Rosen dieses Paradieses die Giftschlangen der unheimlichsten Intriken rastlos umher.

Das Haus Sforza war im fallen begriffen, folglich hatte es keinen Sinn mehr, daß Donna

Lukrezia einem Sforza vermählt sei, folglich mag sich Herr Giovanni zum Teufel oder sonstwohin packen, nur fort aus dem Bette der Papsttochter und weg aus Rom. Er ist an beiden Orten im Wege, denn unsere unfehlbare Politik will es haben, daß unsere geliebte Lukrezia anderweitig vermählt werde. Zur Ofterzeit von 1497 fühlte der Herr von Pesaro die Marmorböden der vatikanischen Gemächer unter seinen Füßen brennen. In Wahrheit, sein Leben war in Gefahr. Cesare hatte seinen Mordblick auf ihn geworfen und frank heraus zu seiner Schwester gesagt: „Der Kerl muß abgethan werden.“ Daraufhin verhalf Lukrezia dem also bedrohten Gatten zur Flucht. Ein rasender Ritt rettete ihn aus Rom zu nicht geringem Verdrusse der Borgia, welche lieber kurzweg den Dolch zum Ehescheider gemacht hätten.

Demn um die Scheidung von Lukrezia's Ehe handelte es sich ja. Der Papst leitete einen Scheidungsproceß ein, maßen er die Hand seiner Tochter wieder zur freien Verfügung haben wollte. Widerstrebte Lukrezia? Vielleicht ein wenig, aber jedenfalls nicht lange. Geliebt scheint sie ihren Gemahl niemals zu

haben. Auf zureden Sr. Heiligkeit ihres Vaters ließ sie sich zu der Erklärung vor der Scheidungskommission herbei, daß sie bereit sei, zu schwören, sie sei noch Jungfrau und folglich ihre Ehe mit Giovanni Sforza gar nicht vollzogen. Das genügte den Scheidungsrichtern um so mehr, als der von seinen Verwandten im Stiche gelassene und demnach der Papstmacht gegenüber ganz rath- und hilflose Herr von Pesaro sich zu der schriftlichen Erklärung bestimmen und drängen ließ: „Non haverla mai conosciuta (Madonna Lucrezia) et esser impotente.“ Daraufhin sprach die Kommission am 20. December 1497 die Scheidung aus.

Lucrezia hatte sich aus ihrem Palazzo in das Nonnenkloster von San-Sisto zurückgezogen. Die Ziele der „Schanreisen“ von damals waren ja bekanntlich die Klöster, für Herren wie für Damen. Auf der Tochter Alexanders lastete zu dieser Zeit noch schwereres als das Skandal ihres Scheidungsprocesses: die schreckliche Borgia-Tragödie der Ermordung ihres Bruders Giovanni durch ihren Bruder Cesare.

Am 14. Juni hatten die beiden Brüder, der Herzog

und der Cardinal, mit noch etlichen Verwandten bei ihrer Mutter Bannoza in deren Villa bei San-Pietro ad Vincola zur Nacht gespeist. Am nächsten Morgen war der ältere Bruder verschwunden. Am Tage darauf aber wurde sein Leichnam aus dem Tiber gefischt, die Hände zusammengebunden, durchbohrt von neun Stichen. Daß Cesare der Mörder, ist fraglos. Er war auf die Herzogschaft des Bruders eifersüchtig gewesen und auf die Gunst, welche der Papst demselben erwies. Und nicht nur darauf, sondern auch — so schrie die Fama durch ganz Italien — auf die blutschänderische Gunst, welche Donna Lutrezia dem älteren Bruder erwiesen hätte. Von da an ging der Schrecken vor Cesare Borgia her, von da an war er auch der Herr und Gebieter seines Vaters, dessen Günstlinge der Furchtbare, so sie ihm mißfielen, selbst in Gegenwart des Papstes, ja selbst unter den Mantelfalten desselben morden ließ oder eigenhändig mordete.

Dazumal ist es auch geschehen, daß über Lutrezia zuerst das gräßliche Gerücht ausging, sie sei nicht nur die Duhlerin ihrer Brüder, sondern auch die ihres Vaters. Jedes gesunde Gefühl sträubt sich gegen den

Glauben an so einen Gräuel, und es ist doch wohl zu beachten, daß der tödtlich gekränkte und wüthende Giovanni Sforza allem nach der Urheber dieser Sage gewesen ist. Der habe, so berichtete der ferraresische Gesandte Costabili am 23. Juni 1497 aus Mailand an seinen Herrn, den Herzog Ercole, daselbst zu dem Herzoge Lodovico gesagt: „Anzi haverla conosciuta infinite volte, ma chel Papa non gelha tolta per altro se non per usare con Lei.“

Am 21. Juli des folgenden Jahres war wieder mal Hochzeit im Vatikan: Donna Lukrezia wurde mit Don Alfonso, einem Bruder ihrer Schwägerin Sancia, vermählt.

Der arme Junge! Er kam zu der Ehre, an die Tochter Alexanders des Sechsten verheiratet zu werden, wie das Kind zu der Ohrfeige.

Die Heirat sollte nämlich rein nur die Einfädelung zu einer andern sein, zu einer „standesgemäßen“ Heirat Cesare's, welcher im nächsten Jahr den geistlichen — oh, all ihr Götter und Geister, den „geistlichen“! — Purpur abthat, um den weltlichen umzu-
thun. Man beehrte den Neffen des Königs von Neapel, den besagten, erst siebenjährigen Bastardprinzen Alfonso, Herzog von Biseglia, mit der Hand der
Scherr, Blätter im Winde.

Papsttochter, um dadurch den König Federigo geneigt zu machen, seine eigene legitime Tochter Karlotta dem Papstsohne zu geben sammt der Stadt Tarent als Mitgift. Daraus ist aber nichts geworden. Donna Karlotta schauderte zurück vor einer Ehe mit dem „Pfaffen und Pfaffensohn“, wie sie Cesare nannte, und ihr Vater, wennschon er die Borgia sehr fürchtete, war doch nicht zu bewegen, seine Tochter zu einer ihr so verhassten Verbindung zu zwingen. Wie gräulich Cesare den empfangenen neapolitanischen Korb rächte, wird bald kundwerden. Vorderhand tröstete sich der „Pfaffensohn“ anderweitig. Nachdem er sich im August 1498 in der Versammlung des Cardinal-Kollegiums ohne viel Umstände entkardinalisirt und entgeistlicht hatte — „einzig und allein aus Rücksicht auf sein Seelenheil“, wie sein päpstlicher Papa zu erklären geruhte — begab sich Cesare, ausgerüstet mit wahrhaft sultanischer Pracht, nach Frankreich, mit dessen König Ludwig dem Zwölften die römische Kurie eine in jeder Beziehung schmutzige Manticherei eingeleitet hatte. Sie geht uns weiter hier nichts an. Genug, der König vergalt die unsauberen Gefälligkeiten, welche

der Statthalter Christi ihm erwies, damit, daß er den päpstlichen Bastard zum Herzog von Valence mit entsprechenden Einkünften ernannte und dem neugeborenen Valentinus oder Valentinois, wie Cesare von jetzt an gewöhnlich hieß, die Hand einer französischen Prinzessin verschaffte, die Hand der Charlotte d'Albret, Schwester des Königs von Navarra.

Madonna Lukrezia war also nunmehr Herzogin von Biseglia. Es war bestimmt worden, daß sie, solange ihr Vater lebte, nicht gezwungen werden sollte, Rom zu verlassen, um ihrem Gatten nach Neapel zu folgen. Das Paar blieb also in der Siebenhügelstadt und ihr Zusammenleben schien sich recht glücklich anzulassen. Möglich, daß Lukrezia für den schönen, sanften, liebenswürdigen Alfonso, welcher ein Jahr jünger war als sie, wirklich ein zärtliches Gefühl hegte. Aber schon warf der entsetzliche Ausgang, welchen diese Ehe haben sollte, seinen schwarzen Schatten voran. Die wie verzehrendes Feuer unersättlich um sich fressende Ehr- und Herrschsucht Cesare's begann jetzt ihre diabolischen Mächenschaften im Kirchenstaate. Der Franzosenkönig hatte sich mit Venedig verbündet,

um Lodovico Sforza, den „Mohren“, aus dem Besitze von Mailand zu treiben, und Alexander der Sechste trat diesem Bündnisse bei unter der Bedingung, daß Frankreich seinem Sohne zur Unterwerfung der Romagna verhälfe. Im Besitze der Romagna bedurfte dann — um dies hier vorweg anzumerken — der Valentinus des festen Rückhalts, welchen ihm die Este in Ferrara gewähren konnten, und der Befriedigung dieses Bündnisses stand, wie wir sehen werden, der arme Gemahl Lukrezia's im Wege.

Alfonso scheint irgendeine Witterung der herandrohenden Gefahr gehabt zu haben. Oder war ihm das Verhältniß seiner Frau zu ihrem Vater verdächtig geworden? Genug, am 2. August 1499 entfloß der Herzog von Biseglia heimlich aus Rom, entging den ihm nachsetzenden päpstlichen Reitern und begab sich zunächst nach Genazzano in den Schutz der mächtigen Kolonna. Er muß doch sehr zwingende Gründe zu dieser Flucht gehabt haben, denn er ließ seine Frau im sechsten Monat ihrer Schwangerschaft zurück. Sie ihrerseits scheint durch diese Entfernung ihres jugendlichen Gatten empfindlich getroffen worden zu

sein. Wenigstens sah man sie in Thränen. Papa Alexander aber war wüthend über die Flucht seines Schwiegersohnes, namentlich als ihm Briefe von diesem, worin Alfonso seine Gattin aufforderte, ihm zu folgen, in die Hände gefallen waren. Er zwang Lukrezia, ihrem Manne zu schreiben, er möchte zurückkommen. Dann, wie um die geliebte Tochter zu zerstreuen, ernannte er sie zur Statthalterin von Spoleto, woselbst sie am 14. August einen prunkhaften Einzug hielt. Ein im sechsten Monate schwangerer päpstlicher Legat — da sage man noch, daß es nichts neues gebe unter der Sonne!

Wie mit Blindheit geschlagen, entschloß sich der unglückliche Herzog von Biseglia, den Aufforderungen seiner Frau und seines Schwiegervaters nachzukommen und zurückzukehren. Er rannte in sein Verderben. In Nepi, wo der Papst, der nicht lange ohne seine Tochter sein konnte, eine Zusammenkunft mit Lukrezia hatte, vereinigte sich Alfonso wieder mit dieser und lehrte im Oktober mit ihr nach Rom zurück. Hier gebar die Herzogin am 1. November einen Sohn, welcher in der damaligen sirtinischen Kapelle mit höchstem

Pomp und unter Posaunenschall auf den Namen Rodrigo getauft wurde. Der erfreute Papst, welcher seine Tochter kurz zuvor schon mit Spoleto und Nepi belehnt hatte, schenkte derselben unter der Form eines Scheinkaufes auch die Güter des Hauses der Gaetani, dessen Haupt Giacomo Gaetani in der Engelsburg eingekerkert und mittels Giftes weggeräumt wurde.

Derweil hatte Cesare seine Laufbahn als Eroberer, Vernichter und Organisator in der Romagna mit großem Glücke begonnen. Die Malatesta von Rimini, die Riario von Forli und Imola, die Sforza von Pesaro, die Barano von Amerino, die Manfredi von Faenza und andere Dynasten und „Thyrannen“ bekamen die Schwere seines Armes oder die noch unwiderstehlichere seiner skrupellosen Tücke zu fühlen. Daneben fand er noch Zeit, die Vorgänge im väterlichen Vatikan genau zu überwachen und mehr als einen Neidblick auf die fetten Stücke vom Kirchengute zu werfen, womit, wie vorhin erwähnt worden, der Papst seine geliebte Tochter auszustatten liebte. Dem mußte ein Ende gemacht werden und auch noch anderem.

Das große kirchliche „Jubeljahr“ 1500 versprach ein rechtes Glücksjahr für die Borgia zu werden. Aus allen Ländern der Christenheit schleppte die gläubige Dummheit ungeheure Summen als Opfergaben nach Rom. Man spottete und lachte im Vatikan über die einfältigen Opferer, nahm aber die Gaben mit Vergnügen in Empfang. Es regnete förmlich Gold und Silber und dieser Regen bekam den noblen Passionen Sr. Heiligkeit sehr gut. Im Januar bezwang Cesare Valentinus, „der heiligen römischen Kirche Bannerträger und Generalkapitän“, das von ihm belagerte Forli und im Mai befand er sich in Rom, mit Rüstungen zu neuen kriegerischen Unternehmungen beschäftigt. Auch noch mit anderem. Denn es war ihm jetzt klar geworden, daß ihm sein armer Schwager Alfonso im Wege sei.

Am Abende des 15. Juli befand sich Madonna Lukrezia im Vatikan bei ihrem Vater, welcher dazumal, der siebzigjährige Statthalter Christi, eine heftige „Caprice“ für eins der Hoffräulein seiner Tochter gefaßt hatte. Um elf Uhr wollte sich auch Don Alfonso in den päpstlichen Palast begeben. Am Fuße der

Peterstreppe fielen aber Vermummte über ihn her und verwundeten ihn schwer am Kopfe, Arm und Schenkel. Er vermochte noch den Mördern zu ent- rinnen und in den Vatikan zu gelangen. Man ver- band seine Wunden, seine Gemahlin und seine Schwester Sancia pflegten ihn liebevoll und er schien gerettet. Am 19. Juli schrieb der Gesandte Venedigs nach Hause: „Man weiß nicht, wer den Herzog verwundet hat; aber man sagt, daß es dieselbe Person gewesen, welche den Herzog von Gandia ermordete und in den Tiber warf.“ Man sagte die Wahrheit. Mit eherner Stirne erschien Cesare in dem Krankenzimmer. Er mußte sich ja vergewissern, ob der Tod den Unglücklichen fest gepackt hätte oder nicht. Beim hinausgehen murmelte er: „Was mittags nicht geschehen, kann abends geschehen.“ Und am Abend geschah es denn auch, am Abend vom 18. August. Da kam der furchtbare Mann, dem niemand entgegen zu sein wagte, wieder, jagte Lutrezia und Sancia ohne weiteres aus dem Gemache, rief seinen Lieblingsbanditen, den spanischen Hauptmann Michelotto, herein und ließ durch diesen den armen Alfonso stranguliren. Noch in derselben

Nacht wurde der Ermordete sang- und klanglos im Sankt-Peter begraben. Cesare rühmte sich öffentlich seiner That. Der Papst wagte nichts gegen den Mörder zu thun, gar nichts.

Madonna Lucrezia ließ sich nicht einfallen, ihrem Gemahle, welchen sie doch, wie bemerkt worden, liebgehabt hatte, nachzusterben. Sie machte auch nicht den geringsten Versuch, den schöne gemordeten zu rächen. Sie ist sogar nachmals dem Mörder Alfonso's eine recht zärtliche Schwester gewesen und das sieht denn doch sehr sonderbar aus. Die Trauerzeit verbrachte die herzogliche Witwe in ihrer Stadt Nepi. Die Trauer hat nicht lange gewährt. Dieses schöne Weib trug in der Brust nur einen Herzmuskel, aber kein fraulich Herz. Sie war eine richtige Borgia.

Das Jubel- und Mordjahr 1500 ist noch nicht zu Ende gewesen, als man im Vatikan und in der Stadt schon wieder von einer Heirat der Tochter des Papstes redete. Und zwar mit Grund. Hatte Papa Alexander doch sogar noch bei Lebzeiten des armen Alfonso schon an einen dritten Gemahl für Madonna Lukrezia gedacht, und sollte dieser dritte auch ein Alfonso sein, Alfonso von Este, der Erbprinz von Ferrara.

Dieses neue Heiratsprojekt war ohne Zweifel auf die Eingebung Cesare's zurückzuführen. Lukrezia sollte wiederum einen Hebel der borgia'schen Macht und Größe abgeben. Eine enge und engste Verbindung mit dem Hause Este verbürgte dem Papstsohne nicht nur den Besitz der Romagna, sondern musste auch seinen weiteren, zunächst auf Bologna und Florenz

gerichteten Anneltirungsplänen sehr zu statten kommen. Also, *sorella carissima*, macht Euch fertig zu einer abermaligen Hochzeit!

Lutrezia, die ja das heiraten schon gewohnt war, hatte nichts dagegen. Wohl aber der Prinz von Ferrara, eine widerborstige Soldatennatur. Er wollte nicht anbeißen, dieser harsche und herbe Alfonso. Hatte die aller schlimmste Meinung von der nunmehr einundzwanzigjährigen Papsttochter (er selber zählte vierundzwanzig Jahre und war ein kinderloser Witwer). Glaubte unter anderem unerbaulichen von ihr, daß sie anno 1498 ein uneheliches Kind geboren hätte, dessen Vater zugleich dessen Großvater gewesen wäre. Aber Alexander und Cesare waren nicht die Leute, sich durch Hindernisse auf ihrem Wege aufhalten zu lassen. Sie wußten dem Vater Alfonso's, dem Herzog Ercole von Ferrara, die Vortheile der geplanten Heirat so einleuchtend zu machen, daß derselbe schließlich zu dem Sohne sagte: „Nimm sie!“ Die Stellung der Borgias war damals eine so gebietende in Mittelitalien, daß in Wahrheit dem Herzoge von Ferrara wohl daran gelegen sein mußte, sie nicht zu Feinden, sondern zu

Freunden zu haben. Zudem wusste der Papst das ganze Gewicht des französischen Einflusses zu Gunsten der borgia'schen Absicht die Ferraresen fühlen zu lassen. Im Juli 1501 erklärte der Herzog, daß er in die Heirat willigen wollte, so der Papst seiner Tochter 200,000 Dukaten mitgab und dem Hause Este verschiedene wichtige Einräumungen und Zutheilungen machte. Der zärtliche Papa im Vatikan gab seiner Freude über diese willkommene Botschaft eigenthümlichen Ausdruck, indem er, zu einem Raubzuge gegen verschiedene Barone Latiums ausmarschirend, die goldhaarige Lukrezia förmlich zu seiner Statthalterin während seiner Abwesenheit einsetzte. Die päpstliche Tiara sozusagen zeitweilig einer jungen Frau aufgesetzt, einer Frau noch dazu, welcher man gerade damals nachsagte, sie habe einer von ihrem Bruder Cesare — jetzt Herzog der Romagna — im Vatikan veranstalteten Orgie der fünfzig verrufensten Hetären von Rom angewohnt, wenn auch nur als „lachende Zuschauerin“ — ja, das war auch wieder etwas neues unter der Sonne. Kein Wunder, daß derartige, mildestens gesagt, höchst leichtfertige Pro-

fanirungen der Statthalterschaft Christi, wie diese töchterliche Stellvertretung des Papstes eine war, dem giftigsten Klatsch immer neue Nahrung zuführten, und dieser Klatsch hat denn auch Madonna Lukrezia richtig zu einem weiblichen Ungeheuer aufgeblasen, halb Mänade, halb Furie.

Alfonso von Este verharrte bei seiner Weigerung, die übelst beleumdete Papsttochter zu heiraten, so lange, bis ihm sein Vater Ercole sagte: „Wohl, willst du sie schlechterdings nicht haben, so nehm' ich sie. Wir müssen sie, wie die Dinge liegen, heiraten, du oder ich, es bleibt nichts anderes übrig.“ Das schlug durch. „Nun denn, ins Dreiteufelsnamen, her mit ihr!“ mag, wie stark zu vermuthen ist, der rauhe Alfonso gebrummt haben. Papa Alexander bewilligte alle die Bedingungen Ercole's und am 1. September 1501 wurde der Ehekontrakt zu Ferrara unterzeichnet. Die Kanonen der Engelsburg gaben Freudensalven, als die Nachricht nach Rom gekommen, und man muß gestehen, daß die Geschütze dieser Citadelle früher und später schlimmeres als diese Heirat begrüßt haben. Ausdrücklich hatten sich die Este verboten, daß die

Braut ihren rechtmäßigen Sohn Rodrigo nach Ferrara mitbringen dürfte.

Der Papst stattete seine Tochter ungeheuer reich aus und mit einem wahrhaft königlichen Hofstaate verließ die Braut, von den zwei jüngeren Brüdern ihres Bräutigams, Sigismondo und Hippolyto, abgeholt, am 6. Januar 1502 Rom, um ihrem neuen Bestimmungsorte entgegenzureisen. Wie wohl ihr Abschied von ihrer Mutter Bannoza, von ihrem Bruder Cesare, von ihrem Sohne Rodrigo gewesen sein mag? Wir wissen es nicht. Papa Alexander vermochte sich kaum von der Tochter zu trennen. Er sah ihr aus den Fenstern des Vatikans nach, bis sich der Reisezug aus dem Gesichtskreise verlor. Nahezu einen ganzen Monat währte die Reise. Im Kastell Bentivoglio herwärts von Ferrara begrüßte Alfonso seine Braut. „Sie war tief überrascht, doch faßte sie sich schnell und empfing ihn mit vieler Ehrerbietung und Grazie, was er in galanter Weise erwiderte“, meldet einer vom Gefolge. Diese erste Begegnung wirkte günstig für Lutrezia. Alfonso überzeugte sich, daß er denn doch kein Ungeheuer zur Frau hätte. Am 2. Februar

erfolgte der feierliche, vom weitschichtigsten Prunt umgebene Einzug der Papsttochter und Erbprinzessin von Ferrara in die Hauptstadt der Este. Gregorovius hat den Damen den Gefallen gethan, nach gleichzeitigen Berichten den Anzug der einziehenden Braut also zu schildern: „Von Schönheit und Glück stralend ritt sie auf einem mit Scharlach bedeckten weißen Pferde. Sie war gekleidet in eine breitärmelige Kamorra von schwarzem Sammet mit feinen Goldbleisten und in eine Sbernia von Goldbrokat mit Hermelinbesatz. Ihr Haupt bedeckte ein schleierartiges, von Diamanten und Gold funkelndes Netz ohne Diadem, ihren Hals umschlang eine große Kette von Perlen und Rubinen, ihr schönes Haar wallte frei auf die Schultern herab.“

Einer, der sie damals gesehen, Ragnolo von Parma, entwarf dieses Bild von ihr: „Sie ist von mittlerer Größe und von zierlicher Gestalt, ihr Gesicht länglich (*di faccia alquanto lunga*), die Haare goldig (*li capelli aurei*), die Augen von unbestimmter Farbe, der Mund etwas groß, die Zähne blendend weiß, der Hals schlank und weiß, ihr ganzes Wesen athmet lachende Heiterkeit . . .“

Damit war die Romantik im Dasein Lukrezia's zu Ende. An die Stelle bunter Abenteuerlichkeit trat feste Regel und verständiges Maß. Die Erbprinzessin von Ferrara suchte die römische Vergangenheit der Tochter Alexanders des Sechsten vergessen zu machen und es gelang ihr dieses wenigstens in den Augen ihres Gemahls, dessen Vertrauen sie gewann. Dann wurde sie, nach dem Tode ihres Schwiegervaters, eine durchaus anständige, regelrechte, geachtete und geehrte Herzogin. Ihre Anmuth und Liebenswürdigkeit hielten lange vor. Poeten verliebten sich in sie oder stellten sich wenigstens so an und besangen ihre Schönheit und ihre Tugend in lateinischen Distichen und italischen Sonetten. Auch Ariosto widmete ihr eine von Schmeichelei triefende Stanze seines großen Gedichtes. Für die Huldigungen, welche ihr der geistvolle, weltgewandte Venetianer Bembo persönlich und in Versen darbrachte, ist sie sehr empfänglich gewesen, empfänglich bis zur Verliebtheit. Aber ihr zweiter Alfonso war kein solches Lammerschwänzchen wie ihr erster und durchaus nicht der Mann, Liebeleien seiner Gemahlin philosophisch zuzusehen. Der zierliche Bembo fand also für gerathen,

aus Ferrara zu verduften. Der schreckliche Tod ihres Vaters, der Sturz der Borgia-Macht, der blutige Ausgang ihres Bruders Cesare, der frühzeitige Tod ihres Sohnes Rodrigo, das Ableben ihrer Mutter, das alles scheint Madonna Lucrezia nicht sehr angegriffen zu haben. Auch wurde durch den Sturz des väterlichen Hauses ihre Stellung in Ferrara nicht beeinträchtigt. Sie gebar ihrem Gemahle mehrere Kinder und die Geburt des letzten kostete ihr das eigene Leben. Hätte sie länger gelebt, würde sie es höchst wahrscheinlich dazu gebracht haben, im Geruche der Heiligkeit zu sterben. Denn in den letzten Jahren ihres Daseins war sie eine ausgemachte „Fromme“, wodurch freilich sich an ihr ein allbekanntes Sprichwort bewahrt hätte, falls man ihr nämlich nachsagen könnte, daß sie „alt“ gewesen, als sie fromm wurde. Uebrigens war ihre Frömmigkeit keine finstere und trübsälige.

Aber weder ihre Frömmigkeit, noch ihre tabellose Haltung als Fürstin vermochten die Menschen die Vergangenheit der Tochter Alexanders des Sechsten wirklich vergessen zu machen. Diese Vergangenheit hatte ihr doch ein Mal auf die schöne Stirne gebrannt,

welches eine Herzogskrone nicht zuzudecken und keine Essenz der Schmeichelei wegzuwaschen vermochte. Das Grauen ihres Namens umgab sie wie mit einer düsteren Wolke.

In der Nacht vom 24. Juni 1519 ist sie, noch nicht vierzigjährig, im Kindbette gestorben.

Ihr zuvor dahingegangener Zeitgenosse Giovanni Giovio Pontan hatte ihr zum voraus diese schreckliche Grabchrift gesetzt:

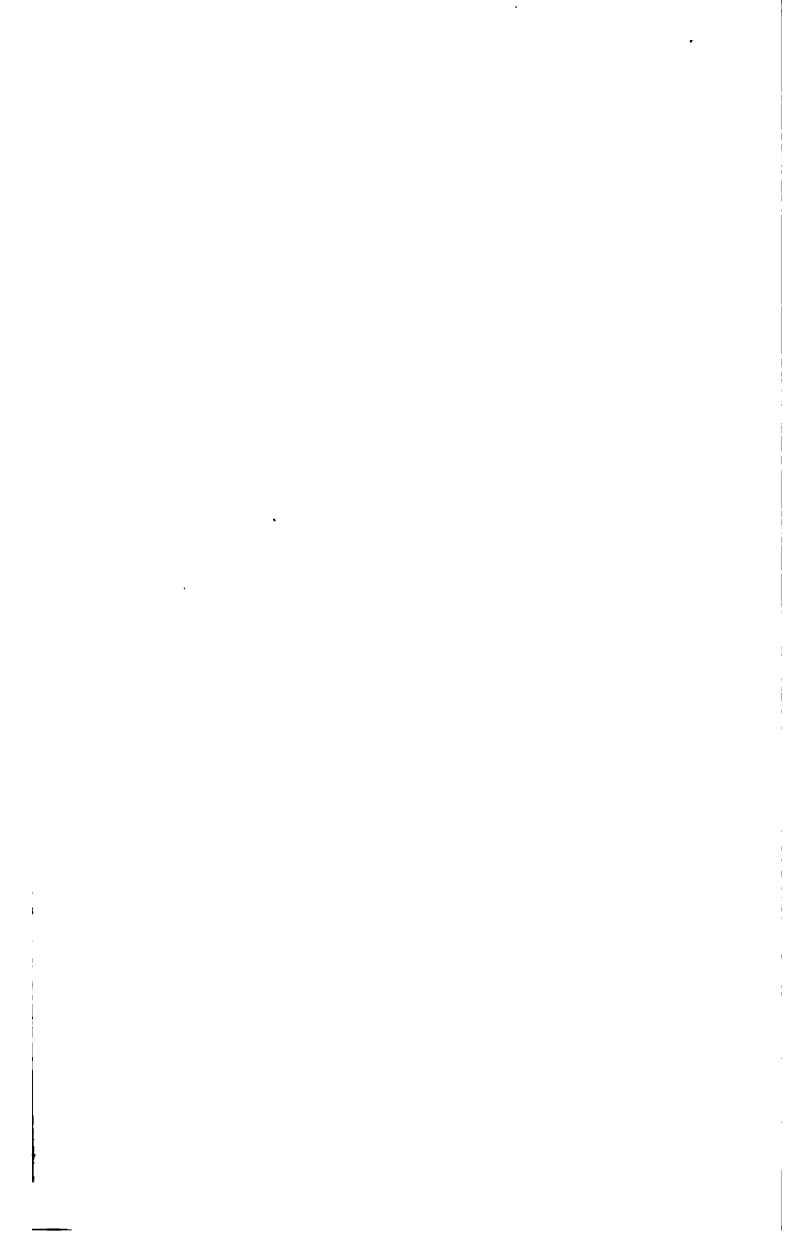
„Hic jacet in tumulo Lucretia nomine, sed re
Thais, Alexandri filia, sponsa, nurus.“

(Hier liegt eine, die hieß Lucretia, war aber Thais,
Alexanders des Papsts Tochter, Gemahlin und Schur.)

Der letzte Sonnensohn.

Seitdem es eine Geschichte gibt, haben die Menschen einander gequält und gemordet, und allem nach werden sie es so treiben, solange es eine Geschichte geben wird.

Goethe.



1.

Werden, wachsen, blühen, welken, vergehen! Das ist das ewige Gesetz der Natur und der Geschichte. Wie für die Pflanze und wie für die einzelnen Menschen, so gilt es auch für die Völker. In seiner 1844 geschriebenen Strophe:

„Am Baum der Menschheit drängt sich Blüth' an Blüthe,
Nach ew'gen Regeln wiegen sie sich drauf;
Wenn hier die eine matt und welk verglühte,
Springt dort die andre voll und prächtig auf;
Ein ewig kommen und ein ewig gehen
Und nun und nimmer träger Stillestand,
Wir sehn sie auf-, wir sehn sie niederwehen
Und jede Blüthe ist ein Volk, ein Land —“

hat Freiligrath dieses Naturgesetz, diese weltgeschichtliche Thatsache in schöne Worte gekleidet.

In unsern Tagen ist für den von Ewigkeit her und in Ewigkeit hin sich vollziehenden Wechsel von

leben und sterben im Univerfum das Modewort „Kampf ums Dasein“ aufgekomen. Es hat seine Vollberechtigung. Nicht nur „Mensch sein heißt ein Kämpfer sein“, sondern existiren wollen heißt kämpfen müssen. „Fressen oder gefressen werden!“ Es gibt kein Drittes. Diese eiserne Nothwendigkeit steigt von den niedrigsten Organismen bis zu den höchsten empor. Vom Grassalm bis zum Menschen, vom Menschen bis zu den Weltkörpern — alles kämpft um sein Dasein. Wir wissen jetzt, der Golden=Zeitalter=Friede, welcher im Beginne der menschlichen Gesellschaft geherrscht haben soll, ist nur eine Fabel für Kinder, der „ewige Friede“, welcher die sociale Entwicklung krönen soll, ein Märchen für ausgewachsene Schwachköpfe. Die Geschichte der Menschheit war, ist und bleibt ein ewiger Krieg. Wozu aber der ganze Gräuel? Ja, wer das wüßte! Alle Religionen, alle Philosopheme haben die traurige Räthselfrage nach „des Menschen=lebens Sinn und Frommen“ zu beantworten versucht und haben alle mitsammen als Antwort nur ein Chaos von Unsinn zuwegegebracht.

Die sogenannte Weltgeschichte zeigt uns, wie ein

Volk nach dem andern auf die geschichtliche Bühne tritt, mit mehr oder weniger Geschick und Kunst seine Rolle spielt, mehr oder weniger Effect macht und dann abgeht, einen mehr oder weniger nachhaltigen Eindruck hinterlassend. Wo sind denn die Nationen und Staaten, welche im Alterthum die „Heldenrollen“ innehatten? Wo ist das ägyptische, das assyrische, das persische, das makedonisch-griechische, das römische „Weltreich“? Schon lange dahin, schon lange zu Moder geworden, um die Erde für das Wachsthum von neuen Staaten-gebilden zu düngen. Für jedes Volk, für jeden Staat gilt das alte Seherwort:

„Einst wird kommen der Tag, wo die heilige Nisos hinsinkt“ wobei nur zu bemerken, daß beim Hinsinken der verschiedenen Nisse von Heiligkeit durchaus nichts wahrgenommen zu werden pflegt. Das Welken von Pflanzen, Thieren, Menschen, Völkern und sicherlich auch von Gestirnen ist eben ein häßlicher Proceß. Seine Häßlichkeit ist das genaue Gegenbild zur Hoffungsfrische des wachsenden und zum Schönheitsglanze des blühenden.

Wollt ihr ein solches Völkerwelken mitansehen?
Blickt nach Spanien!

Vor dreihundert Jahren — eine wahre Bagatelle von Zeit! — war dieses Land die führende und gebietende „Weltmacht“. Heute ist es eine Ruine. Eine Ruine allerdings, die sich noch immer für einen Staatsbau ausgeben möchte; aber trotz alledem eine Ruine, in zur Permanenz gewordenen Revolutionen, Gegenrevolutionen, Palastskandalen und Bürgerkriegen Stein für Stein zerbröckelnd. Im 16. und noch im 17. Jahrhundert stand der dichterische und künstlerische Genius des Landes schöpfungsmächtig da: Zurbaran, Velasquez und Murillo malten; Cervantes dichtete den Don Quijote, eins der tief Sinnigsten Werke, welche jemals einem Poetengehirn entsprungen sind; Lope entfaltete eine geradezu wunderbare Hervorbringungskraft; Calderon schuf den spanischen Faust („el magico prodigioso“), Moreto die gräßlichste Komödie der Weltliteratur („el desden con el desden“). Heute trägt die spanische Literatur slavisch die Schleppe der französischen, welche früher bei ihr die umfassendsten Anleihen aufgenommen hatte, und

seit langem vermag Spanien an der wissenschaftlichen Arbeit Europas in ihren höheren und höchsten Graden nicht mehr theilzunehmen.

Spanien ist an der Religion zu Grunde gegangen, also an etwas, dessen, die Herren von der Materie mögen sagen, was sie wollen, die menschliche Gesellschaft nie und nirgends entbehren konnte, kann und können wird. Denn, wie ich auch hier wiederholen muß, die Religion ist der Idealismus des Volkes. Sie ist und bleibt das einzige Mittel, wodurch sich das Volk — ich rede natürlich nicht von dem abstrakten Ding von „Volk“, welchen die Jan-Vodolte unserer Tage lächerlich-willkürlich zusammengeschnaidert und aufgeschwindelt haben — mit der idealen Welt, die aller Kraftstofferei zum Trotz ein sehr reales kulturgeschichtliches Motiv ist und bleibt, in Beziehung setzen kann, wenn auch noch so unzulänglich und in noch so grotesken Formen. In Spanien hatte sich, wie jedermann weiß, die Religion infolge der jahrhundertelangen Kämpfe der sogenannten Christen mit den Islamiten zum wildesten Fanatismus hinaufgesteigert. Alles wurde diesem geopfert. Der Spanier war

immer Katholik, Spanier oft, Mensch nie, außer in seinen Laster. Die Inquisitionsfeuerbrände, welche die spanischen Keger verzehrten, haben auch die ganze Zukunft der Nation versengt.

Aber gewiß ist auch, zur Zeit, wo die Religion in Spanien zu so hochrother Feuerblüte ausgeschlagen war, da hat sie — immer in ihrem Sinne freilich — das gesammte Dasein der Nation auf allen Gebieten zu außerordentlicher Kraftentwicklung gebracht und unzählige neue Beweise für die alte Thatfache geliefert, daß die Religion, wie sie die furchtbarsten Leidenschaften im Menschen aufzustürmen vermag, so auch die edelsten menschlichen Triebe zur Vollbringung der staunenswerthesten, ja geradezu unerhörter Thaten anzueifern versteht.

Dem — und damit lenken wir auf den Boden hinüber, auf welchem unsere Historie spielt — es kann keinem Zweifel unterstellt werden, daß dem blendenden, von Romantik funkeln den Heldeuzug, welchen die Spanier im 16. Jahrhundert durch die unermesslichen Länderstrecken der Neuen Welt führten, das Kreuz vorangetragen wurde. Allerdings, der

wilde Goldburch, welcher durch die ins märchenhafte übertriebene Kunde von den edlen Metallschätzen Amerika's in den Spaniern geweckt worden, die zur fixen Idee gewordene Vorstellung vom „El Dorado“, ebenso die durch die Moriskentriege bis zur hellen Don-Quixoterie hinaufgespannte spanische Abenteurersucht, endlich der den Unterthanen des „Weltmonarchen“ Karl V. unschwer angeflogene Größenwahn, alle diese Elemente haben zur Weckung, Schärfung und Schulung eines Unternehmungsgestes, für welchen der Begriff des Unmöglichen gar nicht vorhanden war, sehr viel beigetragen. Aber die Seele der spanischen „Conquista“, das heißt der beispiellosen Eroberungen der Spanier in der Neuen Welt, war tatsächlich doch die Religion, derselbe glühend-fanatistische Glaube, welcher jeden Spanier innigst überzeugt sein ließ, daß er für die Sache Gottes und der heiligen Jungfrau stritte, daß er, je mehr „Seelen“ der rothen Heiden er zur Hölle spedirte, um so zuversichtlicher erwarten dürfte, daß seine eigene Seele in den Himmel eingehen werde. Ohne die völlige Hingabe der spanischen „Conquistadoren“ an ihren reli-

gibßen Bahn wären ihre Vollbringungen geradezu unerklärlich, im guten wie im bösen. Es ist ein und derselbe spanische Katholicismus gewesen, welcher das Kreuz auf die Alhambra pflanzte, die gräuelfhaften „Glaubensakte“ (Autos de fé) feierte, die deutschen Protestanten bei Mühlberg schlug, das Senferschwert Alba's in den Niederlanden führte, den großen Teotalli in Tenochtitlan erstürmte und den goldenen Tempel der Sonne in Kuzto zu einer Soldatenbeute machte.

2.

In Truxillo, einer Stadt der Landschaft Estremadura, wurde um das Jahr 1471 ein Bastard geboren, Francisco Pizarro, dessen früheste Kindheit so verwahrloßt war, daß später die nicht gerade reinliche Sage ging, daß von seiner Rabenmutter ausgesetzte Findelkind sei nur durch die Barmherzigkeit einer säugenden Sau am Leben erhalten worden. Sicher ist, daß der wildaufgewachsene Junge keinerlei Unterricht empfing, nicht lesen, nicht schreiben lernte und, um sein Leben zu fristen, Schweinehirt werden mußte. Aber der arme Bursche hatte etwas, viel sogar von dem Metall in sich, aus welchem bedeutende Menschen geschmiedet werden, unter Umständen Helden oder Heilande, unter andern Umständen weltgeschichtliche Schurken oder Scheusale. Will man gerecht sein, so muß man

sagen: Pizarro war zwei Drittel Held und ein Drittel Scheusal. Im übrigen ein rechtgläubiger Spanier jeder Zoll, ein ganzer Mann, scharfverständig, schlau, zäh, unbeugsam, strupellos, das verwirklichte Ideal eines spanischen „Conquistador“, für welchen das Wort „Furcht“ ein ganz inhaltsloser Schall gewesen ist.

Die Erzählungen von den Wundern der Neuen Welt, damals das Tagesgespräch in Spanien, setzten die echtspanische Phantasie des Schweinehirten in Brand. Er warf seinen Stab weg, bettelte sich nach Sevilla durch, woselbst die Banden des „El Dorado“ suchenden „Heldengefindels“ sich zu sammeln und einzuschiffen pflegten, und gelangte nach Westindien hinüber. Im Jahre 1510 befand er sich auf Hispaniola und versuchte sich, unterstützt von seinem entfernten Verwandten Hernando Cortez, dem nachmaligen Eroberer Mexikos, als Pflanzler. Später ein Gefährte des kühnen Balboa, welcher im Jahre 1513 den unerhört mühsägigen Entdeckungszug über die Landenge von Darien unternommen hatte, war er einer der ersten Männer von weißer Rasse, deren Blicke auf den ungeheuren Spiegel des Stillen Oceans

gefallen sind. Nachmals, so um 1515 herum, ist er als Hauptmann in den Diensten des Don Pedrarias, Statthalters von Panama, und erfreut sich auch des Besizes eines Landgutes von sehr mäßigem Umfang in der Nähe dieser Stadt, von welcher aus die Entdeckungs- und Eroberungszüge der Spanier sich zunächst gegen Norden und Westen, später auch nach Süden richteten. Zur Zeit von 1524 war infolge der entdeckenden und der erobernden Thätigkeit der Spanier in Amerika bereits ein unermessliches Gebiet der spanischen Krone unterworfen.

Nun gelangten die bestimmteren Botschaften von der wundersamen Eroberung Mexikos nach Panama und thaten eine zündende Wirkung. Eine um so zündendere, als mit der Kunde von dem märchenhaft glanzvollen Ausgange des mexikanischen Abenteuers zugleich unbestimmte Gerüchte von einem fabelhaft reichen Kulturstaat im Süden unter den Kolonisten von Darien sich verbreiteten. Unser gewesener Schweinehirt und dormaliger Hauptmann vernahm mit äußerster Spannung die beiderlei Neuigkeiten. Er mochte finden, daß er, jetzt ein Fünfziger, es eigentlich noch nicht

sehr weit gebracht hätte in der Neuen Welt. Er mochte etwas in sich fühlen, das ihm sagte: „Was dein Vetter Cortez konnte, das kannst du auch und vielleicht sogar noch ein bißchen mehr. Wie wäre es, so ich an einem der Entdeckungs- und Eroberungsgeschäfte, welche jetzt, in südlicher Richtung unternommen — nach dorthin soll ja das wahre El Dorado liegen — nachgerade bei uns in Panama sehr in die Mode kommen, unzüglich mich betheiligte?“

Von Entdeckungs- und Eroberungsgeschäften sprach ich und zwar mit Bedacht. Zur Stunde wäre es noch zeitgemäßer, von Entdeckungs- und Eroberungsgründungen zu sprechen. Denn, in Wahrheit, die spanischen Conquistadoren waren richtige „Gründer“ in ihrer Manier. Sie „machten“ in Länderfindung und Länderraub, wie die modernen Börsenräuber — welche ich nicht mit ordinären Taschendieben zu verwechseln bitte — in „Türken“ und „Rumänen“ machen. Das fieberhafte aufsuchen des El Dorado war nachgerade zum wohlkalkulirten Aktiengeschäfte, zur Gründerei in mehr oder weniger großem Stile geworden.

Inbetracht seiner eigenen unzulänglichen Mittel

that sich demnach Pizarro nach Mitgründern um und fand solche in dem zu einigem Vermögen gekommenen Kriegermanne Diego de Almagro und in dem Pfarrer Fernando de Luque. Die drei Dons legten demnach ihr Vermögen in einer Spekulation an, welche die Ausführung und, selbstverständlich, die Ausbeutung des angeblich im Süden von Darien gelegenen Goldlandes Peru zum Zwecke hatte. Almagro besorgte den Ankauf, die Ausrüstung und Bemannung von zwei kleinen Schiffen, und maß den Panama ein Ort war, wo immer eine hinlängliche Anzahl von Abenteurern, Strolchen und Desperados umherlungerte, konnte Pizarro, als Führer der „Expedition“, im November von 1524 aus dem Hafen der Stadt absegeln. Er kam freilich nicht nach El Dorado und überhaupt nicht sehr weit. Ungeahnte Widerwärtigkeiten aller Art zu Wasser und zu Lande nöthigten ihn zur Umkehr. Allein er brachte nach Panama doch dieses Ergebniß mit, daß, je weiter man südwärts steuerte, die Sage von einem in jener Richtung gelegenen großen und so zu sagen von Gold starrenden Reiche immer bestimmtere Gestalt gewann.

Darauffhin gingen unsere Gründer nur noch energischer ins Zeug. Auf den Kredit Sr. Hochwürden Don Luque wurden 20,000 „harte Thaler“ (pesos duros) aufgetrieben und damit die Kosten der Ausrüstung einer zweiten Expedition bestritten. Am 10. März von 1526 vereinbarten und unterzeichneten die drei Spekulanten ein Dokument, welches zu den absonderlichsten Kuriositäten der Geschichte gezählt werden mag: nämlich eine Vertragsurkunde, kraft welcher „im Namen Christi“, wie der Eingang lautete, die drei Associés festsetzten, daß die zu entdeckenden und zu erobernden Länder, soweit sie zum Reiche Peru gehörten, zu gleichen Theilen unter sie, die drei Geschäftstheilhaber, getheilt werden sollten und zwar „mit allem Zubehör, was besagte Länder an Menschen, Thieren, Gold, Silber und Edelsteinen enthielten, mit selbstverständlichem Vorbehalt jedoch der Oberherrlichkeit der Krone Spanien und der aus dieser Oberherrlichkeit fließenden Rechte“. Zu einer solchen Naivität der Philosophie des Raubes hat sich das moderne Gründerthum doch kaum hinaufzuschwindeln gewusst. Drei Lumpe theilen förmlich unter sich ein

noch gar nicht aufgefundenes Reich „mit allem Zubehör“ — der kolossalste Humbug, die tollste Don-Quijoterie; aber ganz ernsthaft gemeint und mit derselben echtspanischen Grandezza betrieben, womit der sinnreiche Raballero aus der Mancha in der Stallmagd von Toboso eine Prinzessin sah und begrüßte.

Auf zwei Schiffen, welche eine Bemannung von hundertzwanzig Mann hatten, fuhren Pizarro und Almagro diesmal von Panama südwärts und gelangten, an der Küste hinsteuernb, bis zur Mündung des Flusses, welcher nachmals der Rio San-Juan hieß. Hier überfiel Pizarro ein am Ufer gelegenes Dorf der Eingeborenen und machte eine nicht unbeträchtliche Beute an Schmucksachen aus Gold — ein Vorglanz so zu sagen vom Goldlande Peru. Also rüstig weiter nach Süden zu, immer weiter! Aber mit jedem Tage steigt auch die Mühsal der Fahrt. Ein Theil der Mannschaft meutert und fordert die Rückkehr nach Panama. Man geht ans Land und hält eine Art Kriegsrath. Einander schnurstracks widersprechende Ansichten werden mit mehr oder weniger heftigem

Gebärdenspiele vorgebracht. Pizarro steht auf: „Genug des Geschwäges!“ Dann zieht er sein Schwert und zeichnet mit der Spitze desselben eine von Osten nach Westen gehende Linie in den Küstensand und sagt:

„Freunde und Gefährten, seht, auf dieser Seite liegen Mühsal, Hunger, Regen, Sturm, Verlassenheit und Tod, aber auch Peru mit seinen Schätzen; auf jener Seite Gefahrlosigkeit und Sicherheit, aber auch Panama mit seiner Armuth. Jeder nun wähle, was er für gut hält! Was mich angeht, ich gehe südwärts.“

Das heibische Wort that seinen Dienst, wenn auch nur bis zu dem Grade, daß eine Anzahl entschlossener Männer bei dem Führer auszuharren und die Unternehmung weiter zu führen beschloffen, während die andern auf einem der beiden Schiffe nach der Landenge von Darien zurückkehrten.

Noch nahezu acht an prüfungsvollen Zwischenfällen reiche Monate hatte der kühne Mann alle seine Klugheit und Standhaftigkeit aufzubieten, um nicht unverrichteter Dinge zurückkehren zu müssen. Endlich

gelang es den El-Dorado-Fahrern, die nachmals Pasado genannte Landspitze zu umschiffen, und ihr Fahrzeug glitt nun auf einer bislang noch von keinem europäischen Schiffskiel getheilten Meeresfläche dahin, immer weiter nach Süden, bis es in die schöne Bucht von Guayaquil einfuhr.

Mit weitgeöffneten Augen blickten sie auf die zugleich großartige und anmuthige Scene, welche sich vor ihnen entfaltete. Der schmale, aber üppig grüne Ufersaum, durch welchen sich zahlreiche Wasseradern dem Meere zuwandten, war mit einer Reihe von Städten und Dörfern besetzt. Hinter diesen Sizen einer zahlreichen Bevölkerung hob sich der riesige Bergwall der Anden oder Cordilleren jählings empor, hier in zwei seiner schönsten Kolosse gipfelnd, in dem breittuppeligen Chimborasso und in der blendend weißen Pyramide des Kotopaxi.

- Am nächsten Morgen kreuzten unsere Abenteurer die Bucht und gingen vor Anker angefihts der wohlgebauten Stadt Tumbes, deren ganzes Aussehen ihre Zugehörigkeit zu einem civilisirten Staatswesen bezeugte.

Das Zeugniß trug nicht. Tumbez war eine volkreiche Stadt des Inka-Reiches.

Das so lange, so mühsällig gesuchte El Dorado war gefunden; denn Pizarro landete an der Küste von Peru.

Wo lag Peru? Wie war es mit dem Inka-Reiche?
 Amerika — das darf jetzt für ausgemacht gelten
 — hat seine Urbevölkerung von Asien her erhalten.
 Wir können uns die Stunde vorstellen, wo ein Halb-
 thier von Mensch nordasiatisch-mongolischer Rasse seine
 Blicke über die Beringstraße hinüberwarf und sich
 fragte: Kann ich da hinüber gelangen? Diese Frage
 muß so oder so gelöst worden sein, denn die Rasse-
 genossenschaft der asiatischen Mongolen und der ameri-
 kanischen Indianer scheint einer begründeten Anzweifel-
 ung kaum noch unterstellt werden zu können. Im
 übrigen ist die vorzeitliche Geschichte Amerika's bis zur
 Ankunft der Europäer in der Neuen Welt vorerst ein
 Chaos, für dessen Entwirrung und Aufhellung zwar
 schon vieles gethan worden, aber noch weit mehr zu

thun sein wird. Die zwei großen Pfadesucherinnen und Pfadefinderinnen, die vergleichende Sprach- und Religionsforschung, haben hier noch eine ungeheure Wildniß zu durchwandern.

Geschichtliche Thatsache ist vorderhand, daß die indianische Bevölkerung Amerika's vor der Ankunft der Europäer auf sehr verschiedenen Kulturstufen stand. Ebenso, daß die Spanier im 16. Jahrhundert in Centralamerika schon auf die ruinenhaften Ueberbleibsel einer bereits zu Grunde gegangenen Civilisation stießen. Endlich, daß wir durch die Vermittelung der spanischen Conquistadoren von den Zuständen, von der Macht und von dem Verderben der zwei bedeutendsten Staats- und Gesellschaftswesen, welche die Kultur der amerikanischen Rothhäute geschaffen hatte, vom Azteken-Reich in Mexiko und vom Inka-Reich in Peru, umfassende Kunde besitzen. In welchem Lichte den erobernden Spaniern diese beiden Staatswesen erschienen, bezeugt schon der Umstand, daß sie dem Beherrscher von Mexiko wie dem von Peru den Titel ihres eigenen Monarchen, den Titel Karls des Fünften, den Titel „Kaiser“ (emperador) beilegten und damit die außer-

ordentliche Machtstellung dieser indianischen Fürsten anerkannten. Freilich mag hierbei auch die Absicht der Eroberer, die Größe ihrer Wagnisse und ihrer Erfolge in ein möglichst glänzendes Licht zu stellen, mit im Spiele gewesen sein.

Als Pizarro und seine Miträuber — denn diese Bezeichnung gehörte im Grunde doch der ganzen Sippschaft — an der Küste von Peru erschienen, hatte dieser Staat das Hochmaß seiner Ausdehnung erreicht, während seine Gesundheit und Kraft schon im sinken begriffen waren. Man kann die ungefähren Gränzmarken des Reiches bestimmen, wenn man sagt, daß die Inka-Kaiser das ganze Gebiet beherrschten, welches heutzutage die vier sogenannten Republiken Ekuador, Peru, Bolivia und Chile einnehmen. Der unterirdische Reichthum des Bodens war ein außerordentlicher und namentlich durfte Peru mit Grund ein Goldland, das Goldland heißen. Die oberirdische Bodenbeschaffenheit dagegen konnte sich an Fruchtbarkeit mit den östlichen Küstenländern von Süd- und Mittelamerika bei weitem nicht messen. Im peruanischen Reiche mußte gearbeitet werden und zwar tüchtig, um

die nöthigen Lebensmittel für die Bevölkerung zu beschaffen. Die große Meisterin Noth mit ihrer erstgeborenen Tochter Arbeit, sie waren auch hier, wie überall, die Kulturbringerinnen.

Man hat die Anfänge der peruanischen Civilisation früher am Titikakasee suchen zu müssen geglaubt, ist aber jetzt vergewissert, daß diese Civilisation in und bei Kuzko ihren Ursprung genommen habe. Diese Stadt, deren Name „Nabel“ bedeutet, war der geheiligte Mittelpunkt des Inka-Reiches, und es drängt sich uns als ein denkwürdiger Zusammenklang in den Anschauungen grundverschiedener und einander wildfremder Völker die Erinnerung auf, daß die Hellenen ihr Nationalheiligthum Delphi ebenfalls den „Nabel“ (der Erde) genannt hatten. Von Kuzko aus war die peruanische Kultur in der Form der Eroberung südwärts bis an die Gränzen des Araukanerlandes, nordwärts bis über Quito hinaus vorgebrungen. Ostwärts erstreckten sich die Gränzen des Reiches bis hinauf zur Wasserscheide der Anden und da und dort auch über die Kämme derselben hinüber und in die Pampas des südamerikanischen Festlandes hinein. Unlange vor der

Ankunft der Spanier hatte das Reich der Inka den Gipfel seiner Machthöhe erreicht.

Auf den Anfängen der Völkergeschichten liegt der Nebel des Mythos, vom Strale der religiösen Idee mehr oder weniger hell besonnt. Die Menschen wußten sich es nicht zu erklären, wie es gekommen, daß sie sich nach und nach entbestialisirt hätten, daß sie allmählig so klug, so anständig, so civilisirt geworden wären. Da mußte ihnen denn eine „höhere Macht“ das Thierfell geschoren haben, so zu sagen. Auch die Peruaner hatten demnach ihren Kulturmythos, das heißt, auch sie führten den Ursprung ihrer Vermenschlichung auf „überirdische Mächte“ zurück, wie solche zu glauben, zu fürchten und zu verehren den naturwüchsigem Menschen das Gefühl seiner Ohnmacht und Hilfebedürftigkeit allzeit und überall zwang und zwingt. Man muß übrigens gestehen, die heilige Sage der Peruaner und ihre organisch daraus entwickelte Religion waren verhältnismäßig gar nicht so übel, ja gewissermaßen rationell. Knüpften sie sich doch an die große Lebensspenderin und Lebenserhalterin, an die Sonne. Diese sicht- und fühlbare, unerschöpfliche

Wohlthäterin nannten die Peruaner die „Mutter der Menschheit“, und sie verehrten sie dankbar als ihre höchste Gottheit. Im Beginne der Zeiten hatte die große Mutter ihre zwei Kinder, den Manko Kapak und die Mama Dello, auf die Erde herabgesandt, um die Menschen zu entwildern, zu bilden und in ein geordnetes Staats- und Gesellschaftswesen hinüberzuführen, die Landwirthschaft, die Gewerbefertigkeiten, alle Künste des Friedens zu lehren. Manko und Mama waren Bruder und Schwester, zugleich aber auch Mann und Weib und von ihnen stammte die Dynastie der Herrscher von Peru, das Geschlecht der „Inka“, welches Wort Herr, Fürst, König bedeutet.

Die berechtigte Frage, ob schon vor den Inka in Peru eine ältere Kultur vorhanden gewesen, mag hier billig unerörtert bleiben. Gewiß ist, daß mit dem aufkommen der Inka der peruanische Staat zu existiren anhub. Ebenso, daß dieser Staat und mit demselben alles, was wir unter peruanischer Civilisation zu verstehen pflegen, allem nach nicht sehr weit in unser Mittelalter zurückreicht, indem das auftreten des zweifelsohne geschichtlichen und nachmals von seiten

der dankbaren Peruaner vergötterten Kulturhelden Manko Kapak kaum höher als in den Anfang des 12. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung hinaufzurücken ist. Die Nachfolger des Begründers der Inka-Dynastie handhabten Krieg und Eroberung, welche ja in der Geschichte viel häufiger, als die Unwissenheit meint, an der menschlichen Kultur sehr kräftig mitarbeiteten, ohne Frage als Zivilisatoren. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts erweiterte der Inka Topa Tupanqui die Grenzen des Staates im Süden bis weit nach Chile hinein, während sein Sohn Huayna Kapak, der bedeutendste Mann seines ganzen Hauses, in nördlicher Richtung die Fahne Perus bis gegen Centralamerika hinauftrug und Quito unterwarf.

Die Beherrscher von Peru waren Theokraten, das heißt, sie waren als angebliche „Sonnensöhne“, als Abkömmlinge der höchsten Gottheit, zugleich politische und religiöse Despoten und genossen durchweg göttlicher Verehrung. Ihr geistlich-weltliches Scepter vererbten sie nach dem Rechte der Erstgeburt, das heißt, der erstgeborene Sohn der „Koya“ — so hieß die rechtmäßige Gemahlin des Inka's, welche zugleich

seine Schwester sein musste, im Unterschiede zu dem ungezählten Schwarme der Insassinnen des kaiserlichen Harems — wurde der Nachfolger seines Vaters. Der kaiserliche Hofhalt war pracht- und prunkvoll, so recht goldschimmernd. Der Inka-Palast in Kuzko bildete mit seinen Nebengebäuden eine Stadt für sich. Er machte mit dem „Korikancha“ (wörtlich Goldhaus), das heißt, dem Reichstempel der Sonne — in Ansehung der Kostbarkeit des Materials seiner Ausschmückung wohl das reichste Gebäude, welches jemals die Erde getragen hat — und mit dem hauptstädtischen Kastell die Dreizahl der großartigsten Bauwerke Peru's aus. Die kolossalen Trümmer der Festung erregen noch jetzt das Staunen der Betrachter. Es waren zu dieser Burg Bausteine verwendet von 38 Fuß Länge, 18 Fuß Breite und 6 Fuß Dicke, und diese Steinblöcke sind — ohne daß die Peruaner den Gebrauch des Eisens kannten, wohlverstanden! — so genau zugehauen und in einander gefügt gewesen, daß man keine Messer Klinge in die Fugen zu stecken vermochte. Die Abgötterei, welche mit den Inka im Leben getrieben wurde, folgte denselben auch in den Tod. Ihre Lieblingsdiener und

Gunstsklavinnen wurden ihnen als Todtenopfer dargebracht. Mit ihren aus dem Körper genommenen Eingeweiden begrub man die kostbarsten Juwelen und Geräthschaften der Todten. Die Leichname wurden kunstvoll balsamirt und mumifirt und die Mumien im Korikancha auf goldene Stühle gesetzt.

Die Familie der Inka hatte sich im Verlaufe der Zeit außerordentlich vermehrt und die zahllosen Nebensproßlinge bildeten den Inka-Adel, eine Kaste, welcher alle höheren Staats-, Kriegs-, Gerichts- und Kirchenämter von „rechtswegen“ zukamen. Von Eroberungsrechtswegen, denn es ist klar, daß die Inka und der Inka-Adel die Abkömmlinge des Volksstammes gewesen sind, welcher erobernd in Peru eingebrungen war und, weit höher gebildet als die Urbewohner des Landes, diese unterworfen hatte. Die Nachkommenschaft der unterworfenen Urbewohner aber machte das aus, was wir „Volk“ zu nennen gewohnt sind, im alten Peru die dienende, frohndende Masse.

Das Reich war in vier Provinzen eingetheilt und darum von seinen Bewohnern nicht Peru, sondern die vier Himmelsgegenden („Tavantinsuyu“) genannt.

Das Volk seinerseits zerfiel in Gruppen von 10, von 50, von 100, von 1000 und jeder dieser Gruppen stand ein Edelmann als Beamter vor, sodaß sich vom Zehnmännerhauptmann bis zum Provinzstatthalter eine wohlgefuete Bureaukratie hinaufgipfelte. Jeder dieser Würdenträger war in seiner Sphäre zugleich Verwaltungs- und Justizbeamter. Die Gesetzgebung zeichnete sich durch Strenge und Bündigkeit aus. Auf Mord, Ehebruch, Diebstahl und Blasphemie, das heißt, Lästerung der Sonne oder des Inka's, stand der Tod. Aufruhr gegen den Inka galt für ein so ungeheuerliches Verbrechen, daß es nur durch gänzliche Vertilgung der Bewohnererschaft einer aufrührerischen Landschaft gesühnt werden konnte. Das Inka-Reich war, wenigstens in den Augen der Peruaner selbst, ein sehr streitbares. Die Armee, mit Bogen, Wurfspereen, Schleudern, Morgensternen und Streitärzten bewaffnet und regelrecht in von Inka-Offizieren verschiedener Grade befehligte Kotten, Bataillone und Regimenter eingetheilt, zählte zuletzt nicht weniger als 200,000 Mann. Die Civilverwaltung arbeitete mit größter Regelmäßigkeit. Für den Verkehr war gesorgt.

Es gab Poststationen, Postbeamte und Postläufer, obzwar nur für den Gebrauch des Inka's und der Regierung, und von Kuzlo bis Quito hinauf lief jene Reichsstraße, welche Alexander von Humboldt, der sie in ihren Trümmern gesehen, bekanntlich „eins der riesenhaftesten Werke, welche je von Menschen ausgeführt wurden“, genannt hat.

Das eigenthümlichste Charaktermerkmal der altperuanischen Kultur waren jedoch die Eigenthumsverhältnisse. Denn im Inka-Staate war ja das kommunistische Ideal verwirklicht, da es, streng genommen, ein Privateigenthum gar nicht gab. Die ganze urbane Bodenfläche des Landes war in drei Theile zerlegt. Der Ertrag des ersten gehörte der Sonne, das heißt, der Klerisei und dem Kult; der Ertrag des zweiten der Inka-Familie und dem Inka-Adel; der dritte war unter das „Volk“ Kopf für Kopf gleichmäßig vertheilt. Alljährlich wurde die Theilung dieses Bodendrittels erneuert und jedem Familienhaupte sein Jahresbesitz nach der Mitgliederzahl seiner Familie zugemessen, welche Einrichtung auf einer genauen Registerführung über Geburten und Todesfälle beruhte. Diese mittels

der sogenannten Quippus-Schrift geübte Statistik ermöglichte auch die Durchführung eines streng geordneten Steuerwesens, dessen Last, maßen Klerus, Adel und Beamtenschaft steuerfrei waren, ausschließlich auf dem Volke lag. Die Entrichtung der Steuern geschah durch Arbeit jeglicher Art. Die „misera contribuens plebs“ Peru's frohndete als Bauer, als Bergmann, als Handwerker, als Soldat, als Arbeiter an den Staatsgebäuden und Staatsstraßen. Das ganze Dasein des peruanischen Volkes war in das Netz bureaukratisch-kommunistischer Bevormundung eingeschnürt und kann für Augen, welche sehen wollen, den unwiderleglichen Beweis liefern, daß der Kommunismus unfehlbar dem Menschen jede Selbstbestimmungsfähigkeit entzieht und demnach naturnothwendig in die schlimmste Sklaverei ausläuft.

Wie in der Regel jedes Volk die Regierung hat, die es verdient, so hat auch jedes Volk einen Gott, dessen Wesen die Bildungsstufe und Anschauungsweise der Gesamtheit seiner Verehrer widerspiegelt. Ist dieser Satz wahr, so gestattet er einen nicht ungünstigen Schluß auf die Kultur und den Nationalcharakter der

Peruaner. Das religiöse Fühlen und Glauben derselben hob sich über die Stufe der bloßen „Naturreligion“ empor. Denn nicht nur als eine göttliche Naturmacht, sondern auch als ein beseeltes, durchgeistigtes Wesen, als eine mit Bewusstsein wollende Gottheit wurde die Sonne gedacht und dieser Gottesbegriff streifte um so näher an den Monotheismus, als das mythologische Beiwerk desselben von ganz untergeordneter Bedeutung war. Nur die Gott-Sonne hatte Tempel, Alerus und Kult. Ganz fest war in dieser Sonnenreligion das Dogma von der Unsterblichkeit der Menschenseele hingestellt und mit dieser Vorstellung verknüpfte sich die weitere von einem sogenannten Himmel und einer sogenannten Hölle im sogenannten Jenseits. Der Gottesdienst war im ganzen so, wie er einer als sittliche, milde und wohlthätige Macht gedachten Gottheit gebührte. Eine Hauptkult-handlung war das knieend und mit der Sonne entgegengebreiteten Armen verrichtete Gebet. Immerhin kamen auch Menschenopfer vor, vielleicht ein von dem Inka-Volk übernommener Brauch der barbarischen Urbewölkerung des Landes. Sonst wurden als Opfer

Edelsteine, Gold, Silber, Blumen, Früchte, Weihrauch, Schafe und Lamas dargebracht. Auch in der Form der Asteze wurde die allen Religionen gemeinsame Opferidee verwirklicht: denkwürdig insbesondere durch das Institut der Sonnenjungfrauen. Die Sonnenjungfrauen, das heißt die peruanischen Bestätigten oder Nonnen — nur Töchter des Inka-Adels konnten solche werden — lebten unter der Leitung einer Abtissin oder Priorin nach bestimmten Regeln in Klöstern zusammen. Welche von ihnen sich gegen das strenge Keuschheitsgelübde, das sie als „Bräute des Sonnengottes“ ablegen mußten, verfehlte, wurde lebendig begraben. Nur zu Gunsten des Sonnensohns, das heißt, des regierenden Inka, gab es eine Ausnahme.

Die Sommerjonnenvende brachte das religiöse Nationalfest, das zu Kuzko mit höchster Prachtentfaltung gefeierte „Intip Kaymi“, das Sonnenfest, wobei der Inka, der Papst der Sonnenreligion, dem stralenden Gotte aus mit „Chifa“ (gegohrenem Maisjaft) gefülltem Goldpokal ein feierliches Trankopfer spendete, in dem Augenblicke, wo das Tagesgestirn

am östlichen Horizont hinter den majestätischen Andesfirnen emporstieg.

Alles in allem genommen, stand das Heidenthum der Peruaner an Reinheit, Sittlichkeit und, falls der Ausdruck überhaupt statthaft ist, an Vernünftigkeit dem Christenthume der spanischen Inquisitoren daheim und der spanischen Conquistadoren draußen keineswegs nach. Im Gegentheil, sehr im Gegentheil, zumal noch zu sagen ist, daß im alten Peru das Verhältniß der beiden Geschlechter ein sehr sitzames, das Familienleben innig, die Kinderzucht sorgsam und die Umgangsformen fein waren. Auch Kunst und Poesie waren verhältnißmäßig entwickelt. Neben der Architektur blühte namentlich die Schmelz-, Schmied- und Eislerkunst. Der Geist der Volkspoesie war thätig und noch heute singt die indianische Bevölkerung Lieder, welche schon zur Inka-Zeit gesungen wurden. Auch höhere Gattungen der Dichtkunst scheinen eifriger Pflege sich erfreut zu haben. Wenigstens ist uns ein altperuanisches, in der Rechuasprache gedichtetes Drama, betitelt „Ollanta“, überliefert worden, welches zur

Zeit der letzten Inka und auch noch nach der spanischen Conquista über die Bühne ging.

Allein trotz alledem trug die peruanische Gesellschaft den Keim frühzeitigen und unaufhaltbaren wellens in sich: sie musste an ihrem Kommunismus sterben, die Eigenthumslosigkeit brachte sie um. Nur die Einrichtung des Privateigenthums begründet das große Geseß des socialen Vorschritts, das heißt, den thatkräftigen Trieb im Menschen, sein Loos zu verbessern. Diesen Trieb kannte der Peruaner nicht: er konnte ja nichts werden, als wozu seine Geburt ihn gemacht hatte. Die naturnothwendige Folge war, daß sich ein grauer Schleier von Gleichgiltigkeit über die Intelligenz des Volkes herbreitete und daß es sich widerstandslos einem schläfrigen dahinvegetiren ergab. Wie hätte es also dem Glaubens- und Goldfanatismus, der unbezähmbaren Energie der spanischen Conquistadoren widerstehen sollen? Diesem „Selbengefindel“, welches bei seinen fast unglaublichen Wagnissen noch dazu durch alle Vorzüge einer höheren Rasse und durch alle Vortheile einer vorgeschritteneren Kultur unterstützt wurde.

Um die geschichtliche Thatsache des Sturzes von Staaten und des Unterganges von Nationen her schlingt die Legende allerlei bunte Sagenfäden. So will auch die Sage der Peruaner, daß schon auf den höchsten Glanz von Peru — welchen auf einem Mißverständnisse beruhenden Namen erst die Spanier dem Lande gaben — der dunkle Schatten einer fernher drohenden Wolke gefallen sei und das herannahende Verderben in der Form dunkler Ahnungen sich angekündigt habe. Im Volke schlich von alters her die Sage um, Fremdlinge, wie man sie nie gesehen, würden dereinst ins Land kommen und dasselbe erobern; Kometen erschienen am Himmel und die Erde bebte. Das zum großen Sonnenfest in Kuzko versammelte Volk sah in der Luft eine Schar von Falken einen Adler angreifen, welcher tödtlich verwundet zu Boden fiel. Die Priester murmelten düstere Weissagungen. Selbst den großen Inka Huayna Kapak erfasste ein trübes Vorgefühl. Nicht ohne Grund. Hatte er doch von dem erscheinen weißer bärtiger Männer am Gestade der Südsee sichere Kunde erhalten. Das war Balboa mit seinen Gefährten gewesen. Der Inka konnte nicht ahnen, daß

unter diesen Waghälsen auch der Mann, Pizarro, sich befand, welcher so bald das Reich Tavantinsuyu vernichten sollte; aber sterbend deutete Huayna Kapak die Erscheinung der härtigen Blassegesichter auf die „Fremdlinge“ der alten Sage.

Seine traurige Ahnung hatte den Inka nicht betrogen, aber freilich hatte er selber die Erfüllung beträchtlich gefördert, sodaß Peru's Verderben von innen heraus schon angehoben hatte, als die Gefahr der spanischen Conquista von außen herankam. Huayna Kapak war auf den Irrweg gerathen, die festgefugte Staatsordnung mit eigener Hand zu zerbrechen, indem er sich durch seine Vorliebe für einen seiner jüngeren Söhne, welcher Atahuallpa hieß, verleiten ließ, zu Ungunsten seines ältesten Sohnes Huascar, des legitimen Kronprinzen, die Thronfolgeordnung abzuändern und zwar in der Form einer Theilung des Reiches. Die südliche Hälfte mit der Hauptstadt Cuzco erhielt Huascar, die nördliche mit der Hauptstadt Quito erbte Atahuallpa. Nach dem wahrscheinlich im Jahre 1525 erfolgten Tode des großen Inka kam es, wie es bei der rastlosen, kriegerischen, ehr- und herrschsüchtigen

Sinnesweise Atahuallpa's kommen musste. Nachdem der Herrscher von Quito etliche Jahre lang Frieden gehalten, hob der Bruderkrieg um den Alleinbesitz des Inka-Reiches an. Am Fuße des Chimborasso trafen die Heere der feindlichen Brüder zur blutigen Entscheidung aufeinander. Sie fiel zum Nachtheile des älteren Bruders aus. Eine zweite, auf der Ebene von Quipayan geschlagene Schlacht noch mehr: Huascar wurde der Gefangene seines Bruders, welcher sich jetzt des ganzen Reiches seines Vaters bemächtigte und mittels Thaten wilder Grausamkeit den Peruanern seinen vollständigen Triumph und die ganze Schwere seiner Despotie verkündigte.

Dies geschah im Jahre 1532 und schon etliche Monate darauf brach das spanische Verhängniß über Peru herein.

Was war aber derweil aus dem Hauptträger dieses Verhängnisses geworden? Wo befand sich Pizarro? In Spanien.

Der weiland Hüter der Schweine hatte aus alledem, was er in Lumbuz gesehen und gehört, unschwer die Ueberzeugung geschöpft, daß denn doch seine Absicht, das Inka-Reich zu erobern, und die Eroberungsmittel, über welche er dormalen, das heißt, nach endlicher Findung vom El Dorado, zu verfügen hätte, in einem geradezu lächerlichen Mißverhältnisse ständen. Wir müssen das Geschäft gründlicher nehmen und auf eine solidere Basis stellen, sagte er sich, und maßten dies in dem lumpigen Panama, wohin wir alsbald zurückkehren müssen, keine Möglichkeit ist, so will ich

nach Spanien hinüber und die Krone selbst für das Unternehmen zu interessiren suchten.

So that er; denn der Mann war einer von jenen entschlossen anpackenden, bei denen dem Gedanken so gewiß und so rasch die That folgt wie dem Blitze der Donner.

So finden wir zu Anfang des Sommers von 1528 Pizarro in Spanien am Hofe Kaiser Karls des Fünften, in dessen Reichem bekanntlich die Sonne nie unterging, der aber niemals Geld hatte und wie der größte Monarch so auch der größte Pumper seiner Zeit gewesen ist. Da war es nun merkwürdig, zu sehen, mit welcher Sicherheit der Ex-Gumäos von Truxillo auf dem glatten Hofboden sich zu bewegen wusste. So etwas haben die formsicheren Menschen romanischer Rasse doch vor uns viereckigen Germanen voraus, denen es zwar nicht zur Schande gereicht, daß sie nicht zu schauspielern vermögen, aber auch nicht zum Ruhme, daß sie des Formsinnes mehr als billig ermangeln.

Der durchwetterte Abenteurer gewann dem Kaiser soviel Theilnahme ab, als dieser kalt rechnenden Natur überhaupt abzugewinnen war. Pizarro besaß ja jene

kunstlose, aber energische Beredsamkeit, wie sie zum befehlen bestimmten Menschen angeboren zu sein pflegt. Seine Schilderungen dessen, was er seit zwanzig Jahren in der Neuen Welt geschaut, gehört, gelitten und gestritten, mögen dem Kaiser, welcher sich bislang um die amerikanischen Dinge wenig gekümmert hatte, zuerst eine bestimmtere und deutlichere Vorstellung von der Beschaffenheit und dem Werthe der unermesslichen Besitzungen beigebracht haben, welche da drüben der spanischen Herrschaft unterworfen waren. Pizarro, der seinen Mann und dessen ewig leere Tasche kannte, unterließ auch nicht, den Goldreichtum des neuentdeckten Landes Peru vor den gierigen Augen Karls schimmern zu lassen, und legte um dieses sein Wortgemälde her den Rahmen peruanischer Goldproben, welche er fürsorglich mitgebracht hatte. Der Kaiser empfahl daraufhin Pizarro und dessen Angelegenheit dem „Rathe von Indien“, also der obersten Kolonialbehörde Spaniens, und diese hat dann im Juli von 1529 einen förmlichen Vertrag mit unserem Macher in Länderfindung und Gründer von Eroberungsgeschäften abgeschlossen. Kraft dieses Vertrages sollte

dem Pizarro, welcher zur Erhöhung seines Ansehens zum Hidalgo (Edelmann) und zu einem Ritter von San-Jago gemacht wurde, das Recht der Entdeckung und Eroberung des Landes Peru zustehen und sollte er nach vollbrachter Besitzergreifung Titel, Rang, Machtvollkommenheit und Einkommen eines Statthalters haben. Seine beiden ursprünglichen Mitgründer wurden ebenfalls bedacht, indem Almagro die Bestallung als Gobernador und Pater Luque die als Bischof der Stadt und Provinz Tumbes erhielt. Pizarro seinerseits übernahm die Verpflichtung, binnen sechs Monaten eine selbsttüchtige Truppe von zweihundertfünfzig Mann aufzubringen, wobei ihm die Regierung zur Beschaffung von Geschützen und Munition behilflich sein sollte.

Der also mit Brief und Siegel förmlich zum Conquistador ernannte San-Jago-Ritter vermochte die seinerseits übernommene Vertragspflicht nur mühsällig zu erfüllen. Im Januar von 1530 segelte er sodann mit der aufgebrachten Streitmacht aus Spanien ab, und als er, in Panama angelangt, seine Mannschaft musterte, hatte er hundertdreißigundsechzig Soldaten zu

Fuß und siebenundzwanzig zu Pferd in erträglich guter Ausrüstung. Mit dieser Handvoll vertwegener Gesellen fuhr Pizarro im Januar von 1531 zur Eroberung Peru's aus, nachdem er seinem Geschäftstheilhaber Almagro aufgegeben hatte, in Panama noch weitere Mannschaft anzuwerben und ihm dieselbe unter der Führung tüchtiger Officiere nachzusenden. Dies geschah denn auch und war der eifrige Almagro im Stande, binnen kurzem drei kleine Schiffe mit Verstärkungen seinem Gesellschafter nachzusenden und zwar unter der Führung von Don Belalkazar und Don Hernando de Soto, zwei Rittern, welche in der Vorderreihe der Eroberer von Peru glänzten und von denen der letztgenannte außerdem als Entdecker des Stromgebietes des Mississippi in der Geschichte Amerika's einen unvergänglichen Namen sich gesichert hat. In der Bucht von Guayaquil vereinigten sich diese Verstärkungen mit der Mannschaft des Conquistadors.

In Tumbez gelandet, trat Pizarro in lebhaften Verkehr mit den Bewohnern der Stadt. Das Mittel sprachlicher Verständigung boten etliche Eingeborene, welche der Eroberer bei seinem ersten Besuche aus

Tumbez mitgenommen und die als seine Begleiter auf der Fahrt nach Spanien inzwischen spanisch gelernt hatten. Einer dieser Dolmetscher, den die Spanier Felipillo getauft hatten, spielte in der Geschichte der Eroberung seines Vaterlandes eine nicht unwichtige Rolle, ganz dieselbe Rolle, welche in der Geschichte der Eroberung von Mexiko eine indianische Dolmetschin und Geliebte des Kortez, die schöne und kluge Donna Marina, innehatte. Bizarro scheint sich überhaupt das Verfahren seines Veters in Anahuac vielfach zum Muster und Vorbilde genommen zu haben, wie das ja auch in den Verhältnissen lag. Er verwandte zuvörderst große Aufmerksamkeit darauf, zu Tumbez über die Zustände der fremdartigen Welt, welche er betreten hatte, genau sich zu unterrichten und Einsicht in die Sachlage im Inka-Reiche zu gewinnen. Was er erfuhr, zeigte ihm erst recht die Größe und Schwierigkeit seines Unternehmens, aber auch, was dasselbe erleichtern könnte. Hierbei war von äußerster Wichtigkeit die Kunde von dem so eben ausgefochtenen Bruderkriege zwischen Huastar und Atahuallpa. Bizarro mußte sich ja erinnern, wie sehr die Zwistigkeiten der

verschiedenen Volksstämme von Anahuac dem Cortez zu gute gekommen waren. Allerdings war der Sieger Atahuallpa im unbestrittenen Besitze der Gewalt, aber immerhin ließen sich, kalkülirte der Spanier, aus der Art und Weise, wie der Inka zur Herrschaft über das ganze Reich gelangt war, allerhand wichtige Vortheile ziehen. Unter anderen dieser, daß die fremden Eindringlinge sich einem gewiß nicht kleinen Theile der Peruaner als Befreier von dem Joch eines tyrannischen Usurpators darstellen konnten. Die Menschen wollten und wollen ja zu allen Zeiten belogen und betrogen sein.

Weiterhin galt es dann zunächst, in dem fremden Lande an einer wohlgelegenen Stelle der Küste festen Fuß zu fassen, wie das Cortez in Mexiko durch die Anlage von Veracruz bezweckt und erreicht hatte. Demzufolge wurde südlich von Tumbes im schönen Thale von Tancarola eine Pflanzstätte gegründet, welche den Namen San-Miguel erhielt. Sie sollte als Aus- und Einschiffungsort, als Stütz- und Zufluchts-punkt dienen.

Während an der Gründung dieser ersten spanischen

Kolonie auf dem Boden des Sonnenreiches gearbeitet wurde, brachte Pizarro in Erfahrung, daß der Emperor von Peru dormalen nicht in der Hauptstadt residirte, sondern in einer Entfernung von etwa zwölf Tagemärschen zu Kaxamalka, welche Stadt in einem von einer Quellader des Amazonenstromes gebildeten Thale der Anden gelegen war, sein Hoflager aufgeschlagen hätte. Sofort erhob sich im spanischen Lager die Frage, was nun zu thun wäre. Ob es räthlicher, stracks den weiten Südmarsch nach der Hauptstadt Kuzko anzutreten, von woher eine ungeheure Goldbeute winkte, oder aber die dormalige Residenz des Inka's aufzusuchen? Pizarro war Politiker genug und hatte sich über das Wesen des Inkathums auch schon ein so sicheres Urtheil gebildet, daß er den Marsch nach Kaxamalka beschloß. Es mußte ihm ja aus allem, was er bislang in diesem Lande gesehen und gehört, klar geworden sein, daß, wer den Inka hätte, auch Peru hätte. Das Schicksal des Herrschers mußte das des Reiches entscheiden. Wie sich der Conquistador diese Entscheidung dachte, ist nicht zu sagen. Denn die Quellen der Eroberungsgeschichte von Peru lassen

es unbestimmt, ob er zuvörderst friedliche Mittel versuchen wollte oder aber von vornherein auf einen Gewaltschlag sann. Das wahrscheinlichste ist, daß er sich sagte: Kommt Zeit, kommt Rath. Vorerst nach Karamalka! Sind wir einmal dort, werden uns die Umstände lehren, was zu thun.

Der Aufenthalt in Tumbez und die Gründung von San-Miguel hatten einen Zeitraum von fünf Monaten in Anspruch genommen. Längeres zögern schien dem Conquistador um so unthunlicher, als unter seiner Mannschaft das Gemurre, wo denn eigentlich das verheißene Dorado wäre, immer lauter zu werden begann. Er mußte sich daher zum Aufbruche nach Karamalka entschließen, ohne weitere Verstärkungen von Panama her abwarten zu können. In San-Miguel eine kleine Besatzung zurücklassend, trat er am 21. September von 1532 mit hundertzehn Fußsoldaten und siebenundsechzig Reitern seinen Marsch an, eins der kühnsten Spiele wagend, welche jemals gewagt worden sind. Aber gerade die Abenteuerlichkeit, die Tollkühnheit des Wagnisses entsprach so recht dem Charakter der Spanier von damals und vollends der

Sinnesweise des „Heldengefindels“ der Conquistadoren. Man läßt dem Francisco Pizarro und seinen Gefährten nur Gerechtigkeit widerfahren, wenn man anerkennt, daß wohl niemals ein kühnerer Entschluß gefaßt und mit stahlhärterer Thatkraft zur Ausführung gebracht worden sei als der von ihnen gefaßte und ausgeführte. Mit hundertsiebenzig Mann zuerst in die tropische Urwaldwildniß sich hineinwagen, dann den himmelan gethürmten Riesenwall der Nordilleren übersteigen, in das Herz eines großen und wohlgeordneten Reiches eindringen, den unumschränkten, abgöttisch verehrten, satrosankten Beherrscher desselben in der Mitte seines siegreichen Heeres in seinem eigenen Pratorium auffuchen mit der Absicht, der Herrlichkeit dieses Halbgottes von Sonnensohn so oder so ein Ende zu bereiten — gewiß konnte nur ein heldischer Mann diesen Gedanken ausfinden und zur That machen. Dabei ist auch noch in Anschlag zu bringen, daß die Ausrüstung von Pizarro's Mannschaft mit Feuerwaffen eine nur sehr spärliche war. Nicht mehr als drei Büchsen schüßen befanden sich unter der Schar,

und was das „Geschütz“ anging, so bestand dasselbe aus zwei „Feldschlangen“ kleinsten Kalibers.

Vorwärts also trotz alledem! Die ersten Tagemärsche führten durch ein mäßig gen Südosten ansteigendes Land, welches von der Ueppigkeit tropischer Urwaldvegetation überwuchert war. Dann, als man sich den Kolossen der Andeskette mehr genähert hatte, ging der Zug durch Thalgelände, welche, wasserreich und äußerst sorgfältig angebaut, die Anmuth ihrer landschaftlichen Scenerie selbst diesen Wanderern, welche sich sonst um dergleichen blutwenig kümmerten, fühlbar machten. Hier war die Bevölkerung eine zahlreiche, aber von Widerstand nirgends eine Spur. Die Fremdlinge, welche kamen, den armen Peruanern statt des hölzernen Foches, welches sie bislang getragen, ein eisernes aufzulegen, wurden allenthalben freundlich aufgenommen und gastlich beherbergt und bewirthet. Mittels seiner Dolmetscher konnte der Conquistador auch die Wahrnehmung machen, daß unter den Unterthanen Atahuallpa's eine dumpfe Unzufriedenheit gährte. Die Herrschaft des Inka's mußte sich demnach schon als eine sehr drückende erwiesen haben.

Derweil die Spanier an einem Orte, welcher Zaran hieß und innerhalb der Vorberge der Cordilleren gelegen war, Rast hielten, ward ihnen ein Beweis, daß ihr Marsch auf Kaxamalka dem Inka zu Ohren gekommen sein mußte. Leider wissen wir nicht, was sich Atahuallpa, welcher, von seinem Heere umgeben, in Kaxamalka, das schon damals seiner warmen Quellen wegen berühmt war, eine Badekur gebrauchte, bei der Kunde von dem Erscheinen der weißgesichtigen, härtigen Fremden dachte, welche — so hatten ihm seine Späher zweifelsohne bereits gemeldet — Blitz und Donner mit sich führten und auf wunderbaren Geschöpfen, so man im Reiche der vier Himmelsgegenden nie gesehen, auf einer Art von vierfüßigen Schlangen einherritten. Wie zu vermuthen, hatte die Erscheinung der Fremdlinge zunächst nur die Neugier des Sonnensohnes erregt und scheint ihm ein Gedanke an Gefahr gar nicht aufgestiegen zu sein. So erklärt es sich, daß er einen seiner Edelleute als Gesandten an den Häuptling der Fremden abordnete, um dieselben an sein Hoflager einladen zu lassen. Der Gesandte, welcher selbstverständlich zugleich ein Spion

war, wie ja das die Gesandten allzeit oder überall mehr oder weniger waren, sind und sein werden, stellte sich mit seinem Gefolge in Zaran dem Conquistador vor, überreichte etliche Geschenke und entledigte sich mit bester Manier seines Auftrages. Pizarro spielte nicht weniger fein den Diplomaten, überschüttete den peruanischen Höfling mit höflichen Redensarten und sandte denselben zu seinem Gebieter zurück mit der Meldung, er, Pizarro, werde, die Einladung Sr. Majestät des Emperadors von Peru dankend annehmend, mit seinen Leuten bald in Pizamalka eintreffen. Zugleich trug er dem Gesandten noch auf, den Sonnensohn zu benachrichtigen, daß sie, die Spanier, von jenseits des Meeres kämen und zwar als Botschafter eines mächtigen Monarchen. Dieser hätte von der Macht und dem Ruhme des Inka's so viel vernommen, daß er ihnen den Befehl gegeben, dem Herrscher von Peru ihre Ehrerbietung darzubringen und ihm ihren Beistand gegen alle seine Feinde anzubieten.

Nach also bewerkstelligter Abfertigung des Gesandten verweilte der Eroberer noch mehrere Tage da und dort am Fuße der Sierra, weil er hoffte, daß

noch diesseits des Gebirges Verstärkungen von Panama her und über-San Miguel zu ihm stoßen würden. Aber er mußte diese Hoffnung endlich aufgeben und so, wie er war, und mit dem, was er hatte, die Ersteigung und Ueberklimmung der Cordilleren unternehmen. Ein furchtbares Mühßal! Aber es ward überwunden. Wohl war manchem von Pizarro's Gefährten beim Anblicke dieses riesigen Gebirges, dessen Firnschneegipfel in die Wolken sich verloren und das sie überklettern sollten, um drüben in ein Chaos von Gefähr, in das unbefannte, nichtzuahnende sich zu stürzen, der Muth gesunken. Aber der Führer verstand es auch jetzt, wie immer, den gesunkenen wieder zu heben. Oviedo, der klassische Geschichtschreiber der Conquista, hat uns die Rede überliefert, welche Pizarro vor dem Aufbruch ins Hochgebirge an seine Mannschaft hielt. Die „santa fé catolica“ spielte natürlich darin eine große Rolle. Ebenso die Verurteilung auf das Spanierthum. „Schreitet vorwärts, wie es guten Spaniern geziemt, ganz unbekümmert, daß ihr Christen so klein an Zahl. Gott ist unser Beistand; er wird den Stolz der Heiden demüthigen

und sie zu unserm heiligen katholischen Glauben herüberführen.“

Es war am 15. November von 1532, als die Spanier, die Gipfel der Anden hinter sich, die letzten Abdachungen der Ostseite des Gebirges hinabstiegen und die Stadt Kaxamalka, hinter welcher thal hinein die warmen Quellen ihre Dampffäulen in die Luft trieben, zu ihren Füßen liegen sahen.

Nun höre ich da und dort einen klugen Leser und vielleicht auch eine noch klügere Leserin meiner Historie murmeln: „Dieser Sonnensohn von Inka muß doch ein recht dummer Teufel gewesen sein. Wie hätte er sich sonst die Spanier so auf den Hals kommen lassen können?“

Die Frage ist berechtigt und auch schon vor dreihundert Jahren von klugen Leuten aufgeworfen worden. Schade, daß wir nur Vermuthungen zur Antwort geben können.

Wie bereits oben bemerkt worden, scheint Atahualpa zuvörderst einer, wie leicht begreiflich, sehr lebhaften Regung von Neugier nachgegeben zu haben, als er die Fremdlinge, deren ganze Erscheinung ja von dem Nimbus und Reiz des Geheimnisses umgeben

war, an sein Hoflager lud. Die Erinnerung an die mit den Anfängen des peruanischen Staates verknüpfte Sage, daß weißhäutige Männer in der Urzeit am Titikakasee gelebt hätten, mag auch in dem Inka wachgeworden sein und ihm ein freundliches Verhalten gegen die Eindringlinge vorgezeichnet haben. Man hat nachmals, um das verfahren Pizarro's zu entschuldigen oder gar zu rechtfertigen, von spanischer Seite die Behauptung aufgestellt, das zuvorkommende Gebaren des Sonnensohnes sei von Anfang an nur Verstellung gewesen. Er habe mittels geheuchelter Freundlichkeit die Spanier in sein Lager locken wollen, um sich ihrer wundersamen Waffen und Reithiere zu bemächtigen, sie selber aber umzubringen. Dazu ist zu sagen, daß die notorische Verschlagenheit und Grausamkeit Atahuallpa's dieser Unterstellung allerdings eine scheinbar gute Stütze gibt. Allein diese Stütze hält nicht vor angefihts der Thatsache, daß der Inka die Spanier ohne alle Belästigung bis nach Kaxamalka gelangen ließ und sie nach ihrer Ankunft daselbst so gastlich behandelte, daß sie selber schlechterdings kein Symptom feindseliger Absichten von seiner

Seite anzugeben vermochten. Das entscheidende ist jedoch, daß Atahuallpa, falls er einen Ueberfall der Spanier geplant hätte, klug und kriegserfahren genug gewesen wäre, damit nicht bis zur Ankunft der Fremden an seinem Hoflager zu warten, sondern sie vielmehr während ihres beschwerlichen und gefährlichen Zuges über die Anden zu überrumpeln. So das mit auch nur einiger Geschicklichkeit geschehen wäre, mußten sie unfehlbar verloren sein. Es war aber nicht geschehen und demnach vollzogen sich die Geschehnisse des Sonnenlandes mit außerordentlicher Raschheit.

Wir wissen aus dem Munde der Conquistadoren selbst, daß sie beim Anblicke der wohlgebauten Stadt zu ihren Füßen, mehr aber noch beim Anblicke des weit über die Bergabhänge rings um die Stadt hingestreckten weißen Zeltlagers von Atahuallpa's Heer denn doch ein sehr starkes, obzwar vorübergehendes Bangen empfanden. Indessen, zurück konnte man nicht — also vorwärts!

Pizarro suchte seine Erscheinung zu einer möglichst imponirenden zu machen. Er ordnete seine Mannschaft in drei Treffen, wenn man so sagen darf, als

ob es zur Schlacht ginge, ließ die Fahnen entfalten, die Trompeten schmettern und marschirte so, die Reiterei voran, die Feldschlangen in der Mitte, in echt spanisch=stolzer Haltung auf die Stadt zu. Er erreichte seinen Zweck: er imponirte. Tausende und wieder tausende von schwarzen Peruaneraugen hingen an dem herankommenden Zuge, an dem alles so fremdartig, daß er den Untertanen des Inka's wie unmittelbar vom Himmel gefallen erscheinen konnte. Später dürften sie sehr geneigt gewesen sein, zu glauben, die Hölle hätte diese Blassegesichter ausgespiesen.

In Kaxamalka eingerückt, erfuhr der Conquistador daß der Inka in einer Villa residirte, welche etwa eine Legua weit hinter der Stadt und vor der Fronte des peruanischen Lagers gelegen war. Dorthin entsandte, den „Emperador“ zu begrüßen, Pizarro seinen Bruder Hernando und den Ritter Soto an der Spitze einer Reiterschar, welche alsbald auf der von der Stadt zur kaiserlichen Residenz hinausführenden, wohlangelegten Kunststraße hingaloppirte. Bei ihrem herankommen traten die peruanischen Krieger überall neugierig aus ihren Zelten hervor, verhielten sich

aber durchaus friedlich. Die zeitweilige Behausung des Inka's war leicht, aber hübsch gebaut; die Außenwände waren mit einer bunten Mörtelglasur versehen und um den offenen Hof lief ein Säulengang, in welchem das „Inkabad“ sichtbar war, das heißt, eine große steinerne Wanne, in welche mittels Röhren warmes und kaltes Wasser geleitet werden konnte. Eine Menge prächtig gekleideter Hofleute und Offiziere füllte den Hofraum. Auch reichgeschmückte Frauen des kaiserlichen Harems waren sichtbar. Unschwer vermochten die Spanier die Person des Inka's zu erkunden, nämlich in einem auf einem niedrigen Sessel sitzenden Manne, welchen das außerordentlich ehrfurchtsvolle bezeigen der ihn umstehenden höchsten Würdenträger als den „Emperador“ bezeichnete. Außerdem war Atahuallpa kenntlich durch das Symbol seiner Sonnensohnerrschaft, das heißt, durch die rothseidene Stirnbinde, die „Borla“, deren Fransen ihm bis auf die Augenbrauen herabfielen. Nur der Inka durfte diesen Kopfschmuck tragen und Atahuallpa hatte sich mit diesem heiligen Zeichen unumschränkten Herrschertums erst geschmückt, nachdem er mittels

Befiegung und Gefangennahme seines Bruders in den alleinigen Besitz der Macht in Peru gelangt war.

Der Inka empfing die beiden Boten des Conquistadors mit der ganzen Gemessenheit und stoischen Würde, welche den Häuptlingen der rothhäutigen Rasse bei Haupt- und Staatsaktionen überall eigen war und ist. Hernando Pizarro und der Ritter Soto ritten bis dicht vor den Sitz Atahuallpa's und richteten durch den Mund des Dolmetschers Felipillo ihren Auftrag aus, indem sie das wiederholten, was der Eroberer schon in Cuzco dem Abgesandten des Inka's gesagt hatte. Der Herrscher von Tavantinsuyu hörte schweigend und ohne eine Miene zu verziehen die Botschaft. Nur einer der ihm zur Seite stehenden Würdenträger sagte, als die Spanier ihre Anrede vorgebracht hatten, lakonisch: „Es ist gut.“ Damit war aber den Boten noch nicht gebient und der Bruder Pizarro's nahm daher abermals das Wort und bat den Inka, selber mit ihnen zu sprechen und ihnen seinen Entschluß und Beschluß mitzutheilen. Nun ging — so hat uns Soto berichtet — ein flüchtiges Lächeln über die ernststen Züge Atahuallpa's

und er ließ sich herab, zu sagen: „Melde eurem Häuptlinge, daß ich dormalen Fasten halte, welche morgen zu Ende gehen. Dann werde ich ihn mit meinen Häuptlingen besuchen. Derweil aber möge er in dem Staatsgebäude an dem öffentlichen Plage in der Stadt Quartier nehmen. Was weiter geschehen soll werde ich befehlen.“

Soto, welcher einen Andalusier ritt, dessen Feuer die Strapazen des Andesüberganges nicht zu schwächen vermocht hatten, bemerkte, daß der Inka das schöne Thier, welches ihm wie ein Wunder vorkommen mußte, aufmerksam, aber ruhig betrachtete. Da ließ der Ritter dem Renner die Zügel schießen, beschrieb in vollem Laufe ein paar Kreise auf dem Wiesenplan vor dem Hofraume, kam dann pfeilschnell zurück und hielt sein Roß so plötzlich und so dicht vor Atahuallpa an, daß es sich auf die Hinterfüße setzte und den Schaum seines Gebisses umherspritzte. Der Inka behauptete auch hierbei seine würdevolle Fassung, aber etliche seiner Officiere wichen entsetzt zurück. Ihr Gebieter soll sie, wie die Spanier aussagten, um

solcher Feigheit willen noch am Abend desselben Tages haben hinrichten lassen

„Was weiter geschehen soll, werde ich befehlen“ — hatte der Inka gesagt. Lag in dieser Aeußerung souveränen Machtbewusstseins eine Drohung? Sollte es etwa heißen: „Trotz alledem besitze ich die Mittel, euch Blässgesichter mit sammt eurem Blitz und Donner, mit sammt euren vierfüßigen Schlangen zu erdrücken, sobald es mir beliebt!“? Nahm es Pizarro so?

Wie er es nahm, weiß man nicht; daß er aber handelte, als hätte er es so genommen, weiß man. kamen doch seine beiden Boten trotz des berausenden Chilatrankes, welcher ihnen auf Befehl Atahuallpa's durch schöne Obalisten in großen Goldpokalen kredenzt worden war, mit sehr gemischten Eindrücken aus dem Lager des Inka's nach Nazamalka zurück. Was sie da gesehen hatten und was sie ihren Gefährten berichteten, imponirte den Spaniern nicht wenig, und als die Nacht gekommen war und die zahllosen Lagerfeuer der peruanischen Krieger von den Bergbalden herab leuchteten — „so dicht wie die Sterne am Himmel“, meldet uns einer der Augenzeugen — da sank diesem

in tausend Gefahren hartgegerbten „Heldengefindel“ der Muth.

Einer jedoch war darunter, dem blieb der Muth oben, Pizarro selbst, welcher derweil seine Leute in dem großen kasernenartigen Gebäude untergebracht hatte, das den Marktplatz der Stadt von drei Seiten einfaßte. Dieses Bauwerk bestand eigentlich nur aus weiten Säulenhallen, welche sich gegen den Platz hin aufthäten und diesen zu einem geschlossenen Hofraume machten, indem die vierte Seite durch eine hohe, in der Mitte mit einem großen wohlbefestigten Thore versehene Mauer abgeschlossen wurde. Die Beschaffenheit seines Quartiers half zweifelsohne Pizarro's Plan mitbestimmen.

Denn der Mann hatte einen Plan, einen verzweifelten, auf Sieg oder Untergang^o gestellten Plan, einen Plan, welcher mit ebenso fester Hand ausgeführt wurde, wie er mit festem Geiste entworfen worden war. Nachdem er am Abend des 15. Novembers mittels einer seiner bündigen, von Energie schwellenden Anreden seiner ganzen Schar zu Gemüthe geführt hatte, daß es jezo gälte, für den heiligen katholischen

Glauben gegen die Heiden einen großen Schlag zu thun, der schlechterdings gethan werden müßte, so sie nicht alle schmähslich zu Grunde gehen wollten, versammelte er seine Officiere zu einem Kriegsrathe, setzte ihnen klar und bestimmt auseinander, was er vorhätte, was morgen gethan und wie es gethan werden sollte, und wies jedem seine Stelle und seine Rolle an. Dann entließ er sie, machte die Runde in dem ganzen Quartiere, prüfte die getroffenen Bertheidigungsanstalten, besichtigte die Wachtposten und legte sich endlich schlafen mit der Gefasstheit eines Mannes, welcher wusste, daß er morgen zu dieser Stunde der Herr von Peru oder aber todt sein würde.

Aus wolkenlosem Himmelsblau blickte am Morgen des 16. Novembers 1532 die Gottheit Peru's in stralender Majestät auf ihr Land herab. Sie sollte es an diesem Tage zum letztenmale in der Hand und Gewalt ihrer Kinder sehen.

Draußen im Lager des Inka's war frühzeitig große Regung und Bewegung. Aber frühzeitiger noch riefen Trompetenstöße die Spanier in ihrem Quartier aus dem Schlafe und unter die Waffen. Der Conquistador erschien gepanzert und in voller Waffentracht. Ebenso seine Officiere und seine sämtlichen Gefährten bis zum letzten Soldaten herab. Ein reichliches Frühstück wurde eingenommen. Dann celebrierte Pizarro's Feldpater an einem im Hofraume improvisirten Altar eine Messe und stimmte zum Schlusse das „Exsurge,

Domine!“ an, in welches die ganze fromme Räuberbande höchst andächtig einstimmte. Hierauf ordnete der Führer, was noch zu ordnen war. Den Don Pedro de Randia ließ er mit etlicher Mannschaft die zinnenbekrönte Mauer, in welcher die große Pforte eingelassen war, besetzen und hier wurde auch das „Geschütz“, das heißt die beiden kleinen Feldschlangen, aufgepflanzt. Innerhalb der um den Platz herlaufenden Säulenhalle stellte er auf dem rechten und dem linken Flügel in zwei von seinem Bruder und De Soto befehligten Trupps seine Reiter auf, im Mittelflügel sein Fußvolk, mit Ausnahme von zwanzig auserlesenen Leuten, die er unter seiner unmittelbaren Führung behielt. Sämmtliche Mannschaften hatten den Befehl, gefechtsbereit zu sein, und ihre Officiere erhielten die letzten Losungen von dem General.

Der höchste Einsatz war gemacht und die Schicksalswürfel rollten in der Urne, das heißt, der Conquistador stand auf dem Sprunge, alles zu wagen, um alles zu gewinnen. Von seinem Rechte dazu war der Mann vollständig überzeugt. Diese Spanier des 16. Jahrhunderts nahmen den berühmten Satz, welchen

nachmals der größte Denker des 17. Jahrhunderts theoretisch aufstellte, den Satz: „Jeder hat gerade soviel Recht, als er Macht hat“ — überall praktisch vorweg.

Die Eroberer von Peru haben später, um ihr schändes Spiel zu rechtfertigen, die Behauptung ausgehen lassen, sie hätten nur das Prävenire gespielt, indem sie dem Inka thaten, was er ihnen anzuthun beabsichtigt hätte. Diesen Vorwand zu widerlegen lohnt sich nicht der Mühe. Es ist ja nicht ein Schatten von Beweis dafür beigebracht worden. Thatsache dagegen ist, daß Atahuallpa arglos und vertrauensvoll in die ihm gestellte Falle ging. Er hatte offenbar gar keine Ahnung von dem wirklichen Charakter der blassgesichtigen Fremdlinge. Er war gänzlich unermögend, den Verrath sich vorzustellen, welchen seine Gäste gegen ihn im Schilde führten. Dies beweist zweierlei: die Superiorität der Spanier an Intelligenz und Thatkraft und die Superiorität der Peruaner an Moral. Seume's Hurone hätte hier mit vollem Rechte sagen können: „Seht, wir Wilden sind doch bessere Menschen!“ Aber das hatte hier, wie überall,

wenig oder nichts zu bedeuten. Die arme Moral, in der physischen Welt eine unbekannte Größe, ist auch in der sogenannten „moralischen“ nur das immer gesuchte, aber nie gefundene X. Die wahre und wirkliche Moral der Weltgeschichte ist bekanntlich der Erfolg, vor welchem ja die Menschen in ihrer unergründlichen Niedertracht allzeit die Kniee gebeugt haben. Aber — im Sinne Spinoza's zu sprechen — der Erfolg ist das Recht gerade so lange, bis ein anderer Erfolg noch rechtmäßiger, das heißt erfolgreicher über ihn kommt, ihn wegwischt und sich auf seinen Platz stellt. Das ist allerdings sehr „unmoralisch“, aber es ist eine historische Wahrheit, ebenso evident und unwiderleglich wie irgendeine mathematische Wahrheit. . . .

Der Inka hatte morgens die Botschaft gesandt, daß er den gestern angekündigten Besuch im Quartiere der Spanier in Wehr und Waffen an der Spitze seiner Krieger abstaten werde. Quer das! Aber es ließ sich doch nicht wohl etwas dagegen machen oder auch nur sagen. Wirklich meldeten die spanischen Bedetten bald, daß sich das peruanische Heer gesammelt und gegen die Stadt in Bewegung gesetzt habe. Aber —

zu Pizarro's nicht kleiner Erleichterung — machte der Inka mit seiner Armee auf der großen Prairie vor der Stadt halt und sandte die Meldung herein, er werde nur mit einem nicht gar großen und unbewaffneten Gefolge kommen.

Und so kam er nachmittags. Als die Procession — denn eine solche war es, nicht ein kriegerischer Zug — die Stadt betreten hatte und zu dem Quartiere der Spanier sich heranbewegte, erstaunten die Schildwachen über die bunte Pracht des etliche tausende zählenden kaiserlichen Hofstaates, dessen einzelne Abtheilungen in ganz weißen oder in weiß und roth gewürfelten Festkleidern einhergingen. Die Schar der Leibtrabanten war himmelblau gekleidet, sie trug reichen Goldschmuck und führte silberne Keulen. Sonst sah man keine Waffen. Die Mitglieder des Inka-Adels waren an ihren prächtigen, bis auf die Schultern herabreichenden Ohrgehängen erkennbar. Inmitten des Gefolges schwebte über den Köpfen desselben die von Edelleuten getragene Sänfte des Inka's. Das Gestell war mit Goldplatten belegt und mit den glänzenden Federn tropischer Vögel verziert. Darauf ruhte

der Thronsiß Atahuallpa's aus gebiegenem Golde. Der Anzug des Herrschers blitzte von Gold und Edelsteinen. Er hatte eine Halskette von herrlichen Smaragden angethan, in seinen Haaren waren kostbare Steine befestigt und die Fransen der rothen Vorla fielen über seine Stirne herab. Seine Haltung war würdevoll, sein Blick ruhig. Die schon über ihm hängende Verhängnißwolke warf nicht den leisesten Schatten auf seine Züge.

Wie die Augen der in den Säulenhallen lauern- den spanischen Christen vor Begier gefunktelt haben mögen, als sie beim Hereinschwenken des Juges auf den großen Hofraum alle diese heidnische Pracht erblickten!

Spanischer Aussage zufolge ordnete sich die Menge des kaiserlichen Geleites mit bewunderungswerther Raschheit und Genauigkeit auf dem freien Plage, auf welchem zunächst nicht ein Spanier zu sehen war. In der Mitte des Hofes angelangt, machte Atahuallpa halt, blickte suchend umher und fragte: „Wo sind denn die Fremden?“

Als hätte er ein Stichwort gesagt, begann jetzt so-

fort das Verrathspiel, in welchem charakteristischer Weise ein Priester mit der „Exposition“ betraut war. Als Dank und Lohn hat er nachmals den Bischofsstab von Auzlo erhalten.

Der Padre Vicente de Valverde, ein Dominikaner und Pizarro's Feldprediger, trat in seiner weißen Kutte vor, das Crucifix in der Rechten, das Brevier in der Linken, näherte sich dem Thronessel des Inka's und erklärte ihm unter Vermittlung Felipillo's, die Spanier seien nach Peru gekommen, um dieses Land zum wahren Glauben zu bekehren. Und rüstig ging der eifrige Mönch sofort daran, das Bekehrungswerk an dem Inka selber vorzunehmen, und er hub an die schwierige Lehre von der christlichen Dreieinigkeit, weiterhin die ebenfalls nicht so ganz leicht begreiflichen Dogmen vom Sündenfalle des Menschen und von der Erlösung durch Jesus Christus auseinanderzusetzen. Hierauf sprach er von des Heilands Kreuzigung, Tod, Auferstehung und Himmelfahrt und wie der Apostel Petrus zum Statthalter Christi auf Erden bestellt worden und wie die Nachfolger Petri, die Päpste, die Obergewalt über den ganzen Erdbreis besäßen. Dies

alles war die solide Basis für des Mönches Schlußapostrophe, nämlich: „Der Papst hat dem Kaiser Karl dem Fünften den Auftrag ertheilt, die Bewohner der neuen Welt zu unterwerfen und zu bekehren. Zu diesem Zwecke sind wir da. Demnach kann der Inka von Peru nichts besseres thun, als sich schleunigst zu dem ihm soeben vorgetragenen Christenthum zu bekehren und sich nebenbei als treueghorsamer Vasall seinem Oberherrn, besagtem Kaiser Karl, zu unterwerfen.“

Bei diesem Vortrag des guten Padre mag dem armen Atahuallpa geworden sein, wie dem wohlbekanntem Schüler in Göthe's Faust bei dem immerhin beträchtlich verständlicheren Vortrag Mephisto's wurde: dumm, sehr dumm. Indessen scheint der Inka, wenn auch nicht sämtliche Prämissen des Dominikaners, doch aber die praktischen Schlußfolgerungen ganz gut begriffen zu haben. Man bemerkte, daß während der Predigt des Mönches die Züge des Herrschers von Peru mehr und mehr sich verfinsterten. Jetzt, nachdem der Padre ausgesalbt hatte, brach er los:

„Wie, ich, der ich größer als irgendein anderer

Monarch, sollte einem Menschen mich unterwerfen? Nimmer! Und der, welchen ihr den Papst nennt, muß ein Wahnsinniger sein; denn wie könnte er sonst über Länder verfügen wollen, die ihm gar nicht gehören? Meine Religion aber, warum sollte ich sie mit einer andern vertauschen? Ihr sagt, euer Gott sei von denselbigen Menschen, die er geschaffen habe, umgebracht worden. Nun wohl, mein Gott" — und dabei wies der Sprechende auf den abendlich-prächtigt am Firmamente hinabsinkenden Sonnenball — „mein Gott lebt da droben und wirft segnende Blicke auf seine Kinder herab. Im übrigen, Fremdling, wer oder was gibt dir Berechtigung und Vollmacht, so, wie du gethan, zu mir, dem Herrscher dieses Landes, zu sprechen?"

Padre Vicente sah etwas verblüfft aus und wußte zur Antwort nur auf sein Brevier zu weisen. Der Inka nahm ihm, von seinem Thronstuhle sich herabbeugend, das Buch aus der Hand und schlug die Blätter um, als wolle er darin eine Erklärung aller dieser wunderlichen Dinge suchen. Als aber das Brevier stumm blieb, warf er es, plötzlich in Zäh-

zorn ausbrechend, verächtlich zu Boden und rief dem Mönche zu:

„Sag' deinen Landsleuten, daß ich sie für alles, was sie in diesem Lande gethan, zur Rechenschaft ziehen werde.“

Ob Atahuallpa wirklich so drohend gesprochen hat? Wir besitzen hierfür eben nur das sehr zweifelhafte Zeugniß der Spanier. Freilich, die dem Inka widerfahrene Zumuthung war unverschämt genug, auch einen weit weniger stolzen Mann mit Groß und Zorn zu erfüllen.

Der Mönch, seinerseits über diesen Ausgang seines Belehrungsversuches nicht wenig entrüstet, raffte sein Brevier auf, lief eilends in die Säulenhalle, wo Pizarro seinen Stand genommen hatte, und rief dem Conquistador zu:

„Seht Ihr denn nicht, daß sich rings die Felder mit rothen Heiden füllen, während wir an diesem hochmüthigen Hunde Lunge und Zunge verschwenden? Greift an! Greift an! Ich absolvir' Euch.“

Also aus Priester mund der Verdienstlichkeit seines

Wertes versichert, trat Pizarro aus der Halle auf den Platz und schwenkte ein weißes Tuch in die Luft.

Das war das Mordsignal. Als bald wurden die beiden Feldschlangen und soviel der Arlebusen die Spanier hatten, abgefeuert; die Trompeten ertönten; die ganze Bande, Reiterei und Fußvolk, brach mit einmal aus den Hallen auf den Platz hervor und warf sich von drei Seiten her mit dem nationalen Schlachtrufe „San-Jago!“ wüthend auf die arg- und waffenlosen Peruaner.

Der Ueberfall gelang vollständig. Schrecken und Entsetzen fielen auf die überfallene Menschenmenge, wie der Lämmergeier auf ein Mutterlamm fällt. Nichts von Widerstand, nicht ein einziger Anlauf dazu. Alles, was die armen Menschen wagten, war dieses, daß sie in dem angehobenen schrecklichen Gemetzel, welches bald den Platz mit Leichenhaufen bedeckte, die geheiligte Person ihres Inka's mit rührender Hingebung und edler Selbstopferung zu schützen suchten. Die peruanischen Edelleute drängten sich scharenweise den anstürmenden spanischen Reitern entgegen und boten, einen Wall um den Tragsessel Atahuallpa's bildend,

die Brust den Mordschwertern dar. Wiederholt erneuerte sich dieser Wall. Umsonst! Reihe nach Reihe wurde von den mordmüthigen Spaniern niedergehauen — endlich auch die Sänsteträger; der Thronessel stürzte zu Boden, der Inka mit ihm, und er wäre wohl erschlagen worden, so nicht Pizarro das Gewühle durchbrochen und sich nicht mit erhobenen Armen schützend vor Atahuallpa gestellt hätte.

Ein gefangener Inka galt zur Zeit dem Conquistador viel mehr als ein getödteter.

Nach also zuwegegebrachter Gefangennahme des Sonnensohnes hörte das Blutbad noch nicht auf. Es verbreitete sich in die Stadt und auf die Felder ringsum. Die Kunde, daß der Inka ein Gefangener der fremden Blässgesichter, vermehrte noch die Panik. Das ganze peruanische Heer zerstob in alle Winde. Tavantinsuyu war nur noch ein Mann, dem man das Haupt abgeschlagen hatte, ein langsam verblutender, willen- und regloser Rumpf.

Die Zählung der Erschlagenen schwankt zwischen zweitausend und zehntausend. Daß gar kein aktiver Widerstand geleistet worden, erbellt aus dieser That-

sache: kein Spanier hatte auch nur eine Krise, geschweige eine Wunde davongetragen, mit Ausnahme des Generals, der, zum Schutze des zu Boden gestürzten Inka's herbeieilend, im Gedränge durch das Schwert eines seiner Miträuber leicht an der Hand verwundet worden war.

Atahualpa setzte seinem furchtbaren Gesichte den Stoicismus seiner Rasse entgegen. Er fand sich, haben seine Vererber ausgesagt, sofort in seine neue Lage. In seinem Gebaren gegen seine Unterthanen stets die feierliche Würde eines stolzen und strengen Gebieters herauslehnend, sei er gegen die Spanier leutselig gewesen und habe sich sogar mitunter zu scherzhaften Aeußerungen herabgelassen. Am Abende des Bluttages mit Pizarro zu Tische sitzend, habe er seine Bewunderung der Geschicklichkeit und Energie, womit die Spanier sich seiner Person bemächtigt hätten, nicht verhohlen und habe geschlossen mit dem Resignationsworte: „So geht es im Kriege zu, siegen oder besiegt werden (que era uso de guerra vencer i ser vencido).“

Selbstverständlich unterließ der Conquistador nicht, dem dreieinigen Gotte und der Himmelskönigin Maria — den Schutzheiligen Spaniens, San-Jago, auch nicht zu vergessen — feierliche Dankgebete darzubringen. Hierauf richtete er sich in Kaxamalka ganz als Sieger und Gebieter ein und ließ die Stadt, sowie die Villa des gefangenen Inka's plündern. Die dort gemachte Beute an Edelsteinen — insbesondere schöne Smaragde — Gold und Silber in Form prächtigen Tafelgeräthes reizte natürlich den Gold-
 durst der frommen Eroberer nur noch mehr. Inbetreff seines kaiserlichen Gefangenen waren die Absichten des Generals noch unbestimmt. Da er aber wahrnahm, was für ein kostbares, die unbedingte Unterwürfigkeit der Peruaner verbürgendes Pfand in

der Person Atahuallpa's sich in seiner Gewalt befand, so gab er sich Mühe, den Gefangenen vorerst bei guter Laune zu erhalten. Soweit die Vorschriften einer strengen Bewachung es gestatteten, durfte der Inka seinen Hofstaat und sein Harem bei sich haben und in den Augen seiner Unterthanen wurde seine unumschränkte Autorität durch seine Gefangenschaft nicht im geringsten beeinträchtigt. Für die Peruaner war und blieb auch der gefangene Atahuallpa der abgöttisch zu verehrende und verehrte Sonnensohn. Hätte dieser ihnen befohlen, den Spaniern bis zum äußersten den Krieg zu machen, sie würden zweifelsohne nicht gezaudert haben, Gut und Blut in diesem Kampfe aufzuwenden. Allein ein solcher Befehl erging nicht an sie, maßen der Inka sehr wohl wusste, daß er sich mittels Ausgebung desselben das Todesurtheil sprechen würde.

Derweil Pizarro auf Verstärkungen von der See-
küste her wartete, gefiel er sich darin, er, dessen Herz von der Härte des unteren Mühlsteins war, gegenüber seinem Gefangenen den süßchristlichen Befehrer zu spielen. Dabei wiederholte er fortwährend, er und

seine Leute seien nur in dieses Land gekommen, um die heilige Religion Jesu Christi zu verkündigen, und es sei daher nur recht und billig, daß sie unter dem sichtbaren Schutze und Beistande Gottes, der allerseeligsten Jungfrau und sämtlicher Heiligen den Sieg davongetragen hätten. Der gefangene Inka schwieg zu dieser süßen Frömmigkeit. Er merkte ja unschwer, was dahinter steckte. War es ihm doch binnen kurzem klar geworden, daß seine Besieger alle die Götter und Göttinnen der christkatholischen Mythologie im Himmel mit großer Devotion verehrten, auf Erden aber nur einen Gott anbeteten, den Goldteufel. Bei dieser ihrer tatsächlichen Religion beschloß er sie zu fassen, indem er sich der Illusion hingab, mittels Stillung des spanischen Goldburses seine Freiheit wieder zu erlangen. Dieser arme blinde Heide war so thöricht-ehrlich, Wort- und Vertragstreue auch bei den frommen Christen vorauszusetzen. Als ob Söhne der alleinseligmachenden Mutter in die schändliche Kezerei verfallen dürften, Kezern und Heiden wortzuhalten!

Eines Tages, als Pizarro mit mehreren seiner

Officiere bei dem Inka war, nahm dieser das Wort und erbot sich, als Preis seiner Freilassung soviel Gold zu geben, daß der ganze Boden des Gemaches damit bedeckt werden könnte. Die Spanier nahmen das für Großsprecherei und sagten nichts dazu, lächelten aber ungläubig. Gereizt durch dieses Lächeln, stellte Atahuallpa sich auf die Zehen, erhob den Arm, bezeichnete mit der Hand eine Stelle an der Zimmerwand und sagte nachdrücklich: „So hoch, bis hierher will ich das Gemach mit Gold füllen, so ihr mich freigeht.“

Da hat der Goldteufel hellauf in den Spaniern gelacht.

Man kann doch immerhin die Probe machen, ob das märchenhafte wahr und wirklich sein könnte, dachte der Conquistador und erklärte, das Anerbieten des Inka's annehmen zu wollen. Sofort ließ er auch den von Atahuallpa vorgeschlagenen Vertrag urkundlich aufsetzen.

Das Zimmer war nach der niedrigsten Angabe 22 Fuß lang und 17 Fuß breit — nach der höchsten 35 Fuß lang und 18 Fuß breit. Die mittels eines

rothen Striches rings an den Wänden markirte Linie befand sich 9 Fuß über dem Fußboden. Dieser ganze Raum sollte mit Gold ausgefüllt werden, doch mußte dasselbe nicht zu Barren geschmolzen sein, sondern dürfte die Formen behalten, zu welchen es verarbeitet war. Der Inka ging auch noch die Verpflichtung ein, ein anstoßendes, etwas kleineres Gefäß auf gleiche Weise mit Silber zu füllen und zwar zweimal. Binnen zwei Monaten sollte dieser ungeheure Gold- und Silberschatz beigebracht sein.

Und er ward auf- und beigebracht, nachdem der Inka seine Befehle hatte ins Land ausgehen lassen. Von allen Seiten wurden schwere Lasten von Gold- und Silbergeräthen herbeigeschleppt. Oft gingen an einem Tage solche im Werthe von vierzig- bis sechzigtausend Pesos de Oro (Goldthaler) ein. Von Kuzko allein kamen zweihundert Kargas (Lasten) Goldes. Mußte doch der Korilancha in der Hauptstadt eines Theiles seiner kolossalen Reichthümer sich entäußern, um das Lösegeld für den Sonnensohn zu vervollständigen: siebenhundert Goldplatten wurden von dem Dache und den Wänden des Nationaltempels abgelöst.

Zwischenhinein spielte eine tragische Episode. Der von seinem Bruder in einer Festung eingethürmt Prinz Huascar hatte die Kunde von dem, was in Kaxamalka geschehen, vernommen. Es schien ihm dienlich, seine Freiheit, vielleicht gar die Inka-Borla wieder zu erlangen. Er wusste Mittel und Wege zu finden, an Pizarro eine Botschaft gelangen zu lassen, des Inhalts, er, Huascar, sei erbötig, für seine Befreiung den Spaniern ein noch größeres Lösegeld zu bezahlen, als das ihnen von Atahuallpa gebotene; denn dieser, welcher niemals in Kuzko gelebt hätte, wußte ja gar nicht, was für Schätze die Hauptstadt berge.

Der Conquistador erkannte sofort, daß sich aus dem Streithandel zwischen den beiden feindlichen Brüdern allerhand Vortheile ziehen ließen, und theilte seinem Gefangenen mit, er beabsichtigte, den Prinzen Huascar nach Kaxamalka bringen zu lassen, um hier den Thronstreit zu untersuchen und zu entscheiden. Allein diesmal kam Atahuallpa ihm zuvor. In Vollstreckung insgeheim von dem Inka abgesandter Befehle wurde der arme Huascar, der rechtmäßige Erbe von Peru, im Flusse Andamarla ertränkt.

Pizarro empfand diesen Todesfall als den Verlust einer schweren Trumppfarte im Spiele seiner Politik, allein sein Verdruß ward ihm versüßt durch den großen Glücksfall, daß sein Mitgründer Almagro zu Ende Decembers von 1532 mit drei Schiffen an der Küste nahe bei San-Miguel landete und sodann Mitte Februars von 1533 mit einer tüchtigen und wohlgerüsteten Verstärkungsmannschaft von hundertfünfzig Fußgängern und fünfzig Reitern in Kayamalka einrückte.

Der gefangene Inka freilich konnte in den neuen Ankömmlingen nur zweihundert Land-, Leute- und Goldräuber mehr erblicken. Seine Stimmung verdüsterte sich überhaupt mehr und mehr. Ein Comet erschien am Himmel, und einer der Wächter zeigte dem Gefangenen das Meteor. Er sah es lange an und sagte dann kummervoll: „Ein solcher Stern ist auch kurz vor dem Tode meines Vaters Huayna Kapak am Himmel aufgegangen.“

Die Erfüllung der düsteren Ahnungen des brudermörderischen Gefangenen ließ nicht lange auf sich warten. Schon war die Nemesis hinter ihm her, aber wie

so oft, gefiel es ihr auch diesmal, ein Verbrechen mittels eines andern zu bestrafen.

Pizarro's Bande vermochte die Gier, die ungeheure Beute, welche sich tagtäglich vor ihren Augen mehr und mehr aufhäufte, unter sich zu theilen, nicht mehr länger zu bezähmen. Sie schrie laut nach Theilung und der Conquistador mußte sich herbeilassen, der „öffentlichen Meinung“, der „Volksstimme-Gottesstimme“ zu entsprechen. Eine Schar von peruanischen Gold- und Silberschmieden wurde demnach befehligt, die Werke ihrer Kunst zu zerstören und alles das eingelieferte Geräthe von Edelmetall zu Barren zu schmelzen. Ausgenommen von dieser Einschmelzung wurden nur Gegenstände von hunderttausend Dukaten im Werthe, welche für die Krone Spanien bestimmt waren und welche Pizarro's Bruder dem Kaiser Karl überbringen sollte. Es waren darunter wirkliche Kunstwerke, besonders schön geformte und zierlichst ciselirte Vasen von reinstem Golde, sowie ein Springbrunnen, der aus silbernem Becken einen funkelnden Goldstral in die Höhe trieb und an dessen Rand aus Gold und Silber kunstvoll geformte Vögel spielten.

Nach monatelanger, Tag und Nacht währender Schmelzarbeit lag der Schatz, in Barren verwandelt, zur Theilung bereit, an Werth auf 1,326,539 Goldthaler geschätzt, was in Beruckichtigung des weit höheren Goldwerthes von damals nach heutigem Geldwerthe mindestens 4 Millionen Pfund Sterling oder 100 Millionen Franken betragen würde. Da hierzu das Silber noch nicht gerechnet war, so darf wohl behauptet werden, daß eine solche Beute an Barschaft zum zweitenmal nie und nirgends vorgekommen sei. Der Hauptmann der Bande vergaß selbstverständlich bei der Theilung sich selber keineswegs: er empfing als seinen Antheil 57,222 Pesos de Oro, 2350 Mark Silber und den auf 25,000 Goldthaler geschätzen Goldthron des Inka's. Die Offiziere erhielten je nach Graden und Dienstleistungen jeder bis zu 30,000 Goldthaler, von den Reitern durchschnittlich jeder 8000 Goldthaler, von den Fußgängern jeder 4000.

Aber sie schrieten nach mehr und verlangten nach Ruzko zu marschiren, weil sie von dem Goldreichtthum der Hauptstadt ganz fabelhafte Vorstellungen sich

gebildet hatten. Pizarro war um so geneigter, den Marsch auf Kuzko anzutreten, als ihm längst klar geworden war, daß nur der Besitz der heiligen Stadt ihm die unbedingte Herrschaft über ganz Peru geben und sichern würde. Aber sollte man den gefangenen Inka mit dorthin schleppen? Was sollte man überhaupt mit dem Entthronten anfangen, der nachgerade ein recht unbequemer Gegenstand geworden war? Zumal Atahuallpa jetzt, nach Leistung seines Lösegeldes, auf die Erfüllung des Vertrages, das heißt auf seine Freilassung drang. Der arme Illusionär! Pizarro hätte nicht sein müssen, der er war, so ihm auch nur im Traume eingefallen wäre, in die Forderung seines Gefangenen zu willigen. Den Inka freilassen? Das hieß ja das ganze Peru-Geschäft wieder in Frage stellen. Nimmermehr! Aber dieser rothhäutige Heide ist doch eine sehr lästige Bürde, die wir nicht länger mit uns herumschleppen können. Zudem, solange der Inka am Leben, sind tausend Zufälle denkbar, daß er uns entwischt und wir sodann die ganze Eroberungsarbeit wieder von vorn anheben müßten. Summa: Die Todten beißen nicht und kommen nicht wieder.

Nun will aber bekanntlich alles seine Form, seine Farbe und seinen Firniß haben. Das schlechteste, böseste, ruchloseste zumal ist häufig darauf veressen, sich recht anständig herauszuputzen. Kleider machen zwar keine Menschen, aber doch Leute. Laßt uns also, kalkulirten Bizarro und Komp., auf einen anständigen Vorwand sinnen, den Inka in aller Form abzuthun.

„Alles schon dagewesen.“ Wenn die Bonaparte, der vorgebliche Onkel wie der angebliche Nefte, komplotirten, so haben sie, wie jedermann weiß, immer ein erfabeltes, angeblich gegen die Sicherheit des Staates gerichtetes Komplott als eine spanische Wand vor ihr eigenes und wirkliches hingestellt. Diese Kunst praktizirte nun auch schon der Eroberer von Peru. Plötzlich rumorte es demzufolge unter den Spaniern: Wir sind von dem nahen Ausbruche einer großen, von dem gefangenen Inka heimlich angestifteten Verschwörung der Eingeborenen bedroht. Machen wir es kurz mit dem verrätherischen Heiden: zum Tode mit ihm!

Nicht verschwiegen darf werden, daß zur Erregung solchen Argwohns und Hasses gegen Atahuallpa ein

Peruaner sehr viel beigetragen hat, das Philippchen, der Dolmetsch, ein boshaftes Kerlchen, welches von seiner Wichtigkeit ungeheuer aufgeblasen war und sich erfrecht hatte, mit einer der Haremsdamen des Inka's eine Liebchaft anzuspinnen. Als er mit seiner Schönen betroffen und die Sache dem gefangenen Sonnensohne zu Ohren gebracht wurde, empfand es Atahuallpa als einen ungeheuren ihm angethanen Schimpf. Er beschwerte sich bitter bei dem Conquistador und äußerte: „Nach peruanischem Gesetze kann ein solcher Frevel nur durch den Tod des Verbrechers und seiner ganzen Familie gesühnt werden.“ Allein die Spanier sahen dieses Vorkommniß spanisch und nicht peruanisch an. Der Felipillo war ihnen unentbehrlich und außerdem, hm, warum etwas so tragisch nehmen oder gar mit dem Tode bestrafen wollen, was viele unter uns, die wir doch gute Christen sind, ebenfalls gethan haben? . . . Der ganze Erfolg von Atahuallpa's Beschwerde war also dieser, daß das unentbehrliche Philippchen aus Rachsucht den Lügenbalg von Verschwörung zu einem Ungeheuer aufblies, welches die Spanier sammt und sonders zu verschlingen drohte.

Wie prächtig sich das machte! Nun konnte man spanischerseits die gekränkte Unschuld, konnte man den Verrathenen, Gefährdeten, Bedrohten spielen, konnte man „von rechtswegen“ gegen den Inka vorgehen, konnte man das schamloseste Bossenspiel von Gerichtsprocedur in den anständigsten Formen in Scene gehen lassen.

Und so that man. Die Räuberbande, welche dem Herrn von Peru Thron und Reich gestohlen hatte, sie stahl ihm nun auch das Leben. Ein förmlicher Criminalproceß wurde gegen den unglücklichen Mann angestrengt. Die Anklageakte, ein Meisterstück von Stupidität und Frechheit, brachte zwölf Beschuldigungen vor, unter anderen diese: Der weiland Inka hat ein Harem gehabt, folglich ist er des Ehebruches schuldig; er ist ein notorischer Heide und Gözendiener; er hat auch noch nach der Ankunft der Spanier die Einkünfte des Landes verschwendet. Als Hauptbezüglichungstrumpf wurde schließlich das Verschwörungssphantom ausgespielt. Bizarro und Almagro saßen der Spottgeburt von Tribunal vor, welches den Angeklagten natürlich schuldig fand. Das Urtheil

lautete: „Atahuallpa soll auf dem Marktplatze von Karamakka lebendig verbrannt werden.“ Ein Priester der „Religion der Liebe“ sagte, damit das i sein Lüpfelchen erhielte, zu diesem grotesken Urtheil ja und Amen; denn Padre Valverde erklärte ausdrücklich, daß seines Erachtens der Inka „jedenfalls“ den Tod verdient habe. Tröstlich ist es aber, zu hören, daß sich unter allen diesen frommen Barbaren doch etliche Menschen befunden haben; denn einige, freilich nur einige wenige Mitglieder des „Gerichtshofes“ protestirten gegen das Urtheil und verwarfen das ganze Verfahren als unrechtmäßig und gänzlich unzulässig. Natürlich hatte dieser Protest das Schicksal aller Minderheitsproteste. Der einzige wirkliche Gentleman in der Erobererbande, Hernando de Soto, war auf einem Streifzuge abwesend. Er hat nachmals den höchsten Unwillen über die Hinmordung Atahuallpa's geäußert.

Man quälte den verlorenen Mann dann auch noch mit Bekehrungszumuthungen und brachte ihn dazu, sich taufen zu lassen, als er schon auf den Scheiterhaufen geschleppt und an den Todespfahl

gebunden war. Man brachte ihn dazu mittels des Versprechens, daß er, so er sich noch im Handumdrehen „belehrt“, nicht lebendig verbrannt, sondern nur mittels der „Garrote“ erdrosselt und nachmals eingeäschert werden sollte.

Das geschah denn am 29. August von 1533 auf dem Plage von Kaxamalka und so starb auf Anordnung eines weiland spanischen Schweinehirten der letzte Inka von Peru, der letzte Sonnensohn.

Er ist bei seinem Tode etwa dreißig Jahre alt gewesen, ein Mann von schöner Gestalt, ausdrucksvollen Zügen und gebieterischer Haltung. Die Spanier haben ihn aus begreiflichen Gründen als eine Art Teufel verschrieen. Doch gab es später mehrere, die anerkannten, daß Atahuallpa gescheid, kühn, tapfer, edelherzig und freigebig gewesen sei. Gewiß ist, daß er geliebt worden: nach seiner Ermordung gaben sich mehrere seiner Frauen den Tod, um, wie sie hofften, ihre Seelen mit der ihres geliebten Herrn in der Sonne zu vereinigen.

Am 15. November von 1533 zog der Conquistador in Kuzko ein und jetzt schien die Eroberung von ganz

Peru eine vollendete Thatsache zu sein. In der Hauptstadt machten die Spanier abermals eine ungeheure Beute, sodaß bei der Theilung jedem Reiter 6000, jedem Fußgänger 3000 Goldthaler zufielen. Dem Reitersmann Mancio Serra wurde als sein Antheil das große, schön gearbeitete, massiv goldene Bild der Sonne zugetheilt, welches im Korikancha über dem Opferralter aufgehangen gewesen war. Er verspielte es in einer Nacht, woher das spanische Sprichwort: „Juega el sol antes que amanezca“ (die Sonne verspielen, bevor sie aufgegangen).

Symbolisirt diese Spielgeschichte nicht so zu sagen die gesammte Geschichte der spanischen Conquista in der Neuen Welt? War diese Conquista nicht von A bis Z ein verwegenes, leidenschaftliches Hazardspiel? Und dennoch, wie sehr man vom Standpunkte der Moral aus die ganze transatlantische Kolonisationsweise der Spanier in Amerika verurtheilen mag und muß, gebührt derselben die laute Anerkennung, daß sie ein kulturgeschichtliches Motiv von unberechenbarer Triebkraft und Wirksamkeit gewesen ist. Die Weltgeschichte arbeitet ja nicht mit Moral, sondern mit Noth-

wendigkeiten und Interessen. Diese werden durch die menschlichen Leidenschaften, und zwar durch die bösen wie durch die guten, flüchtig und für die große, das Dasein der Menschheit beseelende Entwicklungsidee nutzbar gemacht. Es ist so eine geschichtesgesetzliche Nothwendigkeit gewesen, daß Amerika gefunden, erobert, besiedelt und die eingeborene Bewohnerschaft unterjocht oder geradezu ausgerottet werden mußte, damit der Europäismus seine Kulturherrschaft über den Erdball antreten und feststellen könnte. Da half und hilft kein sentimentales Mitleid mit dem „Letzten der Mohikaner“. Schon jetzt läßt sich mit so zu sagen mathematischer Bestimmtheit voraussehen, wann die rothhäutige Masse ein von der Weltgeschichte gänzlich verarbeiteter und beseitigter Völkstoff sein wird.

Die Frevel und Gräuelp thaten der spanischen Eroberung von Mittel- und Südamerika häufen sich zu einem Berge, welcher den Drizaba, den Popocatepetl, den Chimborasso überragt. Ganz recht. Aber es war doch diese spanische Kolonisationsweise, dieser grausame „Raubbau“, welche und welcher es ermöglichten, jenen gewaltigen Strom von Edelmetallen nach Europa

hinüberzuleiten, der zweifelsohne eine der bedeutendsten volkswirtschaftlichen Revolutionen zuwegebrachte. Denn dieses rasche und massenhafte Zuströmen von Gold und Silber vermehrte höchst beträchtlich das europäische Kapital, welches fortan der Landwirthschaft, der gewerblichen Hervorbringung und der Handelsthätigkeit eine bislang nicht einmal geahnte Regsamkeit, Vielseitigkeit und Ausbreitung zu verleihen vermochte. Wie aber das dem Ansehen, der Geltung und Macht des Bürgerthums, also dem eigentlichen Kulturträger der Neuzeit, zu gute kommen musste, ist klar. Es fällt auch auf und sieht sehr einem welthistorisch-mephistophelischen Sarkasmus gleich, daß die „ritterlichen“, von den Anschauungen und Stimmungen der mittelalterlich-feudalen Welt ganz erfüllten Spanier mittels ihrer Conquista in der angedeuteten Weise den Ruin des Feudalismus mitherbeiführen mußten.

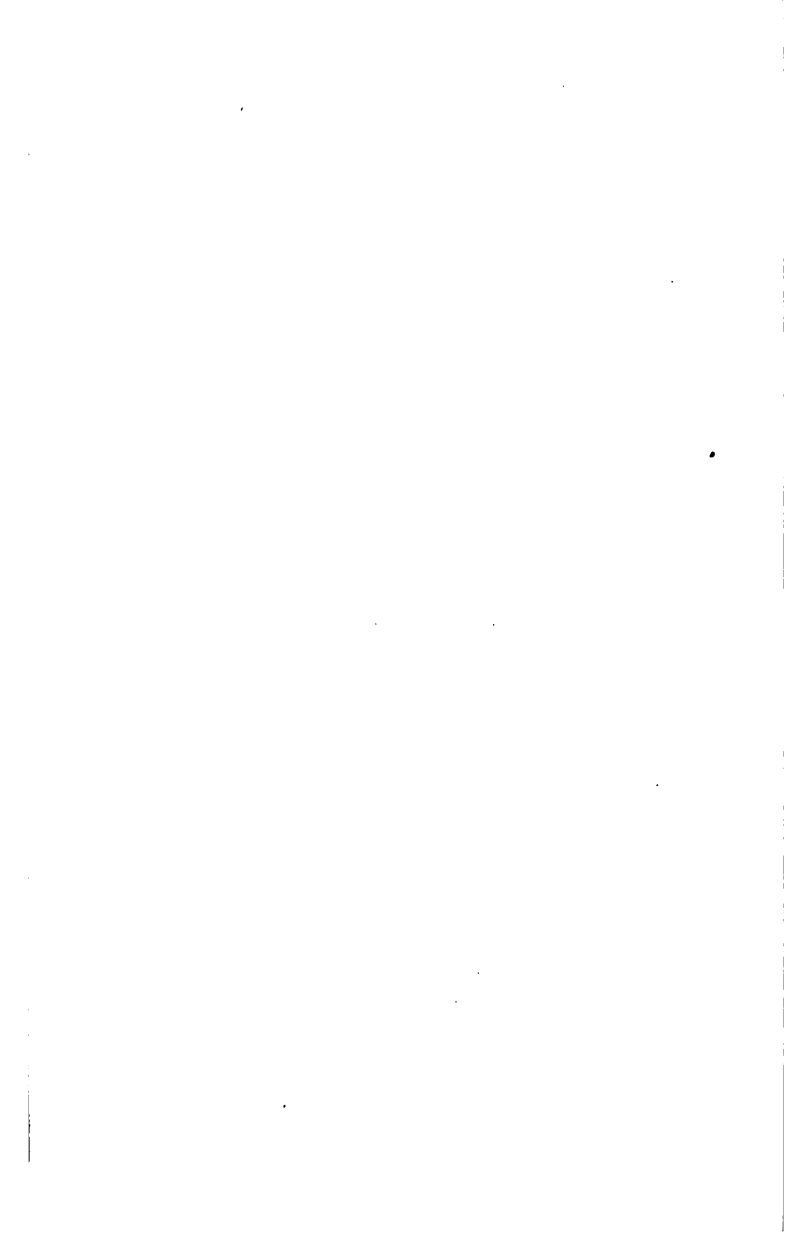
Doch auch die Herren Moralisten sollen am Ende dieser Historie nicht ganz leer ausgehen. Bleibt ihnen doch der süße Trost, derselben als Nutzanwendung den Wahrspruch des unglücklichen russischen Dichters

Relejew: „Gott heißt Vergeltung in der Weltgeschichte!“ anhängen zu können. In Wahrheit, die von den Spaniern in der Neuen Welt begangenen Sünden sind schwer auf Spanien zurückgefallen. Denn für dieses Land sind die blendenden, die märchenhaften Erfolge seiner Söhne in Amerika mit der Zeit zweifelsohne zu großem Unheil ausgeschlagen. Das kam daher, daß Spanien, im Besitze unermesslicher Länderstreden jenseits des Oceans, im Besitze der Goldlager Peru's und der Silbergruben Mexiko's, das moderne Evangelium der Arbeit nicht vernehmen wollte und nicht zu bedürfen glaubte.

Auch auf die Conquistadoren selbst ist die Vergeltung schwer gefallen. Am schwersten auf die von Peru. Sie haben sich in mörderischen Händeln gegenseitig aufgerieben. Fast alle vorragenden Theilhaber an dem Unternehmen gegen das Inka-Reich sind eines gewaltsamen Todes gestorben. So auch der zum Marques erhobene Statthalter Francisco Pizarro selbst. Am 26. Juni von 1541 ist er von einer Rotte zu seinem Verderben verschworener Spanier in seinem

Palaste in der von ihm 1535 gegründeten Stadt Lima überfallen und niedergemacht worden.

Mitten durch das rothe Meer, durch ein Blutmeer geht der ewige Leidens- und Triumphzug der Menschheit. Vorwärts!!!



Monsieur Chiers.

C'était un Sacrebleu de Français
comme il faut.

Brantôme.



1.

Die Chinesen haben uns Deutschen die Ehre der Erfindung des Schießpulvers bekanntlich mit gutem Grunde streitig gemacht. Dagegen hat, soviel ich weiß, uns noch niemand die Erfindung jenes urdeutschen Räucherungspulvers abgestritten, welches die zweiseitige Eigenschaft besitzt, nach der Fremde hinaus wie Weihrauch zu duften, alles heimische dagegen mit dem Stindampf der Mörgelei zu umgeben. Zur Zeit, als die deutschen Hofrätthe noch wie Klassiker schrieben — unsere Klassiker von heute schreiben nur noch wie Hofrätthe — hat Humanus Herder, welchem doch wohl weltbürgerlicher Sinn nicht abzusprechen sein dürfte, im zornigen Hinblick auf den deutschen Affenrespekt vor allem fremden von unserer „duldsam trägen Ejelei“ geredet und hat Justus Möser, der „advocatus

patriae“, sogar das grobe Scheltwort von der „deutschen Hundedemuth“ frischweg ausgehen lassen. Ich meinestheils, der ich Ursache zu haben glaube, mich für einen der höflichsten — wenn auch nicht gerade höflichsten — Menschen des Jahrhunderts zu halten, will nicht so grob sein, sondern nur bemerken, daß ich neuerdings zu dem unfehlbaren Dogma der Herausbälzung der Menschheit aus der Affenheit feierlich mich befehrt habe. Meine mehr oder weniger lieben Landsleute haben mir den Staar gestochen, und wenn ich sie, Männlein und Weiblein, in ihren neuesten pariser Moden herumstolziren sehe, muß ich sogar vermuthen, daß die besagte Herausbälzung noch nicht ganz zuwege gekommen sei, maßen nicht allzu selten hinter dem französischen Firniß Züge bemerkbar werden, welche noch ungeheuer weit hinter die Pfahlbauerzeit zurückweisen. Es ist, nebenbei bemerkt, ein bedenkliches Zeichen vom Verfall der deutschen Urgründlichkeit, daß Herr Freytag sein doch immerhin gründliches Ahnen-Epos nicht damit anhub, zu singen und zu sagen, wie Füngling Paviango und Jungfrau Schimpanferun einander kriegten.

Die Jahre 1870—71 sind gewesen, der deutsche Affenrespekt vor allem französischen ist geblieben. Wie könnte es geschehen, daß die Franzosen das nicht merkten, und warum sollten sie demzufolge nicht berechtigt sein, mit der altgewohnten Selbstgefälligkeit und Anmaßung auf ihre Besieger herabzublicken? Haben es doch diese Sieger im Nationalgefühl und im guten Geschmack nicht einmal soweit gebracht, in ihren Siegesberichten — selbst den amtlichen, das Generalstabswerk nicht ausgenommen — die in Fülle vorhandenen deutschen Worte und Wendungen zu gebrauchen, nur um ja recht viele französische Wortlappen in ihren Text hineinplägen zu können.

Wäre es wohl zu gewagt, der unmaßgeblichen Meinung zu sein, wir Deutsche hätten nachgerade lange genug die kosmopolitischen Narren gemacht? Was für Dank wir uns damit verdienen, ist ja nach dem 2. September von 1870 ringsher in Europa schreiend offenbar worden. Hat damals und seither wiederholt nicht insbesondere die gute Mistreß Britannia, welche bekanntlich zur einen Hälfte aus lauter Weltbürgerei, zur andern aus lauter sonstiger Uneigen-

nüchternheit zusammengesetzt ist, hat sie nicht gar beweglich gewinselt, wir würden unserer eigentlichen Bestimmung abtrünnig und untreu, falls wir aus einem kosmopolitisch nebelnden und schwebelnden Volke, aus einem — wie uns Bulwer genannt — „Volke von Dichtern, Denkern und Kritikern“ zu einer „egoistischen“ Nation, zu einem politischen, recht und schlecht politischen Volke werden wollten? Wohl, so that sie und das „englische Gelispel“ wurde in vielen europäischen Sprachen feiner oder gröber variirt. Aber laßt sie winseln oder auch wüthen links und rechts und schafft euch, mehr oder weniger liebe Landsleute, einen tüchtigen Vorrath von Nationalegoismus an. Einen recht tüchtigen Vorrath, hört ihr? Werdet ihn brauchen können! Laßt euch nicht irremachen, wenn dann und wann ein grüner oder ein dürrer Lyriker sich in Patriotismus übernimmt und euch demzufolge mit mehr als billig wässerigem Virumlarum behelligt. Wozu wären die schlechten Verse, wenn man sie nicht machte? Laßt euch auch nicht irremachen in der Beschaffung eines gesunden Nationalegoismus, wenn da und dort ein mehr oder weniger dummer Junge

über „Chauvinismus“, über deutschen Chauvinismus schreibt.

Chauvinismus? In einem Lande, welches seit den Tagen Armins des Cheruskers bis heute förmlich darauf veressen war, einheimische Größen durch das Verkleinerungsglas, fremde dagegen durch das Vergrößerungsglas anzusehen? Chauvinismus unter einem Volke, das von jeher und bis zur Stunde sich gedrungen fühlte und fühlt, sogar seinen Todfeinden — vorausgesetzt, daß es fremde — nicht etwa nur Gerechtigkeit, sondern auch Verehrung zu zollen? Deutscher Chauvinismus! Das ist, wie wenn der Millionenheimer, welchen sie anno 1875 irgendwo laufen ließen, gesagt hätte: „Ich habe meine galizischen Eisenbahnen mit Katechismusparagrafen gebaut.“

Um den Mythos vom deutschen Chauvinismus handgreiflich als Mythos zu fassen, brauchte man nur die Weihrauchpfannen dampfen zu sehen, welche seit etlichen Jahren in der deutschen Presse vor der kleinen Person der französischen Größe des Monsieur Thiers herumgeschwungen wurden. Von seiten der pariser Korrespondenten deutscher Blätter ist der be-

sagte Monsieur geradezu wie ein „heiliger Leib“ auf dem Altar der „duldsam trägen Ezelei“, will sagen der deutschen Bewunderung und Verehrung ausgestellt worden. Aber dieser Franzos ist ja alle seine Lebtag ein geschworener und notorischer Todfeind Deutschlands gewesen, nicht wahr? Freilich, freilich; aber was thut das? Nicht obgleich, sondern weil er unser Feind war und ist, verehrten und verehren wir ihn: — so will es der deutsche Chauvinismus. Mr. Thiers hat uns allzeit verachtet, beschimpft, verleumdet, hat stets nach unseren Rheinlanden geschrien, hätte uns schon 1840 gern bekriegt — einerlei, er wird verehrt; denn er ist ja eine fremde, eine französische Größe.

Und wie groß ist denn eigentlich diese Größe? Nämlich mit unbefangenen Augen angesehen, nicht durch das Vergrößerungs-, aber auch nicht durch das Verkleinerungsglas.

Die frühere staatsmännische Laufbahn des Mannes brauchen wir bei Beantwortung der aufgeworfenen Frage nur ganz nebenbei zu berühren, weil wir den Akzent dieser kurzen Charakteristik auf das schrift-

stellerische Verdienst des Herrn Thiers legen wollen, sowie darauf, wie er aus einem Royalisten ein Quasi-Republikaner geworden.

Weber seine Gaben noch seine Thaten würden das Ansehen und den Einfluß von Adolphe Thiers erklären, wenn wir außer acht ließen, daß diese Gaben und Thaten im vollsten Sinne französisch waren. Der Mann war und ist ein Typus seiner Nationalität, geradezu das personificirte Franzosenthum. Er vertrat und vertritt sein Volk, wie dasselbe ein mittelalterlicher Dichter, Venantius Fortunatus — falls mir mein Gedächtniß treu ist — gekennzeichnet hat:—

„Gens

Torva, ferox, ventosa, procax, incauta, rebellis,
Inconstans disparque sibi novitatis amore,
Prodiga verborum“

Aber sofort ist beizufügen, daß nicht etwa nur in diesem schlimmen Sinne Monsieur Thiers ein Franzos jeder Zoll ist, sondern auch im guten und besten. Denn nicht weniger voll und ganz als die Rehrseiten des französischen Naturells stellt er auch dessen Lichtseiten in sich dar: den hellen Verstand, den rastlosen Thätigkeitstrieb und die emsige Arbeitslust, die Handfertig-

keit und Geschicklichkeit in allem Geschäftsbetrieb, das „savoir parler“ und das „savoir faire“, endlich einen heißen, nie sich verleugnenden Patriotismus. Diesen muß man überhaupt den Franzosen zuerkennen und er hat sich auch in der furchtbaren Prüfung von 1870—71 ruhmvoll bewährt. Frankreich hatte nicht einen einzigen so ekelhaften Judas aufzuweisen, wie sie bei uns in Deutschland leider zu Duzenden herum-liefen. Kein Franzos hat sich der Affenschanke schuldig gemacht, den deutschen Waffen den Sieg zu wünschen, wie unsere schwarzen und rothen Jesuiten ihn den französischen wünschten. Mr. Thiers liebt sein Vaterland innig und es untersteht keinem Zweifel, daß es nur etwas gibt, was er noch ein bißchen mehr liebt als Frankreich, nämlich den Adolphe Thiers. Wenn er mit Emphase sagt: „Mon pays!“ so muß man sich das „mon“ gesperrt gedruckt denken. Uebrigens ist seine Selbstliebe nicht so sehr plumpe Selbstsucht oder grober Eigennutz — obzwar er seine Pfeifen zu schneiden wusste, als er im Ministerröhricht saß — als vielmehr jene superlativische Eitelkeit, welche ihn seinen beiden Landsleuten Chateaubriand und Lamar-

tine als würdiges Kleeblatt anreicht. Diese Eitelkeit offenbarte sich, wie mir scheint, wohl niemals charakteristischer als zur Stunde, wo Mr. Thiers vom Uetberge bei Zürich herab seinen Reisegefährten den Glärnisch für den Montblanc ausgab. Ein daneben stehender Züricher gab bescheidenlich und in gutem Französisch zu bemerken, der für den Montblanc ausgegebene Glärnisch sei nur der Glärnisch, während jener in gerade entgegengesetzter Richtung weit, weit nach Westen zu liege und vom Uetliberg aus nicht sichtbarer sei als der Chimborasso. Thut nichts. Mr. Thiers hob den Arm, zeigte wiederum auf den glarner Gebirgsstock und sagte mit dem Vollbewusstsein seiner Unfehlbarkeit: „Sans doute, c'est le Montblanc.“

Die publizistischen Anfänge von Thiers fielen bekanntlich in die Restauration. Im „Constitutionnel“, dann im „National“ kämpfte er unter dem Phrasenbanner des vulgären Liberalismus, über dessen Gesichtskreis die Anschauungen des behenden und glänzenden Stilisten im Grunde nie hinausgegangen sind. Allzu viel Muth war für die Rechtheit, womit er gegen die Bourbonenherrschaft polemisirte, nicht

erforderlich. Man weiß ja, wie lahm dieses Regiment gewesen ist. Es ließ sich dazumal ohne großes Risiko der Ruf eines liberalen Matadors erwerben. Mr. Thiers erwarb diesen Ruf und wußte damit die Genüßlichkeit eines Lebemanns, welcher Voltaire's „Candide“ weit über die Bibel stellte, behaglich zu verbinden. Das zartgebaute Männchen nahm sogar Anläufe zur Sportsmännlichkeit, und wenn ihn sein Reitpferd einmal nicht abwarf, kam ihm zum Bewußtsein, daß ein General — natürlich ein großer — in ihm steckte. Daß ein großer Staatsmann in ihm steckte, verstand sich von selbst. Mit jedem „Premier Paris“, den er schrieb, ward es ihm klarer, daß er wie kein anderer zum Premier Frankreichs gemacht sei.

Dieses Zukunftsministerbewußtsein wurde bedeutend gekräftigt durch die weitreichende Popularität, welche ihm seine von 1823 bis 1827 erschienene „Histoire de la révolution française“ eintrug. Das Buch war ein glänzend geschriebener Leitartitel in 6 Bänden. Mr. Thiers ist auch als Historiker der Publizist geblieben, welchem vom Anfang an die sittliche Basis gänzlich fehlte. Er hat auch als Staats-

mann eine solche nie gekannt, man müsste denn seinen zweifellosen Patriotismus dafür gelten lassen wollen. Substanziell angesehen, ist in der Revolutionsgeschichte von Thiers das beste die Darlegung der finanziellen Verhältnisse. In diesem Fache hat er zu jener Zeit und später wirklich ausdauernd und mit Erfolg gearbeitet. Formell betrachtet, war das Buch von außerordentlicher Wirkung. Mittels des einschmeichelnden Zaubers seines Stils hat es trotz seiner wimmelnden Irrthümer, trotz seiner unbändigen französischen Eitelkeit, trotz seines brutalen Chauvinismus das Urtheil über die französische Revolution für ein ganzes Menschenalter bestimmt. Nicht etwa nur in Frankreich, sondern ganz wesentlich auch in Deutschland. Und das erklärt und verzeiht sich, wenn man die schauerhaften Knüppeldammbücher ansieht, welche ungefähr gleichzeitig deutsche Stubenhocker über dasselbe Thema mühsälligst zusammenstoppelten. Die Klasse dieser sogenannten Historiker, welche der Ueberzeugung waren, um gebiegen sein zu können, müsste ein Buch platt sein wie eine Negernase, und Unlesbarkeit sei ein untrügliches Zeugniß der Gründlichkeit, item Geschichte

schreiben hieße ein paar Armevoll von Thatfachen und Citaten sammelsurisch zusammenraffen — die Klasse dieser deutschen Historiker ist zwar noch nicht ganz ausgestorben, aber doch im Aussterben begriffen und es sind, wie jedermann weiß, gerade deutsche Geschichtschreiber des jüngeren Geschlechtes gewesen, welche zuerst die große Erscheinung der französischen Revolution verstanden und verstehen machten, indem sie dieselbe in die Beleuchtung historischer Wahrheit rückten und ihre bezüglichen Bücher so schrieben, daß diese nicht bloß gedruckt und gebunden, sondern auch gelesen werden konnten. . . .

Die Julirevolution that dem Publizisten, der an ihrer Herbeiführung eifrig mitgearbeitet hatte, plötzlich die staatsmännische Laufbahn auf. Mr. Thiers war zu wiederholten malen Minister und brachte es einmal auch zum Premier. Seine ehrgeizigen Hoffnungen hatten ihn also nicht getäuscht. Allein die Ministerherrlichkeit war nie von Dauer und es heißt sehr mild urtheilen, wenn man die ministeriellen Verdienste, welche Herr Thiers sich erwarb, als sehr problematische bezeichnet. Louis Philipp sah in diesem seinem Minister

allzeit nur einen Zu- und Aufdringling. Der König und Thiers waren einander von Haus aus antipathisch. Thiers konnte seine Eitelkeit nicht soweit verhalten, um den König nicht merken zu lassen, daß er, Mr. Thiers, den Louis Philipp doch weit zu übersehen vermöchte. Der König seinerseits glaubte nicht an die Staatsmännlichkeit des ihm aufgedrungenen Ministers, geschweige an die latente Generalschaft desselben. Gegenüber von Vertrauten bezeichnete er ihn wegwerfend als einen Fanfaron und damit traf er denn doch den innersten Kern des Gescholtenen. Thiers scheiterte als Minister daran, daß er dem friedfertigen Bürgerkönige viel zu viel mit dem Säbel rasselte, sowie und noch mehr daran, daß er den König nicht regieren lassen, sondern selbst regieren wollte. Magister Guizot machte es viel schlauer: er ließ den König das Land regieren und begnügte sich damit, seinerseits den Louis Philipp zu regieren.

Nach der großen Säbelrasselei von 1840 wollte der König schlechterdings nichts mehr von Thiers wissen. Dieser zog sich grollend in sein Zelt, das heißt in sein Arbeitszimmer zurück und machte sich an die

Schaffung der berühmten napoleonischen Mythologie in 20 Bänden, betitelt „L'histoire du consulat et de l'empire.“ Das ist ein fast durchweg brillant-erzählend geschriebenes, recht unterhaltliches Buch, voll Esprit, Lug und Trug.

Will etwa damit gesagt sein, daß Mr. Thiers absichtlich die Geschichte gefälscht, die Geschichte Napoleons zu einer Epopöe des Chauvinismus umgelogen habe? Bewahre! Aber die napoleonische Zeit darstellen wollen, ohne die deutschen und englischen, geschweige die spanischen und russischen Quellen und Darstellungen zu kennen, hieß von vornherein auf die Möglichkeit verzichten, wirkliche Geschichte schreiben zu können. Trotzdem ein solches Unternehmen zu wagen, so eitel und anmaßend konnte doch nur ein Gallier höchster Potenz sein. Es würde eines nicht schmalen Bandes bedürfen, um die mitunter ins Grottest-Romische gehenden Irrthümer der zwanzigbändigen thiers'schen Legende zu berichtigen. Eine hinlängliche Anzahl dieser Irrthümer habe ich anderwärts aufgezeigt. Hier will ich zur Erweiterung meiner Leser nur darauf hinweisen, daß Mr. Thiers im 13. Bande

seines Werkes die wunderbare Entdeckung gemacht hat, der Geist nationaler Erhebung und Wiedergeburt, welcher dann i. J. 1813 in Deutschland, das heißt, die Wahrheit zu sagen, in Preußen zur That geworden, sei in Wien (in Wien! in Wien!) großgezogen worden und zwar durch den wiener Hof, welcher die Pfleger dieses Geistes, Autoren wie Göthe, Wieland und andere — (lacht hellauf!) — in die österreichische Hauptstadt gezogen und dieselben in jeder Weise gehätschelt und gefeiert habe. Solchen und ähnlichen Blödsinn bringt Mr. Thiers mit derselben Unfehlbarkeitsmiene vor wie alles übrige. Aber die krasse Unkenntniß in allen nichtfranzösischen Dingen ist noch nicht einmal der Hauptmangel eines Werkes, mit dessen übergünstiger Aufnahme Europa im allgemeinen ein Armuthszeugniß und Deutschland im besonderen ein Schmachzeugniß sich ausgestellt hat. Niemals wieder hat die Selbstsucht eines Volkes so hart und schamlos sich geoffenbart wie die französische in dem Buche des Mr. Thiers es gethan, und niemals hat ein Autor einen solchen totalen Mangel an Wahrheitsgefühl und Gerechtigkeitsinn so pralerisch prunkend zur Schau gestellt wie

dieser Pseudohistoriker. Man lese, wie er den Staatsstreich vom Brumaire, dann das Verfahren seines Helden gegen den Duc d'Engbien, weiter das fressende Feuer der napoleonischen Welteroberungsgier, das Verhalten des Empereur gegen Italien, Deutschland, Spanien darstellt, das heißt rechtfertigt. Ueberall die Anbetung des Erfolgs, allenthalben die knechtische Vergötterung der Gewalt. Diesem Franzosen zufolge hätte eigentlich nur Frankreich das Recht, eine selbstständige Existenz zu führen. Alle übrigen Nationen wären nur dazu da, der französischen Macht und Gloire zur Folie zu dienen. Von rechtswegen sollten die Völker Europa's ihr höchstes Glück darin suchen, als gehorsame und bewundernde Vasallen um den Thron von La Belle France sich zu reihen. Und das alles wird mit einer gränzenlosen Suffisance als eine selbstverständliche Voraussetzung vorgebracht. Uebrigens muß man Herrn Thiers zugestehen, daß er die Ansichten, welche er als so zu sagen Geschichtschreiber vertrat, auch auf seiner parlamentarischen und ministeriellen Laufbahn zu bethätigen suchte. In seinem eigentlich doch sehr engen Gehirne

hatte sich die Idee fixirt: Nur Frankreich darf groß und mächtig sein, und damit es groß und mächtig sein könne, müssen alle seine Nachbarn klein, zer Splittert und machtlos sein. Daher sein zappelnder und fistulirender Haß des deutschen und des italischen Einheitswerkes, daher auch seine, des notorischen Voltairien, heftige Parteinahme für die weltliche Papstmacht.

[Aber wir sind mit der „Konsulats- und Kaisergeschichte“ noch nicht ganz fertig. Es ist nämlich noch zu sagen, daß dieses Buch, alles zusammengehalten, doch nicht mehr und nicht weniger ist als eine kolossale Tendenzlüge. Wurde sie mit dem Bewusstsein auf- und ausgebaut, dadurch dem Bonapartismus in Frankreich wieder auf die Beine helfen zu können und helfen zu wollen? Schwerlich! Aber als geborener und geschworener Chauvinist mußte sich Mr. Thiers zum Gloire-Zinkenisten des Napoleonismus berufen fühlen. Er gab also nur seiner Natur nach, als er den Eroberer und Despoten verherrlichte, welcher an der Verwirklichung des Weltherrschaftstraumes französischen Größenwahnsinns gearbeitet hatte. Doch war

noch anderes im Spiele, was Herrn Thiers stachelte, sich zum Hohen Sogadol des Napoleonkultus zu machen, welchen schon früher namentlich der Chansonnier Béranger als Agitationsmittel gegen die Bourbons aufgebracht hatte und welchen auch unter dem Julikönigthum als eine oppositionelle Paradowaffe zu handhaben der französische Liberalismus dumm genug war. Mr. Thiers hat sein staatsmännisches Fiasco von 1840 dem Louis Philipp nie verzeihen können. Seine tiefgefränkte Eitelkeit lechzte nach Rache. Was, ich, Adolphe Thiers, einem Guizot nachgesetzt? Unerträglich das! Der Orleanismus soll es bereuen. Was soll ich ihm zum Bissen nur gleich werden, Republikaner oder Bonapartist?

Gewisse Lobredner des Herrn Thiers haben behauptet, die republikanischen Velleitäten desselben datirten schon vom Anfang der vierziger Jahre, das heißt vom vollständigen Siege der Guizoterie über den Thiersismus. Nun ja, Mr. Thiers hätte damals, den Béranger parodirend, singen können:

„Ich fand an Republik Gefallen,
Seit ich dem Königthum mißfiel“ —

aber er sang nicht so. Er schrieb vielmehr seine zwanzigbändige napoleonische Epopöe. Denn erstens entsprach das, wie schon gesagt, seiner eigensten Neigung und bewunderte er nur noch einen Menschen mehr als Napoleon, nämlich sich selber; und zweitens war es unzweifelhaft ungefährlicher und viel bequemer, den Bonapartisten als den Republikaner zu spielen. Später, im December von 1851, als er auf Befehl des angeblichen Neffen vom vorgeblichen Onkel etliche Tage lang in einer Züchtlingszelle von Mazas saß, scheinen ihn hinsichtlich der Göttlichkeit des Napoleonismus etwelche Skrupel angewandelt zu haben. Wenigstens blies in den Bänden seiner Mythologie, welche nach dieser unliebsamen Erfahrung geschrieben wurden, der Gloire-Zinkenist aus merkbar gedämpfterer Tonart und ließ sich sogar mitunter eine Note entwisphen, welche andeuten zu wollen schien, daß die Herrschaft der „grande nation“ über andere Völker doch nicht so ganz naturnothwendig und selbstverständlich sei. Allein Mr. Thiers machte diesen Abfall vom Größentwahn zum gesunden Menschenverstand

wieder gut, indem er in dem Schlußbände seines Werkes bei Darstellung der Helena-Legende — sie gestaltete sich unter seiner Hand förmlich zur Passionsgeschichte eines Heilands — seinen Helden mit der Gloriole einer vollständigen Apotheose ausstattete.

2.

Zweifelsohne war es ganz in der Ordnung, wenn Mr. Thiers ein heißes, obzwar kurzes Gefühl des Triumphes empfand, als er in der ersten Stunde des 24. Februars von 1848 erfuhr, daß die versinkende Julimonarchie nach ihm als nach einem Rettungsbalken zu greifen genöthigt wäre. Ja wohl „genöthigt“. Denn als der eilends in die Tuilerien Berufene zur dritten Morgenstunde in das königliche Kabinett getreten war, empfing ihm Louis Philipp mit den Worten: „Ich sehe mich genöthigt, Ihre Dienste in Anspruch zu nehmen. Haben Sie ein Ministerium bei der Hand?“

Mr. Thiers hatte aber nicht nur kein Ministerium, sondern überhaupt nichts bei der Hand. Der gewähnte Rettungsbalken war nur ein wirklicher Strohhalbm. Am verhängnißvollen 24. Februar ist traurig offen-

bar worden, daß in dem kleinen Leibe von Adolphe Thiers kein großer Mann steckte. Mit dem zu seinem Mitstrophalm Bugeaud gesprochenen Worte: „Man hat uns zu spät berufen“ — versuchte er die klägliche Statistenrolle zu entschuldigen, welche er an diesem Schicksalstage spielte, und mit dem eine halbe Stunde später im Vorfalle der Deputirtenkammer losgelassenen Stoßseufzer: „Messieurs, es gehen Dinge vor, Dinge, Dinge! Die Flut steigt, steigt, steigt!“ tauchte er unter, um erst dann wieder aufzutauchen, wann die politische Temperatur abermalen eine solche geworden, wie sie konstitutionellen Intrikanten und parlamentarischen Seiltänzern zuträglich.

Die pseudohistorische Schönfärberei, wie sie dermalen in Deutschland gäng und gäbe, mag die so eben gebrauchten und auf Mr. Thiers angewandten Worte zu streng, zu stark, ja sogar mit Anwendung eines beliebten Handgriffes der Karrièremacherei zu „unwissenschaftlich“ finden. Ich habe aber gerade jene Ausdrücke mit Bedacht gewählt. Sind sie doch kaum ausreichend, um das gebaren des Herrn Thiers während des Sommers und des Herbstes von 1848

zu kennzeichnen. Wie bekannt, hatte er seinen Weg in die Nationalversammlung, deren namenlose Verblendung die Restauration des Bonapartismus ermöglichte und förderte, nur mittels eines Umweges durch die Sakristei gefunden. Der Voltairien hatte so sehr Reu und Leid gemacht, daß ihm der Bischof Fayet von Orleans das Zeugniß ausstellen konnte: „Mr. Thiers ist augenscheinlich und ganz zu uns zurückgekehrt.“ Daraufhin war er gewählt worden. Die Pfaffen, die Junker und die Prozen hatten ja die Wahlen zur Nationalvertretung dieser miserabeln französischen Schemen- und Schattenrepublik gemacht. Anfangs von der jesuitisch-bourbonisch-orleanistischen Mehrheit mit Mißtrauen angesehen, wurde Mr. Thiers doch bald einer, nein, geradezu der Hauptmacher des offenen Komplotts, welches die nominelle Republik beseitigen und den Thron wieder aufrichten wollte. Sein Talent, sein Ruf, seine Kastlosigkeit und Geschmeidigkeit, seine Erfahrung in allen Pfiffen und Schlichen des parlamentarischen Ränkespiels, endlich auch sein thurmhohe Selbstvertrauen berechtigten ihn zweifelsohne zu dem Anspruche, der General

dieser Armee von Verschwörern zu sein, welche am 4. Mai von 1848 der Republik feierlich den Meineid der Treue geschworen hatten.

Aber war es Herrn Thiers wirklich um die Wiederaufrichtung des Thrones zu thun? Starke Anzeichen führen zur Verneinung dieser Frage. Dem hellen Blick und scharfen Verstande des Mannes konnten die Schwierigkeiten einer monarchischen Restauration, sofern diese die zwei Zweige des alten Königshauses betraf, nicht entgehen. Zudem hatte er Ursache, zu glauben, vom Hause Orleans ungerecht und undankbar behandelt worden zu sein. Den allerdings schon drohend am Horizont wieder emporgestiegenen Stern des Bonapartismus wählte Mr. Thiers vorderhand für eine bloße Sternschnuppe ansehen zu dürfen. Aber an was dachte er denn? An sich. Was wollte er? Herr sein. Selbst um den Preis, sich „Präsident der Republik“ tituliren lassen zu müssen.

Es kann gar keinem Zweifel unterstellt werden, daß Mr. Thiers es eine Weile mit seiner Präsidentschaftskandidatur sehr ernst gemeint habe. Warum auch nicht? Haben es doch Korporale wie Bugeaud

und Changarnier, sowie parlamentarische Eiertänzer wie Broglie und Molé auch eine Weile mehr oder weniger ernst damit gemeint. Erst dann, als die Präsidentschaftstraube dem Sohne Verhuells so zu sagen schon ins Maul hing, fand Mr. Thiers die Frucht zu sauer. Für diesmal, wohlverstanden! Denn er war der Ueberzeugung, die bonaparte'sche Sternschnuppe müßte und würde bald erlöschen. Auch er hielt wie so viele andere gescheide und dumme Leute den „Prinz-Präsidenten“ für einen „Niais“, welcher sich unmöglich lange würde halten können. Wer aber sollte nach dem verschwinden der Niais-Schnuppe die Zügel ergreifen? Natürlich Mr. Thiers. Nachdem Louis Napoleon zum Präsidenten gewählt war, fragte er eines Tages den zwanzigbändigen Homer des Napoleonismus um Rath inbetreff des amtlichen Kostüms, welches der neugebackene Präsident schicklicher Weise tragen könnte. Sollte es die Uniform eines Generals der Nationalgarde, sollte es die eines Divisionsgenerals der Linie sein? „Weder diese noch jene“, gab Herr Thiers zur Antwort. „Frankreich sieht den Präsidenten der Republik für einen bürgerlichen Beam-

ten an. Demnach soll er einen bürgerlichen Anzug tragen. Sonst würde ja Ihr Nachfolger in der Präsidentschaft in Verlegenheit kommen.“ Das hieß nicht undeutlich sagen: Ihr Nachfolger werde ich sein und ich, der Leibkleine, obzwar geistgroße Adolphe Thiers kann doch nicht wohl eine Generalsuniform anthun.

Ausdrücklich bemerkte ich, daß dieses Hörtörchen aus bonapartistischer Quelle, also aus einem Fauchebehälter kommt. Aber der Agrikulturchemie zufolge enthalten ja auch solche Behälter nutzbare und ersprießliche Stoffe.

Gewiß ist, daß Mr. Thiers alles Ernstes sich darauf rüstete, der Nachfolger des Erwählten vom December 1848 zu werden. Zu diesem Zwecke mußte man vorderhand den Glauben an die Möglichkeit einer französischen Republik herabhängen und sich selber als Quasi-Republicaner aufspielen. Eines Tages im Jahre 1850 hatte Herr Thiers im Konferenzsalle der Kammer eine Unterredung mit dem Deputirten Benoit-Champy, welcher ihn um seine Meinung über den muthmaßlichen Ausgang der schwebenden Krisis gefragt hatte. Mr. Thiers setzte auseinander, daß Frankreich von Natur und Sitten

durchaus monarchisch sei. Doch sei es sehr fraglich, ob trotzdem die Monarchie wieder hergestellt werden könne. Von der bourbonischen wäre gar nicht zu sprechen. Die orleanische würde er, Thiers, persönlich willkommen heißen, ungeachtet der ihm von seiten derselben bezigten Undankbarkeit. Allein die Erinnerung an die groben Fehler, welche Louis Philipp gemacht hätte, ließen auch diese Restauration als unräthlich und unthunlich erscheinen. Bliebe demnach nur das Empire übrig; allein falls dieses sich auch wieder aufrichten ließe, so könnte es nur eine sehr kurzdauernde Parodie des ersten Kaiserreiches sein, nichts weiter. „Wohl“, sagte Herr Benoit-Champy, „da keine der drei Dynastien wirkliche Chancen hat, so schließen Sie daraus auf die Möglichkeit der Dauer einer Republik in unserem Lande?“ — „Vielleicht“, erwiderte Mr. Thiers, „geht Europa mehr oder weniger rasch republikanischen Einrichtungen entgegen und vielleicht wäre es angezeigt, daß wir uns zuerst damit befreundeten.“*)

*) Merruau: Souvenirs de l'hôtel de ville de Paris, 1875, p. 398.

Er trug Sorge, in dem parlamentarischen Kampfe, welchen er gegen den Prinz-Präsidenten anstrebte, diesen seinen republikanischen Anstrich bei jeder günstigen Gelegenheit sehen zu lassen. Er wählte, dem schon greifbar nahe herandrohenden zweiten Empire einen solchen Republikanismus, seinen Republikanismus als Abwehr entgegenstellen und sich zugleich als den unausweichlichen Zukunftspräsidenten signalisiren zu können. In einer sehr charakteristischen Kammerrede sagte er: „Nachdem ich mein Lebenlang ein Parteigänger der konstitutionellen Monarchie gewesen, muß ich heute gestehen, daß ich vielleicht in einem Irrthum befangen war. Denn es ist ja möglich, daß ihr Geschick die modernen Staaten nicht zur englischen, sondern zur amerikanischen Staatsform führt. Mein Land ist heute gesetzlich eine Republik. Unsere Pflicht ist also, derselben aufrichtig und ohne Hintergedanken zu dienen.“ Und gegen die Linke hingewendet fügte er hinzu: „Ihr wollt eine mehr demokratische Republik als ich? Ich mache euch daraus kein Verbrechen. Gesteht aber auch eurerseits zu, daß man ein Republikaner von anderem Schlag sein könne als von dem

eurigen und laßt mich auch sagen, daß, wenn es nur Republikaner von eurer Farbe gäbe, dies das Vertrauen Frankreichs auf die republikanische Staatsform schwächen könnte.“

Man sieht, Mr. Thiers mühte sich schon 1850, wie später (1871—72), mit Mondschein im Wasser ab, das heißt, mit Schaffung einer „konservativen Republik“ in Frankreich. Jedermann weiß, daß und wie am Frühmorgen vom 2. December 1851 seine Mühwaltung vorderhand in einer Zelle von Mazas endigte. Ueber alle die Böhhasen von legitimistischen und orleanistischen Verschwörern war ein Verschwörer vom Handwerk gekommen und hatte mit ihnen aufgeräumt. Mr. Thiers brauchte sich zunächst und für zwanzig Jahre keine Sorge zu machen, ob er als Präsident der Republik doch zum anthon einer Generalsuniform sich würde entschließen müssen. Der „Niais“ war jetzt thatsächlich Empereur, um es ein Jahr später auch dem Namen nach zu sein. Es hatte, wie die Sachen lagen, gar nicht anders kommen gekonnt. Die Bourboniker, Orleanisten, Jesuiten und Plutokraten der Nationalversammlung hatten ja in ihrer Stupidität

und Schlechtigkeit alles menschenmögliche gethan, das französische Volk oder, wie der neugeborene „Republikaner“ Thiers sich auszudrücken geruhte, „la vile multitude“ in das geschickt und kraftvoll ausgespannte Fanggarn des Bonapartismus zu treiben.

Erst dann, als die Herrlichkeit des Banditen-Empire vom 2. December schon bemerkbar sich umdunkelt hatte, erschien Mr. Thiers wieder auf der politischen Bühne. Hatte er inzwischen etwas gelernt? Nein. Er war der alte Chauvinist und Gloire-Zinkenist geblieben. Von einer Kenntnißnahme oder gar von einem Verständniß der großen, naturnothwendigen, unaufhaltsamen Veränderungen, welche sich in Deutschland und in Italien vollzogen, vollziehen mußten, keine Rede. „Mon pays“ — sonst nichts. Die anderen Völker kommen nur als Gloirefutter für Frankreich in Betracht. Mr. Thiers vor allen war es, welcher den Dampffessel der französischen Eitelkeit bis zum bersten heizte, aus welchem Dampffessel dann das „Rache für Sabowa!“ immer wüthender herauszischte. Aber, sagt ihr, Herr Thiers hat doch im Juli von 1870 im gesetzgebenden Körper bis zuletzt mannhaft gegen

den Krieg gestritten und gestimmt. Gewiß, so that er Aber warum? Weil die Kriegserklärung eine Frivolität, ein Frevel, eine Ruchlosigkeit war? Behüte! Nur darum, weil Mr. Thiers den wirklichen Zustand der französischen Armee weit besser kannte als die leichtfertigen, in Marschallsuniformen stecenden Lesboeufts und Komp. und weil er auch besser als diese Schwachköpfe wusste, daß die „promenade militaire à Berlin“ doch auf etliche Hindernisse stoßen dürfte. Mit einem Worte, Mr. Thiers wollte den Krieg nicht, weil er am Siege zweifelte. Das hat er selbst gesagt. Was er aber nicht sagte, war, daß er einen noch viel stärkeren Grund hatte, den Krieg nicht zu wollen. Da er nämlich doch immer wieder Stockfranzos genug war, um an das Dogma von der Unbesieglichkeit Frankreichs zu glauben, so fürchtete er, daß der Krieg, wenn zu einem glücklichen Ende geführt, dem Empire neue Lebenskraft verleihen und die Stellung vom angeblichen Neffen des Onkels befestigen würde, welchen Neffen zu verabscheuen er ja vollauf berechtigt war, seitdem ihm derselbe die Bekanntschaft mit dem Inneren

eines Zellenwagens und eines Cabinetts in Mazas verschafft hatte.

Während der Krisis vom 4. September 1870 tauchte Mr. Thiers unter, wie wir ihn am 24. Februar von 1848 untertauchen gesehen haben. Für den Trubel solcher Tage war seine ganze Persönlichkeit nicht gemacht. Nun aber ging ihm die Glanzperiode seines Lebens auf. Denn mit dem Sturze des Empire kam eine Zeit, in welcher er als ein rechter Patriot sich erweisen konnte und wirklich als ein solcher sich erwiesen hat. Und er war jetzt ein Greis, er stand in einem Alter, wo der Mensch — ich meine den arbeitenden und nur ein solcher verdient, Mensch zu heißen — wohlbegründeten Anspruch auf Ruhe hat. Die Anstrengungen, welche der Greis Thiers mit seltener Geistesfrische für die Rettung seines Vaterlandes machte, sind daher, zuvörderst rein vom physischen Gesichtspunkt aus angesehen, schon aller Ehren werth. Es mag ja sein, daß seine Eitelkeit ihm die chimärische Hoffnung vorspiegelte, er, Adolphe Thiers, würde im Stande sein, den einen oder den andern oder am Ende gar alle die Höfe von London, Petersburg, Wien und

Florenz, an welche er sich im Auftrage des „Gouvernement de la défense nationale“ im September und Oktober von 1870 begab, zum handelnden Eintreten für Frankreich zu bestimmen. Allein er hat immerhin die mühsällige Aufgabe dieser traurigen Botschaftsreise mit löblichstem Eifer zu lösen gesucht.

Nach seiner Rückkehr von dieser vergeblichen Fahrt betheiligte er sich ebenso eifrig an den zu Ende Octobers versuchten Waffenstillstandsverhandlungen, obzwar bekanntlich ebenfalls resultatlos. Dabei war nun freilich wunderbar, daß er die Verlehrtheit und Nutzlosigkeit der Kriegführung Gambetta's, welcher à la Carnot „den Sieg zu organisiren“ sich vermaß, aber nur Lügen, Pralereien und Niederlagen zu organisiren vermochte und welchen Thiers ganz richtig als einen „fou furieux“ bezeichnete, vollständig durchschaute und ihrem wahren Werthe nach taxirte, aber trotzdem die Sachlage keineswegs für eine verzweifelte ansah.*) Auch er, obgleich unbedingt unter den leben-

*) Beides bezeugt uns Jules Favre: („Gouv. d. l. déf. nat.“ I, 319): „Mr. Thiers ne croyait pas à l'efficacité des efforts de la délégation de Tours et blâmait éner-

den Franzosen der Klügste, vermochte sich in die That-
sache des Besiegtheins Frankreichs noch nicht zu finden.

Nach den furchtbaren Niederlagen, welche der
Winterfeldzug brachte, und nach dem Falle von Paris
musste er sich wohl oder übel darein finden. Es blieb
jetzt schlechterdings nichts anderes übrig, als die Kon-
klusionen der Prämissen Wörth, Forbach, Metz, Sedan,
Orleans, Le Mans, St.- Quentin, Velfort und Paris
anzuerkennen und anzunehmen. Frankreich rief in
seiner tiefsten Noth nach Adolphe Thiers als nach
einem Retter, ja geradezu als nach einem Heiland.
Nabezu dreißig Wahlkreise sandten ihn nach Bourbeaux
in die Nationalversammlung und diese bestellte ihn
zum thatsächlichen Diktator Frankreichs.

Eine schneidigere Ironie der Nemesis hat es wohl
nie gegeben, als dieses testimonium paupertatis ge-
wesen ist, welches die „grande nation“ sich selber
ausstellte. Durch den Napoleonismus ins schrecklichste
Unglück, in unerhörte Schmach gestürzt, wusste Frank-

quement l'influence qui y dominait. La position cepen-
dant ne lui paraissait pas désespérée.“

reich keinen bessern Nothhelfer zu finden als den Homer des Napoleonismus, als gerade den Mann, welcher den unseligen Gloire-Götzendienst mit allem Zauber seines Talents genährt und verbreitet hatte. Würden die Franzosen verständig, ehrlich und aufrichtig genug gewesen sein, den wirklichen und wahrhaften Endursachen ihres tiefen Falles nachzuforschen, sie würden in demselben Herrn Thiers, welchen sie jetzt als ihren Heiland beriefen, eine dieser Endursachen und wahrlich keine der kleinsten erkannt haben.

Die Sache hatte jedoch auch eine hellere Seite, eine hellste. Diese war, daß die Berufung von Mr. Thiers an die Spitze des Staates einen der schönsten Züge des französischen Nationalcharakters offenbar machte: den Respekt vor dem Geiste, die huldigende Anerkennung des Talentes und Verdienstes.

Am Eingange dieses Aufsatzes hatte ich leider Veranlassung, über die jämmerliche Nachäffung von allerhand französischem in Deutschland zu schelten. Wohl, hier nun habe ich Gelegenheit, meine mehr oder weniger lieben Landsleute auf etwas französisches aufmerksam zu machen, was allerdings nachgeahmt zu

werden verdiente. Zu der Art und Weise, womit die Franzosen Männer, welche die Wissenschaft, Literatur und Kunst ihres Landes zieren, hochhalten, ehren und belohnen, stehen der Kaltsinn und die Knorzerei — nur dieses schweizerische Wort drückt den gemeinten Grad von Schäbigkeit aus — womit die Deutschen ihre wissenschaftlichen, literarischen und künstlerischen Notabilitäten betrachten und behandeln, im demüthigendsten Gegensatze. Die deutsche Selbstgefälligkeit kann nicht müde werden, sich für das auserwählte Volk des Idealismus zu halten und auszugeben; in Wirklichkeit aber benimmt sich kein anderes civilisirtes Volk den idealen Interessen gegenüber so theilnahmelos, so schäbig, so knorzig. Für seine ewige Wirthshausbummelei hat der Deutsche und vollends der Süddeutsche immer Geld, aber für literarische und künstlerische Zwecke sehr selten, wenn überhaupt jemals. Bücher kaufen? Bah, wofür wären denn die Leihbibliotheken da? Deutsche Damen, welche jährlich hundert Thaler oder mehr für Handschuhe ausgeben, schämen sich nicht, fettige, schmierige Leihbibliotheksbände sommerlich mit an die Bad- und Kurorte zu

schleppen. Pfui! In England und in Frankreich sieht es jeder halbwegs bemittelte Mann von Bildung für selbstverständlich an, neue Bücher von irgendwelcher allgemeinen Bedeutung zu kaufen, in Deutschland begnügen sich selbst die Reichen und Reichsten mit einem Leihbibliothekabonnement. In Rußland, in Ungarn hält jeder Bemittelte das Bücherkaufen für eine Ehrenpflicht. Das kleine Dänemark that und thut für seine Literatur und Kunst verhältnißmäßig zehnmal mehr als das große Deutschland, welches für seine führenden, leitenden und lehrenden Geister genug gethan zu haben glaubt, wenn es ihnen, so sie gestorben, etwann eine schäbige Denktafel stiftet oder eine mit Ach und Krach zusammengebettelte Statue setzt. Seht euch mal an, wie man in Paris einen Delaroche oder Auber und in London einen Dickens oder Thackeray zu Grabe geleitet, und vergleicht damit, wie unsere Dichter, Denker und Künstler bestattet werden, und ihr werdet merken, wo der Kultus des Genius daheim. Vergleicht auch, mehr oder weniger liebe Landsleute, die Stellung der Autoren und Künstler von Ruf und Namen in England und Frankreich mit der Stellung

der entsprechenden geistigen Rangklasse in Deutschland, und dann laßt es, ich bitt' euch, fernerweit bleiben, euch in die Brust zu werfen und pharisäisch zu sagen: „Wir sind das Volk des Idealismus, wir!“ Ei, ja wohl! Gestern hörte ich in den „Jahrbüchern für die deutsche Armee und Marine“ einen dunkeln E—hrenmann erboßt schreien, es sei ein Scandal, daß der Lessing berühmter sei als der Gessler, nicht der mythische Landvogt des Namens, sondern irgendein obsturer preussischer General. Wäre ein Franzose, so er diesen Ausfluß des berühmten deutschen Idealismus zu Gesichte bekäme, nicht vollauf berechtigt, von „deutschen Barbaren“ zu sprechen? Wo wäre jemals einem Franzosen die kolossale Abgeschmacktheit zugestossen, irgendeinen General, selbst einen Turenne, über den Voltaire zu setzen? Ach, es scheint ein für allemal in der Schwäche der Menschennatur begründet zu sein, daß Individuen und Völker unendlich viel lieber und leichter das Dumme und Schlechte von einander lernen und annehmen als das Vernünftige und Gute. Ihren socialistischen Unsinn, ihre kommunistische Brutalität, den Kulturhaß, die Wuth gegen

alles Ideale und Geniale, die Forderung der Herabdrückung aller Intelligenz auf das Gleichheitsmaß allgemeiner Mittelmäßigkeit, die Organisation der Arbeitsscheu und die Predigt zügelloser Genüßgier — diese ganze freche Botschaft des Unverstandes und der Überlichkeit haben deutsche Narren und Gauner französischen Gaunern und Narren eilends abgelernt. Von der Arbeitsamkeit, Sparsamkeit und Nüchternheit dagegen, welche dem französischen Kleinbürgerthum und der französischen Bauerschaft eigen sind, will man in den Konventikeln der deutschen Kommunisten schlechterdings nichts wissen

Erwägt man die Umstände, unter welchen Mr. Thiers als „Chef der Exekutivgewalt der französischen Republik“ zu Versailles mit Bismarck über den Frieden verhandeln mußte, so wird man der Geschicklichkeit und Ausdauer des schwerbebürdeten Greises alle Achtung und Ehre widerfahren lassen. Er hat herausgeschlagen, was menschenmöglich war. Er erlangte die Nichtbesetzung von Paris durch die Deutschen und die Wiederherausgabe von Belfort, zwei Zugeständnisse, die, deutsch angesehen und alle

Sophismen, welche berliner Hofftribenten dafür vorgebracht haben, beiseite gethan, zwei große Fehler gewesen sind, geradezu zwei saftige deutsche Dummheiten, die zum Theil schon jetzt sich gerächt haben und früher oder später noch mehr sich rächen werden.

Allzeit hatte Mr. Thiers nach den „natürlichen Gränzen“ Frankreichs geschrieen, wie französische Unwissenheit und Anmaßung sich dieselben einbildete. Jetzt musste er in Frankreichs Namen einen Friedensvertrag unterzeichnen, kraft dessen Deutschland seine in Wahrheit und Wirklichkeit natürlichen Gränzen zurücknahm, alte Reichsgebiete, die keineswegs mittels ehrlichen Krieges und Sieges, sondern nur mittels von verrätherischen Pfaffen eingefädelter Ränke und brutaler Lücke vordem uns gestohlen worden waren. Gewiß war das ein Augenblick unsäglicher Bitterkeit und beklemmendsten Schmerzes für den Unterzeichner des versailer Traktats, aber es muß gesagt werden, daß es auch eine Stunde der Vergeltung für den Gloire-Zinkenisten war, welcher die Rechte anderer Völker für nichts geachtet und seine Landsleute so lange in ihrem Größenwahn gestärkt und gesteißt

hatte. Man würde auch einen lächerlichen Irrthum begehen, so man glaubte, Herr Thiers hätte die Anschauungen, von welchen er sein Lebenlang ausgegangen, nach den Erfahrungen von 1870—71 aufgegeben. Er ist natürlich zu gescheid, jetzt den Chauvinisten sehen und hören zu lassen; aber zu jeder Stunde würde er mit höchster Lust zur „Revanche“ blasen, wenn nur das blasen thunlich wäre und flecte.

Gewiß durfte Thiers nach Leerung des versailer Friedenskelches meinen, ein zweites mit solcher Bitterniß gefülltes Gefäß existirte nimmer auf Erden. Er täuschte sich. Er sollte erfahren, daß es unter seinen Landsleuten Bestien gäbe, welche willig und bereit, alles, was zu allen Zeiten für heilig gegolten unter Menschen, höhnlachend unter die Füße zu treten, Bestien, die angesichts des siegreichen fremden Feindes die Fahne des Bürgerkrieges erhoben. Das Scheusal der Kommune-Revolve barst los, um das schwärzeste Blatt in das Buch der Geschichte Frankreichs einzufügen. Voltaire's „Tiger-Affe“ machte wieder einmal seine rasendsten Sprünge. Hüben und drüben. Demut dem wüthen der kommunistischen Mordbrenner-

bande entsprach wie ein verzehnfachtes, wie ein ver-
hundertfachtes Echo das wüthen der endlich siegreichen
Regierungsstruppen. Mit einer anschauernden Kälte
der Grausamkeit nutzten hier Franzosen ihren Sieg
über Franzosen aus und säeten eine Blutsaat, welche
früher oder später aufgehen muß und wird.

Ob Mr. Thiers diese Rachegräuel hätte verhindern
können? Ob er es gewollt? Ich vermag diese Fragen
weder zu bejahen noch zu verneinen. Aber sicher ist,
daß von einer bezüglichen Bemühung nichts merkbar
geworden. Und doch wäre es dem Diktator von Frank-
reich wohl angestanden, der Rachefurie entgegen-
zutreten, gerade darum doppelt wohl angestanden,
weil ihm die Kommunisten mittels Zerstörung seines
Hauses einen so ehrenden Beweis ihres wilden Hasses
gegeben hatten. Hier wurde doch wieder recht offen-
bar, daß der Wuchs von Mr. Thiers die Linie der
Großmannheit nicht erreicht.

Was dagegen Blicksicherheit und Handfertigkeit
in großen Geschäften, was Arbeitskraft und Findig-
keit, was persönlicher Kredit und sachmännisch geschulte
Finanzkunst zu leisten vermögen, das hat Thiers in

der Abwicklung des Riesentnäuels von Arbeit, welche ihm der Krieg hinterlassen hatte und die Durchführung des Friedensschlusses aufzub, reblich geleistet, so geleistet, daß nur Unwissenheit und Bosheit ihm seinen Anspruch auf dauernden Ruhm bestreiten könnten.

Den schuldigen Dank hat ihm, wie jedermann weiß, Frankreich durch den Mund der Nationalversammlung am 24. Mai von 1873 bezahlt — jenen Dank, wie ihn eben Menschen und Völker von altersher zu entrichten pflegen. Der greise Staatsmann fühlte sich nachgerade ganz behaglich auf seinem kuru- lischen Sessel, fand, es sei gar nicht so übel, Präsident einer Republik zu sein, und war demnach ein sogenannter „Vernunftrepublikaner“ geworden. Er hat nicht wie sein Nachfolger gesagt: „J'y suis et j'y reste“ — aber gedacht hat er es sicherlich. Auch könnte ja nur der Unverstand verneinen wollen, daß es klug, ehrenhaft und patriotisch gewesen wäre, die Zügel der Regierung in den Händen von Mr. Thiers zu lassen. Allein im Rathe der Mehrheit des Parlaments, zusammengeleimt aus stupiden Bourbonikern, herrschgierigen Jesuiten und ränkelnden Orleanisten,

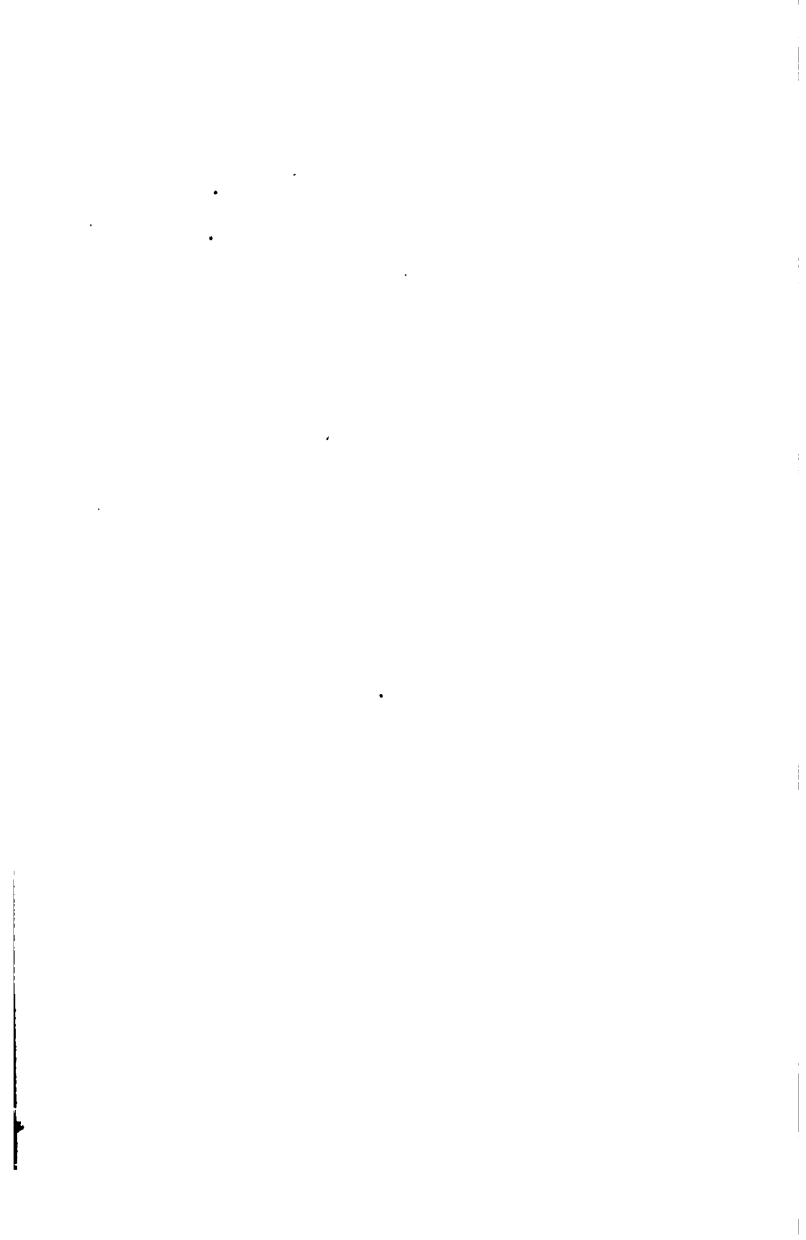
war es anders beschlossen und selbstverständlich trugen Dummheit und Schlechtigkeit über Vernunft und Zweckdienlichkeit den Sieg davon.

Die Art seines Sturzes erniedrigt nicht, sondern erhöht ganz entschieden die Stellung, welche Herr Thiers in der Geschichte seines Landes zukommt. War aber seine Rolle mit dem 24. Mai von 1873 ausgespielt? Wer weiß es? Ich hatte im Spätsommer desselben Jahres in Interlaken Gelegenheit, den alten kleinen, aber rüstig sich bewegenden Herrn wiederholt zu beobachten, und er schien mir nichts weniger als resignirt auszusehen. Der Mann ist zäh und in Frankreich ist alles möglich. Wir Deutschen aber haben keinen Grund, Mr. Thiers zu bewundern und zu lieben, achten jedoch sollen wir an ihm, was wirklich achtungswerth.

Sealsfield-Postl.

Ist dies die Auflösung des Räthfels? —
Nur eine theilweise.

Ringer.



1.

Das Büchlein, welches mich zu diesem Aufsatz veranlaßt*), hat die Erinnerung an meine erste Bekanntschaft mit den sealsfield'schen Schriften wieder lebhaft in mir wachgerufen. Ich war damals ein junger Mensch, nahe dabei, vom Gymnasiasten zum Studenten mich hinüberzumausern, und machte im Sommer 1834 in dem am Fuße des Hohen Rhonen gelegenen Schweizerdörfchen Hütten eine Molkentur. Eines schönen Morgens hatte mich mein Molkensverdauungsgang an den kleinen hüttener See hinabgeführt und der Fürwitz stach mich, den zu einem unfern vom Ufer gelegenen Bauernhause gehörigen „Weidling“ (Nachen) von seinem Pflocke zu lösen und mich auf die von den präch-

*) Charles Sealsfield. Biographisch-literarisches Charakterbild. Von Dr. Leo Smolle. Wien 1875, A. Hölder.

tigsten „Seerosen“ bedeckte Wasserfläche hinauszurudern. Ich glaube gar, es geschah in der Absicht, aus besagten Rosen einen Kranz zu winden für eine arme, schwerkranke, aber liebenswürdige Wittfurgästin, welche ich mit der ganzen Schwärmerei — scilicet „Jugendeselei“ — eines blöden Jungen verehrte. Natürlich im stillen, im stillsten. Der Weibling war zu jener Zeit das einzige Boot auf dem kleinen See, und zwar ein so verrottetes, daß nur ein siebzehnjähriger Leichtfynn so einem Dinge seine Gliedmaßen anvertrauen mochte. Zu „fahren“ hatte ich drunten auf dem Zürichsee schon gelernt, aber was half mir das, als mir mitten auf dem stillen Wasser das einzige Ruder entzweibrach? Da lag ich nun wie festgenagelt, über mir die brennende Julisonne, rings unter mir das schwärzliche, keineswegs einladende Wasser, welches gar nicht so ausah, als wär' es „wohlig auf dem Grund“. Luft und Wasser regungslos, als wäre die Windstille extra bestellt. Eine niederträchtige Situation, vollends mit fünf Schoppen Molke im Leibe. Das schlimmste wußte ich glücklicher Weise nicht: nämlich, daß eine erkleckliche Anzahl von Kurgästen beiderlei Geschlechtes

— die Stillverehrte darunter — mit dem Tubus des Pfarrherrn von Hütten — er hieß Wolf und las mir ein Praktikum de arte fumandi — von der Höhe herab auf mich vigilirte und meinen Schaden mit dem sprichwörtlichen Spotte glossirte.

Damals kannte ich den Spinoza noch nicht und war mir demnach auch unbekannt, daß Resignation die Quintessenz menschlicher Weisheit ist. Trotzdem resignirte ich mich, weil ich musste, setzte mich auf das Brett, welches in der Mitte des Nachens die beiden Seitenwände verband und zog ein Buch aus der Tasche, welches mir mein guter Bruder, der großmüthige Beschützer meiner Jugend, tags zuvor gegeben hatte.

Das war „Der Legitime und die Republikaner“, vor Jahresfrist (1833) in Zürich anonym erschienen.

Ich hatte das Buch noch nicht geöffnet und that es jetzt missmuthig genug. Aber schon nach den ersten Seiten nahm mich die Lesung so in Beschlag, daß ich den alten Kasten von Weidling, das zerbrochene Ruder, den See mit seinen Rosen, die Hitze und Windstille, item auch die Stillverehrte vergaß und Kapitel

nach Kapitel verschlang, bis mich ein verdächtiges Gefühl von Nässe und Kälte an den Füßen aus den Prairien Georgiens und den Palmettowäldern Louisianas wieder auf den See von Hütten zurückrief. Ich saß bis an die Knöchel in dem Wasser, welches das halblecke Boot gezogen; aber aufspringend gewahrte ich zugleich, daß der alte Kasten derweil unmerklich ans Ufer geglitten war, das heißt in ein Schilfröhricht hinein. Meiner Erlösung froh, sprang ich landwärts, wadete, den Weidling seinem Schicksal überlassend, durch den Sumpf, der mir stellenweise bis über die Kniee reichte, eilte das Hügelgehänge hinan, vermied den Dorfweg und schlängelte mich durch die Hintertüre der „Krone“, allwo im Stübchen hinter der Küche die gute alte Frau Bär, unsere Wirthin, mich mit großer Lamento empfing . . .

Sieben Jahre später war ich so glücklich, den Verfasser des Buches vom Legitimen und von den Republikanern persönlich kennen zu lernen. Ich sage „so glücklich“, denn ich befand mich dazumal im Stadium der Bewunderung und Verehrung, wie ein solches die jungen Leute von heutzutage in der Regel nicht mehr

kennen, und es that mir ordentlich wohl, mit Charles Sealsfield bei Tische sitzen und nach Tische den Kaffee der Verdaulichkeit schlürfen und den Stimmstengel der Beschaulichkeit rauchen zu können.

Das geschah im Gasthaus „Zum Hirschen“ beim alten Wigig in Feuerthalen, von wo die Rheinbrücke nach Schaffhausen hinüberführt. In dieser Stadt hatte ich in den Jahren 1840—43 häufig zu thun, und von Winterthur hergekommen, pflegte ich mich selber und meinen Gaul im „Hirschen“ unterzubringen. Dasselbst hauste zu jener Zeit Sealsfield, dessen Schriften ich natürlich mit höchster Theilnahme gelesen hatte. Der Schleier seiner Anonymität war bereits gelüftet, nicht aber der seiner Pseudonymität. Er galt allgemein für einen Amerikaner von Geburt, für einen Yankee wohlverstanden! und er that nicht nur nichts, diese Meinung zu zerstören, sondern im Gegentheil alles, um dieselbe aufrechtzuhalten. Er war mit mir recht artig, was ich dem Umstande verdankte, daß er früher in Zürich meinen Bruder gekannt hatte. Einmal stiegen wir mitammen durch den Koblfirstwald zu dem Dörfchen Wildisbuch hinauf, wo die Heldin meines Buches

„Die Gekreuzigte“ gelebt hat und ans Kreuz genagelt worden ist. Die furchtbare Geschichte der armen Margarethe Peter beschäftigte mich schon damals lebhaft. Ich erzählte sie meinem Begleiter und er sagte dann: „Darüber wäre ein Buch zu schreiben.“ Ich riskirte die Antwort: Das sollten Sie thun. — „Ich?“ entgegnete er. „Bah, ich habe die Feder ausgespritzt. Maintenant, c'est fini.“

Er liebte es, wie in seine Schrift, so auch in seine Rede englische und französische Sätze zu streuen und zwar, wie ich mich deutlich erinnere, in die Rede mehr französische als englische.

Uebrigens war der Mann weder lieblich anzusehen, noch durfte seinem gebaren im allgemeinen das Epitheton liebenswürdig zuerkannt werden. Er konnte sogar mitunter so unliebenswürdig sein, daß ihm gleich unliebenswürdiges begegnete, wie z. B. jene Ohrfeige, welche ihm zu Feuerthalen der Doktor Schiel ausshändigte, ein daselbst sitzen gebliebener deutscher Flüchtling von der dreißiger Generation, und welche Ohrfeige, wenn mir recht ist, seitens des damit Beschenkten

den Wegzug aus dem „Hirschen“ und nach Schaffhausen zur Folge hatte.

Ich habe eine gute Photographie von Sealsfield vor mir liegen, welche während seiner letzten Lebenszeit in Solothurn aufgenommen wurde. Da sieht er auf und eben aus wie ein in den Ruhestand getretener württembergischer „Oberzoller“ oder wie ein emeritirter bairischer Landrichter. Zur Zeit, als ich ihn kannte, war er nicht gerade viel schöner. Die gelbe Gesichtsfarbe, die Platschnase, der große Mund mit dem akkurat wie eine pensionirte Zahnbürste sich darstellenden Schnurrbart darüber — das alles konnte viel hübscher sein, als es war. Die kleinen tiefliegenden Augen blickten mehr lauernd als frank und frei. Was aber die Ohren betraf, so haben ihresgleichen gewiß selten an einem civilisirten Menschenschädel gestanden: sie schlugen entschieden ins elephantishe Fach. Nur der Bau der Stirne, hoch, breit, massiv, gab diesem Kopf einen Ausdruck, welcher über das Ordinäre hinausging, und die zwei Furchen zwischen den Brauen verliehen in Verbindung mit der ironischen Niederkrümmung der Mundwinkel der ganzen Physionomie

etwas, was dem aufmerksamen Betrachter sagte, daß er keinen gewöhnlichen Menschen vor sich hätte.

Das wiederholte Zusammensein mit Sealsfield hatte mir die Ueberzeugung gegeben, daß er kein geborener Amerikaner, wie sehr er auch mit seinem Amerikanerthum und mit seinen Amerikanismen dickthat. Ja, ich war vollständig überzeugt, daß er kein Yankee, sondern ein Deutscher und zwar ein Oesterreicher. Das ließ ich i. J. 1844 in Stuttgart drucken. Natürlich machte mich dafür einer jener Kritikerlaken, welche in der deutschen Literatur herumschwirren und von denen beim Heine geschrieben steht:

„In dem großen Viehstall Gottes,
Den wir Erde nennen, findet
Jedliches Geschöpf die Krippe“ —

fürchterlich herunter. Wie ich mir einfallen lassen könnte, diesen „Stoßangloamerikaner“ für einen Deutschen zu halten, und vollends für einen österreichischen Deutschen! Ich müßte keins seiner Bücher gelesen haben! Und was dergleichen Liebenswürdigkeiten mehr waren . . .

Da ich im Herbst von 1843 die Schweiz verließ

und erst sechs Jahre später für immer in dieses Land zurückkehrte, waren und blieben meine persönlichen Beziehungen zu Sealsfield unterbrochen. Ich hab' ihn nicht wiedergesehen. Als ich im Sommer von 1865 zum erstenmal zur Sommerfrische auf den prächtigen Weissenstein ob Solothurn gekommen war, zeigte mir auf mein befragen der Wirth, Herr Schwind, mittels des Fernrohrs drunten in der Tiefe, rechts vom Walde der „Eremitage“, das kleine „in der Steingrube“ gelegene Haus „Unter den Tannen“, in welchem Sealsfield zuletzt gelebt, so zu sagen geeinsiedlert hatte und wo er ein Jahr zuvor gestorben war.

Etliche Wochen später, als ich, vom Weissenstein herabgestiegen, die schattige Kluft der Eremitage durchwanderte, besuchte ich den am Eingange zu derselben gelegenen Friedhof von Sankt-Nikolaus. Dort hatte der unstäte Wanderer, welcher zwei Erdtheile durchstrichen, seine bleibende Heimstätte gefunden und jene Ruhe, welche, wie der arme Waiblinger bei der Pyramide des Cestius in Rom empfand und bezeugte, „das beste ist von allem Glück der Welt“.

Wie bei Staatsmännern, so hängt auch bei Autoren viel, wenn nicht alles, davon ab, daß sie zur rechten Zeit kommen.

Sealsfield kam zur rechten Zeit. Er trat in die deutsche Literatur ein gerade dann, wann diese eines Schriftstellers bedurfte, um sie aufzufrischen und ihr neue Wege zu weisen.

Die ganz offenbar vom Byronismus ausgegangene und von der französischen Neu-Romantik stark beeinflusste Literaturtendenz der letzten zwanziger und der ersten dreißiger Jahre war verwittert und verbraucht. Das junge „Deutschland“ war so rasch alt geworden, daß sich begründeter Zweifel erhob, ob es überhaupt jemals jung gewesen sei. Man hatte es satt bekommen, kleine Staarmake von ihren „großen zerrissenen

Herzen“ piepen zu lassen: man war es müde, die byron'schen Donner auf Guitarren und Maultrommeln nachahmen zu hören. Der Weltschmerz war nachgerade auf dem literarischen Markt zu einer „ungefragten“ Waare und die Zerrissenheit zu einer Buchladenhüterin geworden. Da kam ein Unbekannter und Ungenannter daher und gab in rascher Aufeinanderfolge eine Reihe von novellistischen Schildereien, welche auf die ohnehin sattfam europamüden deutschen Leserseelen mit dem ganzen Zauber amerikanischer Jugendfrische wirkten. Er erwies sich um so mächtiger, dieser Zauber, als damals die Kenntniß transatlantischer Zustände bei uns verhältnißmäßig noch sehr gering war und wir demnach nicht wußten, wie viel greisenhaftes (in des Wortes schlimmstem Sinne) der amerikanischen Jugendfrische in Wahrheit und Wirklichkeit alleweile schon beigemischt sei. Es wäre gewiß von Interesse gewesen, damals, als Sealsfield mit seinem ersten Werke hervortrat, die Briefe damit zusammenzuhalten, welche genau zur selben Zeit der Landsmann des Verfassers, der arme Venau-Niembsch, aus Nordamerika herüberschrieb,

z. B. den vom März 1833 datirten Brief an Emilie Reinbeck, worin es hieß: „Die Natur ist hier entsetzlich matt. Hier gibt es keine Nachtigall, überhaupt keine wahren Singvögel. Der Natur wird es hier nie so wohl ums Herz oder so weh, daß sie singen müßte. Sie hat kein Gemüth und keine Phantasie und kann darum ihren Geschöpfen auch nichts dergleichen geben. Es ist was recht trauriges, diese ausgebrannten Menschen zu sehen in ihren ausgebrannten Wäldern.“ Es ließe sich eine hübsche Vergleichung anstellen zwischen der Auffassung der Natur Amerikas und der Amerikaner durch den Idealisten Lenau und der Darstellung transatlantischen Natur- und Menschenlebens durch den Realisten Sealsfield. Doch nein, die Parallele könnte keine hübsche sein, weil sie auf schiefer Basis ruhen würde. Lenau hat ja nur einen Theil der Vereinigten Staaten gesehen und zwar den nördlichen, Sealsfield dagegen bewegt sich mit seinen Anschauungen und Schilderungen vorzugsweise auf südstaatlichem Gebiete, von wo er auch noch weiter südwärts, in die Tropenzone hineinschweift. Ganz in Ordnung also, daß sich Amerika in Sealsfields

Schriften ganz anders darstellt als in Lenaus Gedichten und Briefen. Ein heißblütiger und stolzer „Southron“ verhält sich zu einem kalkulirenden und psalmodirenden „Yankee“ genau so, wie sich die Natur Louisiana's zu der von Massachusetts verhält. Die Yankees und das Yankeethum betrachtet und behandelt übrigens auch Sealsfield mit ganz entschiedener Abneigung und man weiß, daß während des großen amerikanischen Bürgerkrieges zwar nicht sein Kopf, aber sein Herz mit den Southrons gegen die Yankees ging. Ueberall aber nimmt er für Amerika und gegen Europa Partei. Von Deutschland insbesondere spricht er meist nur mit einem aus Mitleid und Verachtung gemischten Gefühl und, die Wahrheit zu sagen, wie anders hätte denn ein Mann von Herz und Verstand über die deutschen Zustände, wie sie in den zwanziger und dreißiger Jahren gewesen sind, reden sollen? Man erinnere sich nur, wie Ludwig Börne geredet hat, und doch wird kein wissender und gerechter Mann anstehen, zu erklären, daß Börne das so bitter getadelte und satirisirte Deutschland mit einer Liebe liebte, zu welcher die Vaterlandsliebe gar vieler deutschen

Patrioten von heutzutage, gar vieler dieser Patrioten von hoher obrigkeitlicher Bewilligung wegen ungefähr so sich verhält wie ein Maulwurfshügel zum Hohenstaufen.

Sealsfield hat sich das boshafte Vergnügen nicht versagt, in einem seiner Bücher („Süden und Norden“) in der Person des Herrn Bohne, einem Mischmasch von Enthusiasten und Philister, das Deutschtum zu karikiren: — „Herr Bohne war trotz Lässigkeit in seiner Toilette und altdeutschen Wammsrockes ein lieber, trefflicher Mensch — ein wahres bon enfant, aber deutsch durch und durch und ganz mit der echt-deutschen Schwachheit behaftet, überall Polizei und Behörden zu bedürfen. Das Kommandowort zum dreinschlagen gegeben, würde er ohne Zweifel wie ein tapferer Preuße dreingeschlagen haben, aber ohne von hohen Rippen gegebene Permission zu diesem dreinschlagen konnte ihn jede Squaw mit ihrem Besenstiele meistern. Er würde richtig zuerst nach der Polizei gerufen haben. Ohne Polizei konnte er weder Schritt noch Tritt thun; seine Hauptklage gegen unser Land war, daß da keine Polizei vorhanden, was um so seltsamer Klang, als er sonst, muthig, liberal, ja selbst

erkledlich revolutionär, von eben der Polizei hart mitgenommen, sie wie die Todsünde hasste." Aber plötzlich läßt Sealsfield den guten Bohne mit einem Ruck die karikaturische Lächerlichkeit abschütteln und läßt den deutschen Flüchtling seinen amerikanischen Reisegefährten gegenüber in die Worte ausbrechen: „Ihr kennt mein Volk nicht, kennt es nicht! Es ist das beste!" und wieder: „. . . . Ach, ihr Herren kennt nicht den Schmerz eines Deutschen, den Gram und Grimm, den Neid und die Zerrissenheit, die er überall mit sich herumträgt. Ach, Gentlemen, wir sind die erste Nation, die größte der Erde, die Stammnation Englands, eures Amerika und—" — „Veraltet für jetzt" — fällt einer der Begleiter Bohnes ein, das heißt Sealsfield selbst — „werdet euch aber wieder verjüngen, glaubt es mir. Es liegt in euch Deutschen eine Zähigkeit und Dehnbarkeit und wieder eine Schwungkraft und Elasticität, die tausend Jahre und hunderttausend Tyrannen nicht erdrücken können; aber Männer müßt ihr werden, schaffen, arbeiten, nicht phantasiren, tisteln, träumen! Lernt euch und euer Volk kennen und ihr habt den Hauptschritt zur Freiheit gethan."

Sprach hier nicht ein guter Deutscher? Und haben nicht tausende von Deutschen wiederum während der trostlosen fünfziger Jahre in der Fremde wie Herr Bohne gefühlt und gedacht?

Sealsfields nationalliterarische Bedeutung ist, mittels der Ausichten und Einblicke, welche er uns in die transatlantische Welt eröffnete, den dichterischen Horizont der Deutschen um ein beträchtliches erweitert zu haben. Er that nach Westen hin, was Rückert nach Osten hin gethan hat. Mit Sealsfields Novellistik wirkte dann höchst glücklich Freiligraths lyrische Malerei zusammen, um eine gesund realistische Anschauung und Stimmung in unsere durch den Byronismus versengte und ausgehöhlte Literatur zurückzuführen. Das hieß ihr einen großen Dienst leisten, der bis zur Stunde heilsam nachwirkt.

Aber die Bedeutung Sealsfields ist damit noch nicht erschöpft. Er hat sich ja in unserer Literatur eine eigenthümliche und bleibende Stellung geschaffen. Denn er ist unser dichterischer Völkerpsycholog und Rassencharakteristiker par excellence. Es gibt auf dem ganzen Gebiete der Weltliteratur meines Erach-

tens nur noch einen Poeten, der ihm hierin an die Seite zu stellen wäre, jener Engländer Trelawney, der abenteuerliche Freund Byrons, welcher in seiner Memoirennovelle „Adventures of a younger son“ ein Buch verfasst hat, wie es alle paar hundert Jahre einmal geschrieben wird.

Eine Art von Unikum ist es auch, daß Sealsfields Erstling — sofern man den Roman „Der Legitime und die Republikaner“ als solchen bezeichnen will — sein formvollendetstes Werk war und blieb. Der Grund liegt nahe. Hier hatte unser Autor nach ihm vorliegenden Mustern gearbeitet, nach Scott und Cooper. Nach dem Vorgange dieser beiden hatte er auf die Komposition seines Romans, auf die Anlage und Ausgestaltung der Fabel einen Fleiß gewandt, welchen er später, als er seine eigene Form oder, richtiger gesprochen, seine eigene sealsfield'sche Formlosigkeit gefunden, verachten zu dürfen glaubte. Uebrigens sprengte doch auch schon im genannten Erstling die Eigenart Sealsfields den scott-cooper'schen Rahmen. Es war in dem ganzen Wurf der Erzählung eine wilde Kraft und Größe, welche den Leser höchst erfrischend

überraschte. Auch wurde das Buch von einem bedeutenden kulturgeschichtlichen Gedanken getragen: in dichterischer Ausführung desselben zeigte es die historische Nothwendigkeit der Vernichtung der rothen Rasse durch die weiße auf — jene repräsentirt durch den Indianersachem Tockah, den legitimen Herrn des Grundes und Bodens, auf welchem die Republikaner, das heißt die angelsächsischen Hinterwäldler sich angesiedelt hatten, diese vertreten insbesondere durch einen dieser Hinterwäldler, den Squire Copeland. Diese beiden Figuren, der Miko der Odonees und der Squire, erwiesen auch sofort eine sealsfield'sche Gestaltungskraft, an welche die von Scott nicht allzu häufig, die von Cooper nie hinanreicht. Außerdem trat in dem Roman ein Zug von kaustischem Humor neben erschütterndem Pathos ansprechend hervor und endlich zeigten die Naturschilderungen eine Schärfe der Zeichnung und eine Glut des Kolorits, welche den Verfasser den ersten poetischen Landschaftsmalern zur Seite stellten. Man vergleiche die tropisch-amerikanischen Naturgemälde Sealsfields mit denen Chateaubriands und man wird, obzwar diese wie jene auf Autopsie beruhen, unschwer

den gewaltigen Unterschied zu Gunsten des erstgenannten wahrnehmen. Chateaubriand schminkt die Natur, Sealsfield photographirt sie; aber so, daß sie mit ihrem ganzen Farbenzauber vor uns lebt. Er photographirt nicht nur ihren Körper, sondern ihre Seele. Ja, wenn irgendein Dichter, hat dieser das Geheimniß der Beseelung der Landschaft verstanden. Atlantis athmet aus den Naturscenen der sealsfield'schen Schriften.

Aber in dem großen Kosmos der Poesie ist der närrische, ringende, duldenbe Mikrokosmos Mensch doch immer die Hauptsache. Die Landschafterei, mit welcher Virtuosität sie auch betrieben werde, macht noch nicht den Dichter. Und nicht als bloße Staffage dürfen Menschen in poetisch entworfene und ausgeführte Landschaften hineingemalt werden. Das sieht man recht deutlich beim Adalbert Stifter, welcher vielleicht unbedenklich als der größte Landschaftervirtuose in Worten bezeichnet werden kann. Das hereinbrechen des Frühlingsthaumwetters über die Berg- und Waldgegend in Stifters „Mappe meines Urgroßvaters“ ist eine Schilderung, wie sie nirgends wieder vorkommt, in keiner Literatur. Aber Stifters Menschen sind nur

um seiner Landschaften willen da, bloße Staffage. Noch dazu nach der Schablone gemalte Staffage, Gobelintapetenfiguren, Automaten, sammt und sonders mit demselben Uhrwerke der kleinen Auswahl stifter'scher Motive im Leibe. Wie ganz anders, wie ungeheuer reich, vielgestaltig, von selbstherrlichem Leben pulsirend Sealsfields Menschenwelt! Welche Fülle von ganzen Menschen, welcher Reichthum von eigenwüchsigem Charakteren, welches Nervenvibriren und welches Muskelspiel der Leidenschaften! Welche Gestalten, dieser Kentuckier Ralph Doughby, dieser Squatter-Regulator Nathan, dieser Auswürfling Bob, dann wieder dieser mexikanische Magnat, Don Yrtubar, oder dieser Blutokrat Comond — welche Lebenswahrheit und welche Kontraste! Auch in den weiblichen Figuren Sealsfields. Die Indianerin Kanondah, die Yankeeinnen Arthurine und Margareth, die Kreolin- nen Louise und Julie, die Mexikanerinnen Elvira und Mariquita — sie alle zeigen der scharf schattirten Verschiedenheit von Rasse und Bildungsstufe ungeachtet überall das naturwahre Weib, das Weib in seiner Größe und Schwäche, in seiner Liebe und in seinem

Daß, in seiner Aufopferungsfähigkeit und in seiner Kofetterie. Sehr wirksam erweist sich in der Galerie Sealsfielb'scher Frauenbilder auch die Gegenüberstellung von nord- und südstaatlichen, namentlich in den „Lebensbildern aus der westlichen Hemisphäre“, deren zweite Auflage (1843) der Verfasser „der zum Bewußtsein ihrer Kraft und Würde erwachenden deutschen Nation“ gewidmet hat.

In seiner ganzen und fertigen Eigenart gab sich Sealsfielb zuerst in seinem zweiten Roman „Der Bireh und die Aristokraten“, dessen Schauplatz Mexiko im Jahre 1812, als die ersten heftigen Zudrungen der bevorstehenden Losreißung von Spanien durch das Land liefen. Die novellistische Fabel ist hier dem Autor schon Nebensache. Er handhabt sie nur als einen Faden, um damit die bunteste Scenenfolge nothdürftig zusammenzubinden. Den Accent legt er auf eine anschauliche, wunderbar gelungene Darstellung von Land und Leuten. Das Mexiko von damals lebt vor unsern Blicken. Der Glanzpunkt des Buches aber ist die Charakteristik des Bireh, des Spaniers Don Banegas einerseits und des Führers der kreolischen Aristokra-

tenfraktion, des Conde de San-Jago andererseits. Später ist Sealsfield noch einmal nach Mexiko zurückgekehrt, das heißt, er ließ daselbst seine wunderliche Reisenovelle „Süden und Norden“ spielen, in welcher er die Formlosigkeit bis zum Exceß trieb und seine Manier so überspannte, daß sie zur Karikatur umschlug. Es sind Stellen von kolossaler Phantastik darin, be rauschende Prachtstücke, aber man meint den fatalen Geschmack des Opiums zu spüren, welchen bei Schreibung dieses Buches geschlürft zu haben man den Autor unwillkürlich beschuldigen möchte. Es ist ein richtiges Opium und man darf es nur in kleinen Dosen zu sich nehmen: sonst wird man erst schwindlig und dann betäubt. Als ganzes ist „Süden und Norden“ mißrathen und unerquicklich, was auch von Sealsfields unvollendetem Buch „Deutsch-amerikanische Wahlverwandtschaften“ gesagt werden muß, einem weitgeschichtigen Torso, der aber nicht aus tarrarischem Marmor, sondern nur aus ordinärem Sandstein gemeißelt ist, sodasß das Werk dem Meister so zu sagen unter den Händen zerbröckelt. Einzelnes ist freilich sehr gut, wie z. B. die Schilderung des amerikanischen Dandies-

Lebens in dem Modebad Saratoga. Man gewinnt aus dieser und ähnlichen Stereostopieen in den „Deutsch-amerikanischen Wahlverwandtschaften“ den Eindruck, wie sehr das scheinheilige Yankeeethum innerlich schon verfault sein musste, bevor es äußerlich reif wurde. Schade, daß sich Sealsfield nicht eigens darauf verlegte, uns in seiner Weise ein Gesamtbild der Beamten- und Behördenkorruption in den Vereinigten Staaten zu geben. Allerdings müsste es seinem Republikanismus schwer angekommen sein, einzugestehen, daß die Verderbniß der Beamtenschaft von Uncle Sam noch größer und schamloser sei als die der Beamtenschaft des Großtürken, was weiter nichts beweist, als daß der Durchschnittsmensch wie unter allen Himmelsstrichen so auch unter allen Staatsformen der gleiche Lump ist und bleibt. Er fällt also nicht aus seinem Charakter, wenn er sich anstrengt, die Vereinigten Staaten mehr und mehr zu verunreinigen, um nicht zu sagen zu verschweinigten zu machen.

Unmittelbar nach dem „Birey“ und noch in demselben Jahre (1835) hatte Sealsfield die zweibändige Novelle „Morton oder die große Tour“ veröffentlicht

und in der Vorrede dazu eine Art von ästhetischem Glaubensbekenntniß. Was er darin über Scott und Cooper sagt, ist Wort für Wort zu unterschreiben. Ebenso seine scharfbetonte Ansicht über die Aufgabe der Novellistik in unserer Zeit: sie soll dem Princip der Humanität dienen und in ihrer Weise den Vorschritt desselben fördern und beschleunigen helfen. Der Verfasser fußt hierbei auf der Thatfache, daß in der modernen Welt der Roman die weitaus einflußreichste und wirksamste Dichtungsgattung ist. Natürlich weiß er auch, daß der Roman, wenn er seine künstlerische Aufgabe lösen will, von einem Grundgedanken getragen sein muß, dessen mannichfaltige Erscheinungsformen dichterisch aufgezeigt werden sollen. Der Grundgedanke in „Morton“ nun ist die moderne Geldmacht, und die Art und Weise, wie Sealsfield diesen Gedanken novellistisch in Scene zu setzen unternahm, macht dieses sein Buch, was die Conception angeht, zu seinem bedeutendsten. Allem nach wollte er die göttliche oder auch die teuflische Komödie des Geldes schreiben. Leider langte der große Wurf nicht bis zum Ziele: die Erzählung bricht ab, nachdem der junge aus Amerika

nach London herübergekommene Norton durch den „Geldmann“ Comond in den Bund der „Zehn“, das heißt der großen „über die ganze Welt hin zerstreuten und doch täglich vereinigten“ Plutokraten aufgenommen worden und im Begriffe ist, von London nach Paris zu gehen, um daselbst seine Rolle in der genannten höllischen Komödie anzuhängen. Den Mister Comond würde ich unbedenklich als die originellste und größte von Sealsfields Gestaltenschöpfungen bezeichnen, falls sie nicht noch überragt würde durch die Gestalt des Squatter-Regulators Nathan. Aber in der Schilderung, welche Comond von der souveränen Herrschaft des Geldes über die moderne Gesellschaft entwirft, hat Sealsfields Stil eine Energie der Stimmung, eine Höhe tragischen Humors erreicht wie sonst nicht wieder. Auch die Kaufstik, womit das englische „high life“ gemalt wird, ist ganz meisterlich.

Die „Lebensbilder aus der westlichen Hemisphäre“ (5 Bde.) sind geistvoll angelegt und mit von Bild zu Bild sich steigender Gestaltungskraft und Farbenmacht des Pinsels durchgeführt. Das novellistische Motiv des ganzen Werkes ist ebenso einfach als ge-

scheidt gewählt. Der Junggesell George Howard geht auf die Freite und sein Weg führt ihn von New-York, wo er bekorbt wird, durch verschiedene Staaten der Union und schließlich an den untern Mississippi, wo er die allerliebste Kreolin Louise Menou zur Frau gewinnt und an der Seite derselben ein südstaatliches „Pflanzerleben“ (so ist der 3. Band betitelt) beginnt. Howards Brautfahrt vom Norden gen Süden gibt dem Verfasser Gelegenheit, seine Meisterschaft in der Vorführung der verschiedenartigsten Rasse- und Massentypen der Unionsbevölkerung in glänzendster Weise zu bewähren. Ebenso in der Darstellung eigenthümlicher transatlantischer Scenen und Abenteuer eine Magie der Sprache, welche uns bald mitfortreißt, bald in einer wollustathmenden Traumwelt umherdämmern läßt. Ich erinnere an das „Wettrennen“ der beiden Dampfer auf dem Mississippi im zweiten und an den Bajaderentanz in der „Chartreuse“ im vierten Bande. Die letztere Scene könnte nur Hanns Madart so malen, wie Sealsfield sie schrieb. Es ist vielleicht das kühnste, äußerste, was in dieser Gattung eine deutsche Dichtfeder gewagt hat; aber nirgends überschreitet

das Wagniß auch nur um eines Haares Breite die Gränzlinie der Schönheit. Einen großen, aber keineswegs zu großen Raum nimmt in den Lebensbildern der prächtige kentuckische Wildfang Ralph Doughby ein, ein Hauptkern, der unser ganzes Herz gewinnt, die originellste Mischung von Backwoodsman und Gentleman. Das ganze Buch aber gipfelt in seinem Schlußbande und zwar in der Figur des Squatter-Regulators Nathan, welche sofort bei ihrem erscheinen alle übrigen weit in den Hintergrund drängt. Frank und frei sag' ich, daß diese Gestalt unbedingt zu dem besten und größten gehört, was der Poesie des 19. Jahrhunderts überhaupt gelungen ist. Wer sie geschaffen, musste ein rechter Dichter sein, gerade wie auch Immermann ein solcher war, weil er seinen westphälischen Hofschulzen geschaffen hat. Dieser Hofschulze und dieser Squatter sind geradezu die eigenwüchsigsten, gesunden, erquicklichsten Typen, welche seit fünfzig oder sechzig Jahren in die europäische Literatur eingeführt wurden.

Die Vorzüge der „Lebensbilder“ lehren wieder im „Kajütenbuch“ (2 Bde. 1841), mit der Einschränkung

jedoch, daß die überzärtliche Miß Alexandrine, welche den tapfern Texaser Morse schließlich mit ihrer Hand beglückt, etwas zu sehr in den englischen *Lovely*-Genre hineingerathen ist. Der historische Hintergrund, vor welchem der Roman sich aufbaut, ist die Losreißung des Landes Texas von Mexiko. Uebrigens spielt sich der „Roman“ zwischen dem Oberst Morse und der süßen Miß nur so nebenbei ab, der Ton liegt auf der Reihe historischer Genrebilder, welche den Unabhängigkeitskampf der Angelsachsen in Texas gegen die Mexikaner veranschaulichen, und noch mehr auf der Entrollung von Naturscenen, wie eben nur Sealsfield sie zu geben vermag. Gerade im *Rajütenbuch* und zwar in dem die größere Hälfte füllenden Kapitel „Die *Prairie am Jacinto*“ hat er als Naturmaler sein höchstes geleistet. Die Schilderung, welche Morse von seinem *Irr-Ritt* in der *Prairie* entwirft, steht in unserer Literatur geradezu einzig da, wie auch die Episode des *Rajütenbuches* „Der Fluch *Kishogue's* oder der verschmähte *Johannistrunk*“ eine wahre Bereicherung der deutschen Humoristik genannt werden muß. Beide Kapitel können, neben einander gestellt, den

schlagenden Beweis erbringen, daß und wie sehr Sealsfield die ganze Scala menschlicher Empfindungen in seiner Gewalt hatte.

Für den Lesepöbel sind jedoch die Werke dieses Autors nicht geschrieben, weder für den verbildeten noch für den ungebildeten. Für diesen nicht, weil Sealsfields Stil, gegen welchen sich vom puristischen Standpunkt aus viel, sehr viel einwenden ließe, einen nicht gemeinen Grad von Bildung beim Leser schlechterdings voraussetzt; für jenen nicht, weil sie kein hofrätthliches Marcipangebäcke nach den flauen Recepten unserer großen Theekesselpoeten neuester Maché sind, sondern Hervorbringungen eines freien und kühnen Geistes, der den Teufel danach fragte, was die Frau Oberceremonienmeisterin von X oder die Frau Hofprofessorin von Y oder die Frau Oberkirchenrätthin von Z dazu sagen würden. Es sind mannhafte Bücher vor allem. Nicht als ob sie rechten, das heißt gesunden, gescheiden, von der Bleichsucht allermodernster Brüderie, Frömmelei und sonstiger Dummheit nicht angekränkelten Frauen nicht gefallen könnten. Im Gegentheil! Aber es bedarf doch, die Wahrheit zu sagen,

mehr geschichtlichen Sinnes, als die Frauen im allgemeinen besitzen, um den Schriften Sealsfields das richtige Verständniß entgegenzubringen und die ganze Wirkung derselben zu empfangen.

3.

Wer war nun aber dieser große Autor? Wer steckte hinter der pseudonymen Maske Charles Sealsfield?

Der deutsche Bauersohn Karl Postl aus Poppitz bei Znaim in Mähren.

Das wissen wir jetzt, und alles, was wir sonst noch von Sealsfield wissen, hat der Herr Doktor Smolle in dem oben von mir citirten Büchlein hübsig, sauber, pietätvoll zusammengestellt und in gefälliger Form der deutschen Lesewelt zur Betrachtung dargeboten, wofür wir ihm zu aufrichtigem Danke verpflichtet sind. Auch dafür gebührt dem Doktor, wie Herrn Meister aus Znaim und gleichgesinnten Freunden, unser Dank, daß sie die Errichtung eines Denkmals für ihren berühmten Landsmann auf heimatlichem Boden anregten, hoffentlich mit Erfolg

In einem altindischen Drama heißt es:

„Das Schicksal spielt mit dem Menschenleben
Und radgleich dreht sich wirbelnd um die Welt.“

Ja wohl! War es nicht auch ein wunderbarlich Schicksalspiel, daß in einem weltverlorenen Winkel unter dem Dach eines mährischen Bauernhauses ein Junge zur Welt kam, welcher der größte dichterische Ethnograph der europäischen Literatur werden und uns die Riesenströme, Urwälder und Savannen, die menschenwimmelnden Städte und die in gränzenloser Einsamkeit verlorenen Blockhütten der Ansiedler, den Wigwam der Rothhaut und die Rohrkabine des Negers, das empfinden, denken und thun der verschiedenartigsten Rassen und Nationalitäten, das wilbeste Gewühle der Leidenschaften und die tollsten Ausbrüche der Narrheit, die Neue Welt, wie sie leibt und lebt, arbeitet, kämpft, leidet, weint, lacht, liebt, hasst, kalkulirt und raßt, mit unvergleichlich-realistischer Macht und Pracht vor die Augen hinzaubern sollte?!

Und der Mann war Mönch, bevor der Dichter aus der Kutte schlüpfte und bevor er merkte, daß die Feder des Klostersekretärs, welche er führte, eigentlich

ein Zauberstab sei. Dem jungen Karl Postl erging es eben, wie es schon tausend und wieder tausend Söhnen fromm-katholischer Mütter ergangen ist: — er sollte „geistlich“, er sollte „Mein Herr Sohn“, er sollte ein „Hochwürden“, wohl gar ein „Heiliger Leib“ werden. Nicht alle frommen — im besten Sinne frommen — katholischen Mütter sind zugleich so verständig, wie meine eigene herrliche Mutter gewesen ist. Die merkte bei Zeiten, was für ein kurioser Heiliger von „Hairle“ ich werden würde, und verzichtete aus freier Hand auf die Erfüllung ihres theuersten Lebenswunsches. Hätte sie nicht darauf verzichtet, ich hätte ihn erfüllt. Ja, beim Zeus, so hätte ich gethan und jetzt wär' ich — es rieselt mir bei dem Gedanken ein kalter Schauer über den Rücken — einer der Unglücklichen, welche so thun, als glaubten sie an unbefleckte Empfängnisse, Syllabuse, Vaticana und dergleichen alleinseligmachende Herrlichkeiten mehr. Vielleicht hätt' ich es gar bis zum Bischof gebracht — wer weiß? — und säße jetzt in einem komfortabel eingerichteten „Kerker“, nährte mich, um die Sünden Bismarcks und Falks abzufasten, redlich mit Rheinsalm

und Scharlachberger, ließe mir behaglich die Nägel und die Märtyrer-Gloriole wachsen und dazu behaglichst von mehr oder weniger schönen westphälischen oder schlesischen Gräfinnen die heiligen Hände küssen. Auch ließe mein Martyrium mir ja Muße genug, noch bei Lebzeiten und, so zu sagen, auf Lager eckliche Wunderchen und Zeichelchen zu verüben, und könnt' ich also mit der bestimmten Aussicht auf Heiligsprechung dahinfahren und der allerpopulärsten Unsterblichkeit, nämlich der im Kalender affekurirten, mich getrösten. Um alles dieses und um noch verschiedenes andere hat mich das leidige Einmaleins gebracht und meine Tolpatzigkeit, welche mich verhinderte, zu sagen und zu singen: „Credo, quia absurdum — Te deum laudamus!“

Wohl also, im mährischen Dorfe Poppitz steht der Kirche gegenüber das niedrige Bauernhaus, in welchem am 3. März von 1793 dem Ortsrichter Anton Postl und seiner Ehefrau Juliane ein Junge geboren wurde, welchen sie Karl nannten. Es ging im Hause nicht gerade arm, aber doch so ziemlich ärmlich her und Vater Anton war ein strenger, mitunter zu strenger Mann. Ein vertrauliches Verhältniß zu ihm scheint

der Sohn nie gewonnen zu haben. Was die Mutter anlangt, so wollte sie ihren Sohn im Chorhemd auf der Kanzel und im Messgewande vor dem Altar sehen, um jeden Preis, und sie war die Frau, ihren Willen durchzusetzen. Karl machte in Znaim, beim Tischler Schmid „verlosgelbet“, die fünf Klassen des Gymnasiums durch und absolvirte dann im Kreuzherrnstift zu Prag, in welches er auf die Fürsprache eines geistlichen und eines adeligen Gönners als „Konventstudent“ aufgenommen worden, die „Philosophie“, worunter man bekanntlich damals und noch lange nachher in Oestreich eigentlich die Misosophie verstand oder wenigstens verstanden wissen wollte. Wenn man überhaupt den damaligen Zustand der österreichischen Studienanstalten berücksichtigt, wird einem klar, daß Karl Postl den hohen Bildungsgrad, welchen seine Schriften aufzeigen, nur der Autodidaxis zu verdanken haben konnte.

Mit der Prager „Philosophie“ fertig, ging Karl heim nach Poppitz, wo jetzt entschieden werden sollte, was weiter. In der rauchgeschwärzten Küche des Vaterhauses fiel die Entscheidung. Dort trat der

Sohn die Mutter an mit der Frage: „Was soll ich nun werden?“ Worauf die fromme Bäuerin: „Wüßte ich, daß du nicht Geistlicher werden wolltest, so würde mich jeder Kreuzer reuen, den ich auf dich verwendet habe.“ Ein heftiger Seelenkampf arbeitete sichtbar in dem Jüngling. Dann sagte er kurz: „Nun, Mutter, Ihr Wille geschehe!“ und ging weg.

Karls Bruder, Joseph, welcher uns diese Scene bezeugt, sagt ergänzend aus, die Mutter habe nachmals oft die Stelle in der Küche bezeichnet, wo ihr verschwendener und verschollener Sohn dazumal gestanden, und habe unter heißen Thränen ihre harte Rede beklagt. Zu spät! Aber mußte es denn nicht so sein? Besäßen wir einen Sealsfield, so Mutter Juliane zu jener Stunde anders gesprochen hätte? Kaum. Auch dieser Genius mußte, wie jeder echte, im Feuer der Trübsal geglüht werden. Zudem ist Haß des Pfaffenthums einer der Charakterzüge der sealsfield'schen Schriften und wo hätte er diesen Haß so voll aus der Quelle schöpfen können wie im Pfaffenthum selbst?

In seinem zwanzigsten Lebensjahre trat Karl als Novize in das Kloster der Kreuzherren zu Prag und

that den schwarzen Ordensalar an, der vorn auf der Brust ein rothseidenes Kreuz zeigte. Leider finden wir nirgends angegeben, wann der angehende Mönch die priesterlichen Weihen erhielt; wohl aber berichtet uns Doktor Smolle, daß Karl noch vor seiner Weihung zum Priester vom Ordensgeneral zum Sekretär des Ordens ernannt worden sei, ein so außerordentliches Zeichen von Werthschätzung und Vertrauen, daß darob der ordensbrüderliche Neid in stille oder auch in laute Wuth verfiel. Der junge Ordenssekretär hat sicherlich die grüngelben Auslassungen solchen Neides nicht selten schwer zu verspüren gehabt, wie er denn gelegentlich gegenüber seinem Bruder Joseph Aeußerungen that, welche bitterlich merken ließen, daß und wie sehr er sein Leben für ein verfehltes ansähe, obzwar das Dasein in dem Klosterpalast in der prager Altstadt ein ganz behagliches, ja genüßliches war, so sehr, daß ein Durchschnittsmensch den schwarzen Talar mit dem rothen Brustkreuz ganz vergnüglich getragen hätte.

Aber unser junger Priester war eben kein Durchschnittsmensch. Die Kette der Möncherei rieb ihm die

Seele wund, mehr und mehr, zuletzt so sehr, daß er es nicht länger aushielt und das dumme Ding zu zerbrechen und wegzuschleudern beschloß.

Und er that so.

Es sind zu seiner Zeit über die nächsten Motive seiner Flucht aus dem Kloster allerlei Sagen ausgegangen, Sagen, welche keinerlei historischen, sondern nur einen Kügeln hatten. Sie rührten wohl von liebsüßchristlichen Ordensbrüdern her. Man wußte zu wispern von einer Liebchaft des Ordenssekretärs mit einer den höchsten Kreisen der Aristokratie angehörigen Dame, aber auch von 80,000 Gulden, welche derselbige Ordenssekretär aus der Klosterkasse und auf seine Fluchtreise mitgenommen hätte. Kügelnmärchen! Nichts thatsächlich daran, gar nichts! Thatfache dagegen, daß Karl an einem der letzten Apriltage von 1823 zu seinem Bruder Joseph, welcher mit seiner Hülfe in Prag studirte, plötzlich die Worte sprach: „Bruder, du kennst meine Lage, weißt, wie unglücklich ich in meinem Stande bin. Ich kann länger die Fesseln nicht mehr tragen, die mich umschlingen. Ich werde morgen von hier abreisen und wir werden uns kaum

je wiedersehen. Ich gehe zunächst nach Karlsbad, werde da die Kur gebrauchen. Was weiter folgt, kann ich dir nicht sagen — ich weiß es selbst noch nicht bestimmt.“

Unzweifelhaft hatte er die Ausführung seines Entschlusses von langer Hand her vorbereitet: darauf deutet der Umstand hin, daß er seit Jahren eifrig um die Aneignung der französischen und der englischen Sprache sich bemühte; sowie der weitere, daß er unzweifelhaft die Geldmittel zur Flucht zusammengespart hatte. Ein prager Bankherr, in dessen Haus Karl häufig zum Whist geladen war, hat wohl in betreff dieser Ersparnisse näheres gewusst: denn er ließ sich, als man in seiner Gegenwart die Frage aufwarf, wie der Flüchtling wohl die nöthigen Gelder aufgetrieben hätte, die Aeußerung entwischen: „Oh, der Sekretär Postl kann schon noch ein Jahr reisen.“

Am Tage nach der seinem Bruder gemachten Eröffnung fuhr der Kreuzherr in der Ordenskutsche aus dem Klosterhof und dem Thore von Prag — auf Nimmerwiedertehr. Am 16. Mai sollte er heimkehren und die Klosterkutsche fuhr gemächlich nach Karlsbad,

um ihn abzuholen. Sie kam leer zurück: Postl war verschwunden.

Daß er von Karlsbad nach Wien gegangen, weiß man. Daß er von Wien durch Tirol nach der Schweiz und von dort nach England gereist sei, ist stark zu vermuthen. Daß er in England eine Weile sich aufgehalten und dann nach Amerika sich eingeschifft hat, steht fest. Ebenso, daß er die Vereinigten Staaten kreuz und quer durchzog, daß er Mexiko bereiste, daß er in Louisiana und Texas sich aufhielt. Endlich, daß er unlange nach seiner Ankunft in der Union publicistisch sich bethätigte und später in New-York eine Zeit lang das französische Journal „Courrier des états-unis“ redigirte, welches dem Joseph Bonaparte, Extitular-könig von Spanien, gehörte. Im übrigen ist inbetreff der transatlantischen Periode Postls alles dämmerig oder ganz dunkel. Er soll am Red-River, dessen Ufer er so herrlich beschrieben hat, eine Plantage, mit dazu gehörigen Niggers natürlich, besessen und mit großem Profit verkauft haben. Es wird uns auch von dem Banterott eines Bankiers in New-Orleans erzählt, wobei Postl den größten Theil seines „da-

maligen“ Vermögens eingebüßt habe. Aber wie erwarb er das spätere, welches er unzweifelhaft besaß und in amerikanischen Papieren anlegte? Wie ist er da drüben in verhältnißmäßig kurzer Zeit verhältnißmäßig reich geworden? Höchst wahrscheinlich vermochte niemand als er selbst diese Fragen zu beantworten und er hat es vorgezogen, sie unbeantwortet zu lassen. Auch die Bemühungen des wackern Doktor Smolle, über diesen dunklen Punkt Licht zu verbreiten, sind augenscheinlich eitel gewesen. Wollte ich meinerseits eine Vermuthung wagen, so wäre es die, daß unser Flüchtling als Agent der Unionsregierung sich Geld gemacht haben könnte. Aus einer solchen Agentur würde sich auch die Reise nach Mexiko am leichtesten erklären lassen. Ich muß jedoch gestehen, daß meine Vermuthung nur einen schwachen Anhalt hat, nämlich diesen, daß Sealsfield sein „Rajütenbuch“ dem Hrn. J. R. Pomfret, Kriegsminister der Vereinigten Staaten, zugeeignet hat, einem Staatsmann also, welcher seiner Zeit im Kabinette von Washington einen großen Stand hatte. Uebrigens ist mir aus Sealsfields Gesprächen erinnerlich, daß er verschiedene ameri-

fianische Regierungs- und Kongreßmänner persönlich gut gekannt haben muß.

Noch drüben in Amerika und noch in den zwanziger Jahren hat der weiland prager Kreuzherr seine Autorarbeit im großen Stil begonnen. Zunächst in englischer Sprache. Im Jahre 1827 ließ er zu Philadelphia drucken „Tokeah or the white rose“, in welcher Erzählung der nachmals deutsch erschienene Roman „Der Legitime und die Republikaner“ englisch zu Faden geschlagen war. Alfred Meißner hat wahrscheinlich gemacht, daß eine bitterwahre Schilderung des franz- und metternichtigen Oestreichs, welche 1828 unter dem Titel „Austria as it is“ in London erschien, von Postl verfaßt sein mußte. Ich kenne das Buch nur aus Meißners Angaben, welchen zufolge es das beste wäre, was über jenes heillose und schandbare Regiment geschrieben worden ist.

Aber unser Mann dachte und empfand doch viel zu deutsch, als daß seine Gedanken in der fremdsprachigen Verkleidung lange sich behagt hätten. „Den Legitimen und die Republikaner“ muß er schon fix und fertig deutsch aus Amerika nach Europa, wohin

er als amerikanischer Bürger Charles Sealsfield i. J. 1832 zurückkehrte, mitgebracht haben. Daß er seinen Taufnamen beibehielt und nur englisirte, scheint anzudeuten, er habe das Band, welches ihn mit seiner Vergangenheit verknüpfte, doch nicht ganz durchschneiden wollen. Im übrigen freilich wollte er schlechterdings nur der Amerikaner Sealsfield sein. Nie entwischte ihm ein Wort, welches seine Herkunft verrathen hätte. Wenn er sich jemand ganz hätte anvertrauen wollen, so wären seine Vertrauten sicherlich entweder sein langjähriger Freund Herr Nationalrath Beyer im Hof zu Schaffhausen oder Fräulein Elise Meyer ebendasselbst gewesen. Aber er wahrte auch gegen diese sein Geheimniß und niemals ließ er das leiseste Lebenszeichen nach seiner mährischen Heimat gelangen, sodaß er für seine Familie schon längst verschollen war. Er scheint auch keinerlei Erkundigung über seine Angehörigen eingezo-gen zu haben und dies muß um so mehr auffallen, da wir bestimmt wissen, daß er seine Mutter und seinen Bruder Joseph innig liebte. Ob hinwiederum er — die Frage drängt sich uns gerade hier auf — jemals in seinem Leben die Fülle

von Glück gekannt hat, welche das Gemüth einer edlen Frau über den geliebten Mann auszuschütten vermag? Ich glaube nicht. Daß er dieses Glück geahnt, ersehnt, vermisst habe, davon zeugen viele Stellen in seinen Schriften; aber keine einzige beweist, daß er es genossen. Armer Mönch!

Die Schweiz, wohin er sich gewandt hatte, mußte vor 1848 für einen Mann von Sealsfielbs Sinnesweise der passendste Aufenthaltsort sein. Er wohnte erst in Zürich, dann, wie schon bemerkt, in Feuerthalen und Schaffhausen. Dreimal noch ist er über den „großen Bach“ gefahren und seine letzte Amerika-Fahrt, i. J. 1853 unternommen, hat fünf Jahre gewährt. Drüben durchzog er abermals die Vereinigten Staaten nach allen Richtungen und suchte die Stätten süßer und schmerzlicher Erinnerungen auf. Denn es gab solche für ihn. War er doch zweimal nahe daran gewesen, ein glücklicher Gatte zu werden. Mit einer jungen und schönen Louisanerin — wohl das Vorbild der Louise in Howards Brautfahrt — verlobt, verlor er sie plötzlich: ein Eedernsplitter war ihr in den Fuß gedrungen und die Verwundung hatte

Brand und Tod gebracht. Dann später droben in den Nordstaaten hatte er die Neigung einer hübschen jungen Quäkerin gewonnen; aber auch dieses Verhältniß führte nicht zum Eheziele, weil die Eltern ihre Tochter nur einem Quäker zur Ehe geben wollten und unser weiland Kreuzherr zur Quäkerei sich nicht entschließen konnte. Man zieht doch wahrhaftig die Mönchskutte nicht aus, um dafür einen Quäkersack anzuziehen. Das lohnte sich der Mühe, ei, jawohl! Wenn man sich der Neufßerlichkeit Sealsfields erinnert, so geht es einem freilich ein bißchen schwer ein, sich eine in ihn verliebte schöne Louisianerin und dito schöne Quäkerin vorzustellen. Aber bekanntlich sind die Frauen keineswegs so sinnlich und oberflächlich, alles oder auch nur viel auf den Schein zu setzen, und gerade häßliche und häßlichste Männer sind von schönsten und besten Frauen innigst geliebt worden. So Mirabeau mit seinem blatternarbigem Ebertopf, so Danton mit seinem Bulldoggengesicht, so Byron mit seinem Klumpfuß. Umgekehrt dürfte es schwer sein, eine körperlich entschieden häßliche, wenn auch geistig noch so schöne Frau nachzuweisen, welche von

einem bedeutenden Manne leidenschaftlich geliebt worden wäre

Sealsfields Ruhmesstern ging am literarischen Horizonte Deutschlands etwa i. J. 1835 auf, stand nach dem erscheinen der „Lebensbilder“ im Zenith und ging ungefähr i. J. 1845 unter. Denn gelesen wird er eigentlich heute nicht mehr und mir selbst ist es zu verschiedenen malen begegnet, daß ich Leute, welche es höchlich übelnehmen würden, wenn man sie nicht zu den literarisch gebildeten zählen wollte, auf diesen genialen Autor ausdrücklich und dringend aufmerksam machen mußte. Sie hatten nichts von ihm gelesen, nichts von ihm gewusst. So viel Genie und Arbeit demnach an eine zehnjährige Wirkung im Publikum verschwendet! So viel prächtiges, glühendes, erschütterndes gebichtet haben und jetzt schon nur noch eine Mumie mit andern Mumien in den Katakomben der Literaturgeschichte sein! Ja, ja, wie noch so vieles andere kommen und gehen zu unserer Zeit die literarischen Verühmtheiten mit Dampf. Wie viele der heutigen werden nach zehn, höchstens nach zwanzig Jahren schon verdampft sein! Ich würde

sagen spurlos, so die besagte Mumienammlung nicht existirte. Uebrigens war es, genauer zusehen, immer so. Wie viele Fixsterne zählt denn das ganze weltliterarische Firmament? Zwei Duzende, wenn es hoch kommt. „Nur da und dorten“, hat mein Freund J. G. Fischer schön gesagt:

„Nur da und dorten rettet einen
Auf hohen Fluten seine Zeit,
Der leuchtet, wie die Sterne scheinen,
Ein Gott in seiner Einsamkeit.“

Nachdem Sealsfield von seiner letzten Fahrt nach Atlantis zurückgekehrt war, zog er sich in die von ihm erworbene ländliche Einsiedelei „Unter den Tannen“ bei Solothurn zurück. Eine Dienstmagd besorgte seinen Knapp oder, wie die guten Solothurner behaupten, nicht nur Knapp, sondern „knorzig“, knorzigst zugeschnittenen Haushalk. Eine furchtbare Krankheit vergällte ihm sein Klausnerdasein, ein Unterleibstreibs, und noch etwas: die Angst vor dem armwerden, die infolge des amerikanischen Bürgerkrieges, welcher den drüben angelegten Vermögenstheil allerdings bedeutend reducirte, zu einer geradezu krankhaften wurde. Davon erzählt man sich in Solothurn

manches bald lächerliche, halb mitleidswerthe. So, daß der arme Sealsfielb an seine Magd das fabelhafte kulinarische Anfinnen gestellt habe, mit einem Ei einen menschenwürdigen Eierkuchen für zwei Personen herzustellen.

Gearbeitet hat der schwer und schwerer Leidende „Unter den Tannen“ kaum mehr. In einer Anwendung von trübster Verstimmung soll er druckfertige Handschriften, darunter drei Romane und seine Selbstbiographie, verbrannt haben. Das wäre namentlich um der Selbstbiographie willen sehr zu beklagen, wenn es wahr. In seinem Nachlasse hat sich nur ein schrecklich unleserliches Heft vorgefunden, woraus Alfred Meißner eine Erzählung entzifferte und unter dem Titel „Die Grabeschuld“ (1874) drucken ließ, eine Groteske, auf die Narrheiten des Spiritismus und Revivalismus gemünzt, dann und wann flüchtig an die besten Sachen des Verfassers erinnernd.

Der schmerzliche Schaden, an welchem der Greis frankte, wuchs und wuchs. Die Streifereien in der Umgebung mußten eingestellt werden. Tagelang, nächtelang war der Kranke auf seinen Sorgenstuhl

festgebannt. Da ist ihm der tägliche Besuch eines ausdauernden Freundes, des Waisenlehrers Müller in Solothurn, ein großer Trost gewesen. Fortwährend noch suchte er mit der Seele das Land seiner Wahl, die Vereinigten Staaten, welche zu jener Zeit so grausam zerrissen worden waren. Als der Frühling von 1864 gekommen, erkannte der Einsiedler, daß ihm fortan keiner mehr grünen und blühen werde. Da stiegen ihm die Bilder der Jugend, der Heimat, des Vaterhauses auf und er entwarf mühsällig und unterfertigte müde am 7. März sein Testament, kraft dessen „die ehelichen Nachkommen des Anton Pössl und seiner Ehefrau Juliane zu Poppitz in Mähren“ zu seinen Haupterben eingesetzt wurden. Aber er löste das Siegel vom Geheimniß seines Lebens nur halb, er sagte in dem Testamente nichts von sich und gab nicht an, warum er seinen Geschwistern sein immerhin schönes Vermögen hinterließ. Sie sollten den verloren gegangenen Bruder nur errathen können.

In seinen letzten Tagen erbat und empfing er wiederholt den Besuch des protestantischen Stadtpfarrers Hemmann und von ihm ließ er sich auch das

Abendmahl reichen. Der große Pfaffenfeind ist demnach als reformirter Christ gestorben. Vier Jahre zuvor hatte er sich bei Gelegenheit einer schweizerischen Volkszählung weder in die Rubrik „katholisch“ noch in die Rubrik „reformirt“ eingeschrieben, sondern sich als „einer andern christlichen Konfession angehörig“ bezeichnet.

Am 26. Mai von 1864 hat Befreier Tod ihm die Last des Lebens und Leidens vom Nacken genommen.

Unweit von der Klaus, worin er zuletzt gelebt, ruht auf dem Friedhof von Sanct-Nikolaus das Sterbliche von Charles Scalsfield. Denn also wollte er auch auf seinem Grabsteine noch genannt sein.

Die schwarze Marmortafel, welche ob dem liegenden Stein an die Wand der Kapelle sich lehnt, gibt zu denken. Denn darauf sind nach Anordnung des Todten die beiden Psalmenstellen (31 und 143) aus der englischen Bibel eingegraben: „And enter not into judgement with thy servant, for in thy sight shall no man living be justefied.“ — „Have mercy upon me, my God, according to thy kind-

ness, according to thy tender mercies blot out my transgressions.“

Spricht aus diesen Selbstanlagen nur das Gefühl christlicher Demuth und Zerknirschung? Oder birgt dieses Grab eins jener Geheimnisse, welche nie enthüllt werden? Quien sabe!

Sa, wer weiß es?

Was mich angeht, so will ich nicht leugnen, daß die Inschriften von Sealsfield-Postils Grabstein, als ich sie zum erstenmal sah, auf mich den Eindruck einer Selbstanlage machten, welche auf etwas positiverem als auf dem christlichen Demuthsgefühl fußen mußten. „Geh' nicht ins Gericht mit deinem Knecht!“ und „Lösch' aus meine Missethaten!“ Daraus vermöchte ein Sensationsnovellist à la Wilkie Collins oder Emile Gaboriau eine Schauderhistorie aus dem ff zu machen. Doktor Smolle hat auch aus den hinterlassenen Papieren Sealsfields den von diesem englisch niedergeschriebenen Satz beigebracht: „Der, welcher zurückkehrt vom Laster zur Tugend, von der Schande zum Ruhm, ist oft ein besserer Mann als einer, so niemals fehlgegangen.“ Man müßte nicht viel Zwang

anwenden, um darin eine Art von Beichte, von Sündenbekenntniß zu finden. Sodann ist doch wohl immer wieder die Frage berechtigt, was denn unsern Mann bewogen haben möge, sein ängstliches versteckenspielen bis zum Tode fortzusetzen, nachdem jede Besorgniß vor den Folgen seiner Flucht aus dem Kloster schon lange verschwunden sein mußte. Hatte er vielleicht aus andern Gründen die Entdeckung seiner wahren Persönlichkeit zu fürchten? Endlich wird kaum jemand, wer den weiland Kreuzherrn gekannt hat, bestreiten wollen, daß sein ganzes Wesen und Gebaren etwas mysterienhaftes, ja geradezu etwas unheimliches hatte.

Nimmt man alle diese Umstände und Erwägungen zusammen, so ist es — das Aufsehen, welches die sealsfield'schen Schriften machten, hinzugerechnet — nicht sehr verwunderlich, daß noch bei Lebzeiten des Mannes ein Sealsfields-Mythus entstand, von welchem Herr Doktor Smolle nichts gehört zu haben scheint. Hier in Zürich kann er und können andere Leute davon hören, so sie wollen.

Dieser historisch schlechterdings ungreifbare Mythus will, Sealsfield-Pöstel sei der Thäter einer von

jenen Thaten gewesen, welche man „dunkle“ zu nennen und im alten oder neuen „Bitaval“ zu erörtern pflegt. Er habe vollwichtigen Grund gehabt, bis zu seinem letzten Athemzuge verstedens zu spielen. Denn er sei ein Missethäter gewesen, sogar ein doppelter. Warum? Darum: — Der Mann, welcher i. J. 1832 in Zürich auftauchte, die als „sealsfield'sche“ bekannt und berühmt gewordenen Bücher veröffentlichte und i. J. 1864 „Unter den Tannen“ bei Solothurn starb, war allerdings der aus dem Kreuzherrenkloster entwichene Mönch Karl Postl aus Poppitz in Mähren. Aber er war nicht der Verfasser der „sealsfield'schen“ Schriften, sondern vielmehr der Mörder des wahren und wirklichen Autors. Ja, er hat den echten Sealsfield, oder wie derselbe sonst geheißen haben mag, drüben in Amerika umgebracht, hat sich der Handschriften seines Opfers bemächtigt und dieselben zu seinem eigenen Vortheil und Ruhm unter dem Namen Sealsfield hüten in Europa veröffentlicht.

Dies der Mythos. Vielleicht erleben wir es, daß ein sensationshungriger Stoffjäger von Novellist denselben einfängt und daraus einen Kriminalroman

macht, so eine Art von deutschem „Eugen Aram“. Der Stoff wäre gar nicht übel. Jedenfalls zeigt die Sealsfieldsfabel, daß auch in der Zeit der Dampf-
bewegung und der Gasbeleuchtung die „mythenbildende Kraft der Volkspheantasie“ noch nicht erloschen ist und nie erlöschen wird. Denn allzeit will die Welt belogen und betrogen sein, was ganz naturgemäß und logisch, sintemalen sie selber nur eine große Lüge und ein plumper Betrug ist.

Die deutsche Dichterin.

Ob es ein Traumgesicht,
Das meinen Geist umflossen?
Vielleicht ein Seherlicht,
Das ihn geheim erschlossen?
Aunette von Droste.



Unsere Herren „Realpolitiker“ haben sich, auf der schiefen Fläche der Unbequemungspraxis lautvergnügt abwärts rutschend, je kunder glücklich zu Opportunitätschwägern verfasert. Mit den Zauberformeln „Oppor- tun“ oder „Inopportun“ weiß die Allerweltbese Charakterlosigkeit alles auszugleichen, alles zurechtzu- legen, alles glattzustreichen, das heißt, sie thut so, als wäre alles ausgeglichen, zurechtgelegt und glatt- gestrichen. Halb- und Dreivierteltalente schießen überall auf, massenhaft wie Pilze und gerade so gehalt- voll. Nur an Männern beginnt es mehr und mehr zu fehlen. Aber wozu brauchen wir Männer? Sie würden sich ja doch nur als „Principientreiter“ lächer- lich machen — weg damit! Man muß seine Ueber- zeugungen — was sag' ich? dummes Wort! — seine

„Velleitäten“ genau auf den hochofficiösen Ton zu stimmen wissen, man muß vor jedem augenblicklichen Erfolg mit Grazie zu byzantinern verstehen, um für einen richtigen Deutschen und patentirten Patrioten vom „strammen“ Reichsnormalmaß zu gelten.

Ja, die unfehlbare Opportunitätspolitik ist nunmehr in das bekannte nationalservile System gebracht, wofür ja auch unter der studirenden Jugend nicht ohne Erfolg gewiebelt und geworben wird. Die junge Generation wächst heran unter der Einwirkung einer plattbanausischen Stimmung, um nicht zu sagen unter dem Druck der gemeinen Berechnung, daß ewige Grundsätze über flüchtigen Zeiterscheinungen vergessen werden dürften, ja sogar müßten. Der richtige Liberalismus sei, jeden gerade in den höheren und höchsten Regionen streichenden Wind für direkt aus dem großen Orient der Staatsweisheit kommend auszugeben, und der wahre Patriotismus bestehe darin, aus der eigenen Person möglichst viel zu machen. Denn —

„Wenn die Rose selbst sich schmückt,
Schmückt sie auch den Garten.“

In der Literatur vollends ist seit Heine's Spottorakel:

„Kein Talent, doch ein Charakter“ — das Lumpenthum oben auf gekommen. Und doch könnte ein nicht auf der Schwindelhöhe der Gegenwart stehender Mann sich versucht fühlen, die „inopportune“ Frage aufzuwerfen, ob wohl derselbe Heine, auf dessen Autorität schon so viele Literatur-Lumpen stillschweigend sich berufen und gestützt haben, nicht ganz anders, nicht viel bedeutender in unserer Kulturgeschichte dastände, als er immerhin dasteht, falls mit seinem Genie auch Charakter sich verbunden hätte? Was machte und macht den Friedrich Schiller zum wirksamsten und geliebtesten Dichter und Seher seines Volkes? Das Gewissen, welches, wie die Frau von Staël treffend und schön bemerkt hat, seine Muse gewesen ist. Woran sind die Romantiker, denen es doch an Talent wahrlich nicht gefehlt hat, so jämmerlich gescheitert und so elend zu Grunde gegangen? An ihrer Charakterlosigkeit. Die literarische Lumpokratie kann für eine Weile Spektakel machen und, alle Trommeln und Trompeten der schamlosesten Reklame schlagend und blasend, den Markt beherrschen; aber nach kurzer Herrlichkeit verschwindet sie für immer in der literar-

geschichtlichen Lumpenkammer
 Dichter, Künstler ist ein
 fühlen, zu denken, zu schaffen
 fester Charakterbasis möglich
 Region der Hervorbringung,
 Höhe hinanreicht, gilt das
 nachhaltige Einfluß Platens?
 blanken Marmor seiner Ver
 edler Charakter athmet. Es
 halten sich zu einander wie
 aufsteigende Flammen sind
 lodern, um auf ihrer Spit
 das seelenvoll-formschöne Lie
 tragen.

So soll es sein und diese
 stimmen der intellektuellen
 uns Deutschen, wenn nicht
 wirkliche, eine echte Dic
 von Droste-Hülshof.

Eine echte Dichterin, ja
 nur eine Literatur noch
 sich rühmen: die englische

Hemans. Natürlich will ich hierbei den Begriff „Dichterin“ im strengsten Sinne genommen, das heißt auf die dichterische Thätigkeit in metrischer Form beschränkt wissen.

Und was machte Annette von Droste zu einer rechten Dichterin? Der vollkommene Einklang, nein, das Einssein von Intellekt und Charakter. Anschauung und Gefühl, Phantasie und Gedanke, Geist und Form — alles war bei ihr aus einem Guß. Ihr Leben wie ihr Dichten, ihr Dichterleben war von einer Wahrhaftigkeit getragen, welche aus jeder ihrer Verszeilen spricht und der man in solcher Großheit nicht gerade häufig begegnet. Dieses zarte, gebrechliche Weib trug ein starkes Herz in der Brust und fest, bestimmt und deutlich wie ihre Anschauungen waren auch ihre Ueberzeugungen. Nichts schwankend und wankend in ihr, alles gebiegen und klar.

Diese ihre Ganzheit und Wahrhaftigkeit fand die entsprechende formale Ausprägung in ihrem Stil voll Nerv und Mark. Von Seideglätte und Sahnesüßigkeit ist in ihren Versen nichts zu spüren, auch nichts von Mondschein, Empfindsamkeit und Thräneneligkeit,

wohl aber überall ein gesundes und starkes Gefühl, reiner und stählender Lufthauch wie von Bergspitzen und aus Waldgründen und eine drastisch-plastische, eine wahrhaft gestaltungsmächtige Kraft der Diction. Keine zweite Frau hat Rhythmus und Reim mit solcher Energie zu handhaben gewusst wie diese prächtige Westphalin. Man sehe nur, wie sie in ihren Gedichten „Die Jagd“ und „Die Krähen“ eine Fuchsbeze im Moor und Tann und das Gemüth eines Reitertreffens gemalt hat. Welcher Realismus! Welche Naturwahrheit! Man erblickt den „über Kraut und Schmehlen segenden“ Reineke leibhaftig, man sieht „die fallenden Reiter rabschlagen von den Rossen“ und glaubt das Geknirsche zu hören, womit die „Ranone fuhr ihr Hirn zu Brei“. An Härten und Absonderlichkeiten fehlt es in der Sprache Annette's freilich nicht und die Satzverbindung ist mitunter bis zur Dunkelheit verschränkt, was alles Rudolf Rodt Veranlassung gab, in seinen übrigens allerliebsten „Gedichten in allerlei Humoren“ (1853) den Stil unserer Westphalin grausam zu persifliren.*) Aber gerade in der Knappheit von Annette's

*) A. a. D. S. 60: „Dröhnliche Hülsenblüthen.“

Stil liegt häufig eine bedeutende Wirkung, und wer Sinn für das malerische und zieltreffende der Volkssprache hat, wird auch die westphälischen Provinzialismen, von welchen die Dichterin am passenden Orte Gebrauch macht, nicht vermissen wollen. Hat sie doch dadurch ihren Landschaftsbildern von der rothen Erde eine ganz eigenthümliche Klangfarbe zu geben verstanden.

Eigenart und Ursprünglichkeit der Form verlangen aber, um haltbar, ausdauernd und wirksam zu sein, einen nicht gemeinen Inhalt. Entspricht die Seele von Annette's dichten seinem Leib? Allerdings. Und welches ist das geistige Charaktermerkmal dieses dichtens? Reichthum der Phantasie und Tiefe des Gemüthes, sowie Energie des Gedankenwurfes innerhalb der Schranken edelster Weiblichkeit. Dieses „innerhalb“ unterstreiche ich doppelt. Annette ist keine Jungfer Zimperlich, sie geht gerad aus und nennt die Dinge ohne weiteres mit ihren Namen. Sie ist nichts weniger als ein Theekesselpoet nach neuester Mode. Sie beint ihre Empfindungen nicht aus und kocht ihre Worte nicht zu einem süßlichen Brei zusammen, um denselben

alten Betschwestern einzustreichen, die früher etwas anderes gewesen waren. Sie spricht frisch vom Herzen weg, aber dieses Herz war jungfräulich in seiner innersten Falte und nie hat eine reinere Hand auf dem Altar des Schönen die Opferflamme entzündet als die Annette's von Droste. Ihre Poesie ist Kraft im Dienste dessen, „was sich ziemt“. Ihr männlicher Gedanken-ernst muthet uns doppelt an, weil er durchweg die Signatur einer Frauenseele ohne Falsch und ohne Eitelkeit trägt. Aus der Fülle dieser weiten und lichten Frauenseele heraus hat sie in ihrem Zuruf „An die Schriftstellerinnen Deutschlands und Frankreichs“ goldene Wahrheiten gesagt, eindringlich warnend, daß auch die Frau von Talent doch immer Weib bleibe, bleiben solle, bleiben müsse. So eine Warnung klingt freilich übel in den Ohren der emancipirt lauderwelschenden, rauchenden, kneipenden, kurzum möglichst unweiblich und ekelhaft sich gebarenden Sansculotterie von heutzutage, für welche alles, was verständig und anständig, nur noch Philisterei und überwundener Standpunkt ist. Immerhin jedoch hat unsere Westphalin in einem ihrer zwei kleinen Finger mehr Geist,

Wissen und Talent gehabt, als der gesammte emancipirte Auskehricht mitkommen aufzubringen vermag. Halbtalent und Halbbildung müssen Spektakel machen und auf dem Markte sich ausstellen, um die Beachtung zu finden, nach welcher ihre liebe Eitelkeit dürstet: das wirkliche Talent und die echte Bildung dagegen sind sich bewusst, daß sie die Aufmerksamkeit und die Huldigung, das Lob und den Tadel des großen Haufens entbehren können und verachten dürfen. Das in sich gefasste, edelbescheidene Wesen Annette's kannte die heutzutage mit der äußersten Schamlosigkeit betriebene Kunst der Reklame nicht einmal vom Hörensagen und gewiß hat sich selten mit solcher Befähigung, mit solcher Charakterstärke und mit so klarem Selbstbewußtsein eine solche Anspruchlosigkeit so innig verbunden wie in ihr. Auch dieses kennzeichnete die deutsche Frau und erhöhte den Werth der deutschen Dichterin.

Sie wurde auf dem Stammgut ihrer Familie, auf dem Hülshof unweit Münster, am 10. Januar 1797 geboren und hat, nachdem ihr Vater, Clemens August von Droste zu Hülshof, im Jahre 1826 gestorben, mit ihrer Mutter das „Ruschhaus“, den Witwenitz des

Geschlechtes, bezogen. Hier verbrachte sie in ländlicher Stille fortan den weitaus größeren Theil ihres Daseins. Hier lernte sie auch im Jahre 1830 den jungen Levin Schüding kennen und verehren, welcher später das Lebensbild der dahingegangenen Freundin liebevoll gezeichnet hat.*) Ihr Porträt hat Annette mit eigener Hand entworfen in einer leider nicht zu Ende geführten novellistischen Arbeit, welche unter dem Titel „Bei uns zu Lande auf dem Lande“ ein Bild von westphälischen Sitten und insbesondere von dem Leben auf einem Edelhofe der rothen Erde zu geben bestimmt war. Hier wird uns zuerst der junge Herr Everwin vorgeführt und dann seine Schwester, Fräulein Sophie. Jener ist eigentlich Annette's Bruder, diese Annette selber. Von jenem ist gesagt: „Neunzehn Jahre ist er alt und lang aufgeschossen wie eine Erle, blond, mit hellblauen Augen, durch die man glaubt bis ins Gehirn sehen zu können.“ Dann heißt es:

„Fräulein Sophie gleicht ihrem Bruder aufs Haar, ist aber mit ihren achtzehn Jahren bedeutend ausgebildeter und

*) Annette von Droste. Ein Lebensbild von Levin Schüding. Hannover, 1862.

könnte interessant sein, wenn sie den Entschluß dazu faßte — ob ich sie hübsch nenne? Sie ist es zwanzigmal im Tage und ebenso oft wieder fast das Gegentheil; ihre schlanke, immer etwas gebückte Gestalt gleicht einer überschossenen Pflanze, die im Winde schwankt; ihre nicht regelmäßigen, aber scharf geschnittenen Züge haben allerdings etwas höchst adeliges und können sich, wenn sie meinen Erzählungen von blauen Wundern lauscht, bis zum Ausdruck einer Seherin steigern, aber das geht vorüber und dann bleibt nur etwas gutmüthiges und fast peinlich sittsames zurück; einen eigenen Reiz und gelegentlichen Nichtreiz gibt ihr die Art ihres Teints, der für gewöhnlich bleich, bis zur Entfärbung der Lippen, ganz vergessen macht, daß man ein Mädchen vor sich hat — aber bei der kleinsten Erregung, geistiger, sowie körperlicher, fliegt eine leichte Röthe über ihr ganzes Gesicht, die unglaublich schnell kommt, geht und wiederkehrt, wie das aufzuden eines Nordlichtes über den Winterhimmel; dies ist vorzüglich der Fall, wenn sie singt, was jeden Nachmittag zur Ergötzung des Papa's geschieht. Ich bin kein natürlicher Verehrer der Musik, sondern ein künstlicher — mein Geschmac ist, ich gestehe es, ein im Opernhause mühsam eingelernter, dennoch meine ich, das Fräulein singt schön — über ihre Stimme bin ich sicher, daß sie voll, biegsam, aber von geringem Umfange ist, da läßt sich ein Maßstab anlegen — aber dieses seltsame moduliren, diese kleinen, nach der Schule verbotenen Vorschläge, dieser tief traurige Ton, der eher heiser als klar, eher matt als kräftig, schwerlich Gnade auswärts fände, können vielleicht nur einem gebornen Laien, wie mir, den Eindruck von gewaltfam bewegendem machen; die Stimme ist schwach, aber schwach wie fernes Gewitter, dessen verhaltene Kraft

man fühlt — tief, zitternd, wie eine sterbende Löwin: es liegt etwas außernatürliches in diesem Ton, sonderlich im Verhältniß zu dem zarten Körper. Ich bin kein Arzt, aber wäre ich der Vater, ich ließe das Fräulein nicht singen; unter jeder Pause stößt ein leichter Husten sie an und ihre Farbe wechselt, bis sie sich in rothen, kleinen Fleckchen festsetzt, die bis in die Halskrause laufen — mir wird todangst dabei, und ich suche dem Gefange oft vorzubeugen.“

So stellte sich die Dichterin als junges Mädchen dar, nachdem ihre von Geburt an sehr zarte Körperlichkeit unter der Einwirkung sorgsam-mütterlicher Pflege und der Landluft einigermaßen sich gekräftigt hatte.

Es war eine altfränkisch-steife, hochkonservative, aber ehrenfeste Atmosphäre, in welcher Annette heranwuchs. So ein richtiger westphälischer Edelhof ist ja, von den Wogen des 19. Jahrhunderts kaum gestreift, noch in unsern Tagen ein lebendes Bild der „guten alten, frommen Zeit“. Ich meine das hier nicht etwa, nur im spöttischen Sinne, sondern auch im aufrichtig anerkennenden. Neben vielen lächerlichen Junkereien und gemeinschädlichen Egoismen sind doch auch etliche der besten Eigenschaften und Tugenden unseres Volkes

in solchen Häusern konservirt worden und die Luft, welche in denselben weht, kann, obzwar für unsern Geschmack mit viel zuviel Weihrauch versetzt, immerhin noch als eine gesunde bezeichnet werden, verglichen mit den Miasmen, welche in den mit mehr oder weniger gestohlenen Millionen erbauten und eingerichteten Palästen der modernen Geldprozeerei brüten. Es fehlte im väterlichen Hause auch nicht ein gewisses geistig-anregendes Element. Die Droste und die Harthausen — Annette's Mutter war eine Harthausen — standen mit dem Kreise der Fürstin Galligin in Münster, also mit den Fürstenberg, Hemsterhuys, Hamann und Stolberg in Beziehung; weiterhin auch mit den Romantikern, mit den Boisseree, Grimm, Brentano. Es wurde in der Familie viel gelesen, aber noch mehr musiziert. Kennchen genoß den Unterricht des Hauslehrers ihrer Brüder mit, auch im Latein und in der Mathematik. geraume Zeit litt die Kleine an einer userlosen Lesesucht, dazu gesellte sich ein frühzeitiger Sammlerfleiß, welcher, später methodisch geregelt, die Dichterin eine hübsche Sammlung von Münzen und Gemmen, Mineralien und Autographen

zusammenbringen ließ. Diese Schätze hat sie dann in ihrem Gedicht „Ein Sommertagstraum“ höchst originell-poetisch zu verwerthen gewußt.

Sie ging noch in Kinderschuhen, als sich der „afflatus divinus“ in ihr schon zu regen begann. Ebenso heimlich als idyllisch gab die Kleine dem Anhauche nach, denn die gestrenge Mutter wollte vom Versmachen nichts wissen und auch später konnte Annette den Widerwillen und Widerstand der Familie gegen ihr dichten — und vollends gegen ihr in die Oeffentlichkeit tretendes dichten! — nur sehr allmählig besiegen. Idyllischer Natur aber war die erste Hervorbringung der Dichterin, indem sie einen jungen Hahn besang, und heimlich ging es dabei her, indem sie besagtes „Lied vom Hähnchen“ sorgsam ins reine schrieb, in Goldpapier einschlug und unter dem Firstsparren vom Berchfrit des väterlichen Schlosses verbarg. Welche Stadien der Entwicklung hatte Annette zurückzulegen von dem Tage dieses kindisch-schamhaften verdeckens ihres ersten Reimversuches bis zu dem Tage, wo sie, ihres „Berufes“ klar und sicher geworden, ausrief:

„Was meinem Kreise mich enttrieb,
 Der Kammer friedlichem Gelasse?
 Das fragt ihr mich, als sei, ein Dieb,
 Ich eingebrochen am Parnasse.
 So hört denn, hört, weil ihr gefragt:
 Bei der Geburt bin ich geladen.
 Mein Recht, soweit der Himmel tagt,
 Und meine Macht von Gottes Gnaden.“!

Warum die Dichterin unvermählt geblieben? Ich weiß es nicht. Ob sie nie geliebt hat? Doch! Wie hätte ein so voll und kräftig pulsirendes Frauenherz liebelos bleiben können? Wir begegnen ja in Annette's Gedichten einem heißen Geständniß („Junge Liebe“) und einem innigen Sehnsuchtslaut („Brennende Liebe“). Beidemal hat zwar die Dichterin die Situation objektivirt, aber mag sie immerhin in der dritten Person von sich sprechen, aus diesen glühenden Zeilen spricht doch nur eigenes Ich und Selbst. Die „junge Liebe“ muß das „schlanke Mädchen mit dem blonden Haar“ beschlichen haben, als es „kaum fünfzehn Jahr“ alt war. Die „brennende Liebe“ loht von einer reiferen, tieferen, gewaltigeren Leidenschaft. Ich vermuthe, Schüding hätte uns darüber Bescheid geben können, so er gewollt. Gewiß ist nur, daß diese schlanke, blonde,

blauäugige Tochter der rothen Erde in ihrer Mädchenseele das Liebesfeuer barg, wie die Frühlingswolke den Blitz birgt.

In Krankheit und krankhafte Schwermuth warf Annette der Tod ihres geliebten Vaters und ihres noch geliebteren jüngeren Bruders. Der Arzt forderte eine Ortsveränderung und so lebte die Dichterin mehrere Winter in Köln und Bonn. Am letzteren Orte erhielt ihre Lernzeit den Abschluß, so zu sagen den letzten Schliff durch den Umgang mit zwei geistvollen und hochgebildeten Frauen: Johanna Schopenhauer, Mutter des Buddhisten Schopenhauer, und Sibylle Mertens-Schaffhausen. In den Kreisen dieser Damen kam sie nun auch den literarischen Strömungen und Strebungen von damals näher, lernte die Hervorbringungen der Früh- und Spätromantik genauer kennen und empfing die Wirkungen der Literaturtendenzen, wie sie in der sogenannten Restaurationszeit verworren genug durcheinandergingen. Vor allem hat Scott mächtig auf sie gewirkt, dann Irving, später Byron. Dieser ebenfalls tief, aber im Grunde doch mehr nur formal als substantiell. Wenn sie, die Frau,

dem Einfluß eines Scott und Byron soweit zu widerstehen vermochte, daß sie ihre dichterische Eigenart unbeschädigt bewahrte — und sie vermochte es — so gibt das sicherlich einen sehr kräftigen Beweis für die Ursprünglichkeit ihrer Begabung ab.

Das stille Ruchhaus unweit Münster und die alte Meersburg am Bodensee, deren Burgherr, der Freiherr Joseph von Rastberg, den Germanisten als „der Meister Sepp von Eppishusen“ wohlbekannt, Annette's ältere Schwester im Jahre 1834 geheiratet hatte, das waren die Stätten, wo weitaus die meisten der Dichtungen entstanden sind, welche wir von unserer Westphalin besitzen. Die westphälischen Heiden und Moore, sowie das schwäbische Meer, über dessen Spiegel die Ferner Tirols und die Firnen der Schweiz silbern herüberschimmern, sind die landschaftlichen Hintergründe von Annette's Schöpfungen. Die Welt hat denselben anfänglich nur wenig oder gar keine Beachtung geschenkt. Als unsere Dichterin nach mühsällig erlangter mütterlicher Erlaubniß im Jahre 1837 zum erstenmal in die Deffentlichkeit hinaustrat („Gedichte von A. E. v. D. S.“, Münster 1837),

musste sie ihren Zeitgenossen als eine Fremde erscheinen, welche auch nur flüchtig anzusehen sich kaum der Mühe lohnte. Die Menschen glaubten ja damals noch an den alleinseligmachenden französischen Liberalismus, an die Sulitritolore, wie hätte ihnen eine Bollblutromantikerin von dichtendem Edelfräulein Aufmerksamkeit oder gar Theilnahme abgewinnen können? Annette ließ sich das keineswegs verdrießen. Sie fuhr ruhig zu dichten fort, weil sie musste, weil eben für den echten Poeten athmen und dichten dasselbe ist.

In ihrem alterthümlichen Thurmzimmer der von den Merovingern gegründeten Meersburg, allwo der Staufer Konradin hofgehalten, bevor er die unglückselige Heerfahrt gen Italien antrat, sind die reifsten Gedichte Annette's ausgedacht und ausgeführt worden. Sie hat ihre letzten Lebensjahre fast ausschließlich in der alten Bischofsresidenz am Bodensee verbracht. Die seeherüber kommende reine Alpenluft that ihrer kranken Brust wohl. Sie war leidend und wurde immer leidender. Mit jener stillen Gefasstheit, zu welcher nur entweder eine tiefgläubig-hoffende oder aber eine tiefskeptisch-resignirte Weltanschauung führen

kann, trug sie ihr Loos. Der „Völkerfrühling“ von 1848 brachte ihr keine Lebensblüthen mehr, sondern nur neue Schmerzen. Auch seelische, denn sie konnte der ganzen Anlage ihrer Persönlichkeit zufolge in dem Märzsturm nur einen zerstörenden Orkan sehen. Am 24. Mai von 1848 nahm ein Herzschlag sie hinweg und auf dem Friedhofe zu Meersburg ruht ihr sterbliches

Es war ein geräuschloses deutsches Frauenleben, das da, kaum wahrgenommen von den Zeitgenossen, an uns vorübergegangen ist. Nichts excentrisches und sensationelles, keine gewaltsamen Emotionen, Passionen, Eruptionen in diesem Lebenslauf, keine „liebenswürdige“ Sünde und kein „anbetungswürdiges“ Skandal. Kein Roman, wie ihn Aurora Dubevant mit dem schließlich schnöde von ihr verrathenen Alfred de Musset durchgespielt hat. Keine Ehetragödie, wie Felicia Hemans und Karoline Norton sie durchgelitten, und auch keine Bußkomödie, wie die Gräfin Hahn-Hahn nach langer Lärmjagd auf den „Rechten“ sie aufführte. Alles maßvoll, still, schlicht = vornehm. Das ganze Dasein ein Beweis, daß man nicht den

stets eiteln, allzeit entweder schmerzlich oder lächerlich ausgehenden Versuch, Poesie leben zu wollen, anzustellen braucht, um ein Poet oder eine Poetin zu sein.

Der schriftliche Nachlaß Amette's zeigte, daß in ihren letzten Lebensjahren ihr Talent nicht geraftet, nachdem die reiche Sammlung ihrer Gedichte im Jahre 1844 (Stuttgart, Cotta) erschienen war und ihren Ruf begründet hatte. Ihr religiöser Liebercyclus „Das geistliche Jahr“ wurde bald nach dem Tode der Dichterin veröffentlicht, eine Nachlese von Gedichten und Skizzen unter dem Titel „Letzte Gaben“ im Jahre 1860 (Hannover, Kümpler). Ich kann nicht finden, daß in den hier gebotenen Gedichten ein Vorschritt bemerkbar wäre. Dagegen gebührt der Erzählung „Die Judenbuche“ als einer westphälischen Sittenschilderung von markigster Zeichnung aufrichtiges Lob. Was „Das geistliche Jahr“ angeht, so hat sich damit die katholische Dichterin in vielen und dankbaren katholischen Herzen ein katholisches Denkmal errichtet. Es ist auch ganz wahr, daß Amette in diesen Liedern mitunter Töne religiöser Erhabenheit gefunden hat, erschütternd wie der Klang der „Tuba

mirum spargens sonum“ im Weltgerichtsliebe des Thomas von Celano, und ebenso Hauche religiöser Innigkeit, wie sie im „Stabat mater“ des Jakobonus wehen. Aber man braucht doch wahrhaftig kein solcher Pfaffenfeind zu sein, wie ich einer bin*), um zu finden, daß ein ganzer Band voll Kirchenluft, Glockengeläute, Orgellang, Vitanei, Weihwassergespritze und Weihrauchsqualm für einen modernen Menschen zu viel sei, viel zu viel.

Die Stellung unserer Dichterin in der deutschen Literatur beruht auf ihrer Gedichtesammlung von 1844, welche seither wiederholt neu aufgelegt worden ist.

Was ist es nun aber, wodurch diese Aristokratin, diese Katholikin, diese Vollblutromantikerin nicht allein auf naive Gemüther, sondern auch auf welterfahrene, enttäuschte und skeptische wirkt und auch in Menschen von

*) Aber beileibe kein einseitiger! Heiden-, Juden- und Christenpfaffen sind mir gleich lieb und ich will meine Unparteilichkeit beweisen, indem ich hier gelegentlich in Erinnerung bringe, daß unser christlich-germanisches Kernwort: „Der Pfaffenack hat keinen Boden“ — sich schon beim hellenischen Heiden Sophokles findet, nur etwas höflicher ausgedrückt: „Τὸ μαντικὸν γὰρ πᾶν φιλαργυρὸν γένος.“ (Antigone 1040.)

einer ihrer eigenen diametral entgegenstehenden Anschauung ästhetisches Wohlgefallen und herzliche Theilnahme zu wecken weiß? Nichts anderes als die schon oben von mir betonte Ganzheit und Wahrhaftigkeit unserer Dichterin. Man fühlt, hier hat man nichts anempfundenes, gemachtes, erkünsteltes vor sich, sondern eine Natur, nichts gespieltes, sondern gelebtes, ein Dichten, welches nur der naturwahr-logische Ausdruck einer ganzen, vollen, eigenartig auf sich gestellten Persönlichkeit, kurzum die in Versen geschriebene Offenbarung eines Charakters gewesen ist. Wie Annette von Droste war, so dichtete sie. Das ist's, was dieses Weib thurmhoch über eine ganze Legion von Poetastern in Höhen stellt, welche wähnen, sie dichteten, wenn sie sich selbst belügen und andere zu belügen versuchen.

Die Gaben Annette's waren weit entschiedener auf das epische als auf das lyrische gestellt. Daher ist ihr das eigentliche Lied nur selten oder gar nie gelungen. Ihr Gedankenernst war zu schwer, um von den Lerchenflügeln des Liebes getragen zu werden. Ihre Poesie hatte überhaupt viel mehr von der

Malerei als von der Musik und wieder viel mehr von der niederländischen und spanischen Malerei als von der italischen und deutschen. Unter ihren Balladen und Romanzen finden sich echte Rembrandts, z. B. „Der Graf von Thal“, „Der Tod des Erzbischofs Engelbert“, „Die Stiftung Rappenberg“. Andere beurkunden eindringlich die Fähigkeit Annette's, das mystische, unheimliche, dämonische poetisch wirken zu lassen. So „Vorgeschichte“, „Der Graue“, „Das Fräulein von Rodenschild“, „Die Schwestern“, „Der Mutter Wiederkehr“, „Die Vergeltung“, „Der Fundator“. Bei Annette entrollt sich die Handlung nicht in der ruhig- und klar-schönen Romanzenweise Uhlands oder in der prächtig-feierlichen Schwabs, sondern in dramatischer Hast und die Beleuchtung wechselt zwischen heißen Schlaglichtern und schroffen Schlagschatten. Die Ballade „Der Geierpfiff“ zeigt diese Eigenheiten vielleicht am deutlichsten auf. Daß unsere Dichterin vorzugsweise mit pathetischen Farben malte und daß die Stoffe zu ihren Bildern nicht selten aus der „Nachtseite“ des Daseins und der Geschichte geholt waren, entsprach ganz ihrem Wesen. Aber ein aus-

zeichnendes Merkmal dieser Erscheinung war, daß Annette auch ein kräftig entwickeltes Organ für den Humor besaß, eine Himmelsgabe, deren sich bekanntlich Frauen nur selten, sehr selten erfreuen. In mehreren Gedichten spielt der Humor gar hellfarbig, z. B. in „Des alten Pfarrers Woche“ und in den „Stubenburschen“. Elegisch und satirisch zugleich klagt und straft Annette's Humor in dem Gedicht „Alte und neue Kinderzucht“, dessen gegen die Resultate der „amerikanischen“, auch in Europa vielfach Mode gewordenen Erziehungsweise gerichtete Spitze meisterlich scharf und blank geschliffen ist. Ein Mahnwort von wahrhaft sibyllinischem Ernste hat die Dichterin „An die Weltverbesserer“ gerichtet und nur allzu richtig geschaut und empfunden war es, wenn sie ihre Elegie „Vor vierzig Jahren“ mit den Worten beschloß:

„Wir höhnen oft und lachen der kaum vergangnen Zeit
 Und in der Wüste machen wie Strauße wir uns breit.
 Ist wissen denn besitzen? Ist denn genießen Glück?
 Auch Eises-Gletscher blitzen und Basiliskenblick.
 Ihr Greise, die gesunken wie Kinder in die Gruft,
 Im letzten Hauche trunken von Lieb' und Aetherdust,

Ihr habt am Lebensbaume die reinste Frucht gepflegt,
 In larger Spannen Raume ein Eden euch gehegt.
 Nun aber sind die Zeiten, die überwerthen, da,
 Wo offen alle Weiten und jede Ferne nah.
 Wir wühlen in den Schätzen, wir schmettern in den Kampf,
 Windsbräuten gleich versehen uns Geistesflug und Dampf.
 Mit unfres Spottes Gerten zerhaun wir, was nicht Stahl,
 Und wie Morgana's Gärten zerrinnt das Ideal;
 Was wir daheim gelassen, das wird uns arm und klein,
 Was fremdes wir erfassen, wird in der Hand zu Stein.
 Es wogt von End' zu Ende, es grüßt im Fluge her,
 Wir reichen uns die Hände — sie bleiben kalt und leer.
 Nichts liebend, achtend wen'ge, wird Herz und Wange bleich,
 Und bettelhafte Kön'ge stehn wir im Steppenreich."

Annette hat unsere Literatur mit vier größeren Erzählungen in Versen bereichert, welche in dieser Reihenfolge von ihr geschaffen wurden: „Das Hospiz auf dem St.=Bernhard“, „Des Arztes Vermächtniß“, „Die Schlacht im Loener Bruch“, „Der Spiritus familiaris des Koftäufchers“.

Ich sagte, bereichert habe sie damit unsere Literatur. Denn gerade an Dichtungen dieser in der englischen Literatur so glanzvoll vertretenen Gattung ist die deutsche verhältnißmäßig arm. „Das Hospiz“ verräth noch deutlich den Einfluß vom Verfasser des „Mar-

mion“ und der „Lady of the lake“ auf unsere Dichterin, während in „Des Arztes Vermächtniß“ ebenso unverkennbar der Einfluß vom Schöpfer des „Giaur“ und des „Lara“ bemerklich ist. Schüding hat übrigens richtig gesagt, daß Annette's Absicht gewesen, in dieser wilden Rhapsodie darzustellen, welchen ungeheuren Eindruck das Grausen einer Schreckensnacht auf das Gemüth eines phantasiereichen Schwächlings gemacht habe, einen Eindruck, der bis zum Tode währt und den Erzähler des furchtbaren Erlebnisses, eben den Arzt, zu einem zwischen Wahnsinn und Blödsinn schwankenden Seelenzustand herabgebracht hat. Dieses Schwanken ist in den Gang und Ton der Erzählung selbst mit virtuoser Kunst hineingebildet. „Die Schlacht im Loener Bruch“, in welcher Tilly den Herzog Christian von Braunschweig, den „tollen Halberstadt“, am 7. August von 1623 vernichtend schlug, muß als ein Originalwerk anerkannt werden. Das Gedicht darf sich festlich zu dem besten stellen, was im ganzen Umfange der Weltliteratur von Wehr und Waffen singt und sagt. Ganz vortrefflich ist die Gegenüberstellung der beiden scharfgezeichneten und lebenswahr kolorirten

Hauptfiguren, des Halberstädters und des Ligagenerals. Auch kam der Dichterin zu pass, daß sie hier auf der heimatlichen rothen Erde stand. Das Düstter der westphälischen Haide legt sich als ein passender Rahmen um das Gemälde des erbarmungslosen Mordkampfes. Und wiederum einen Vorschritt markirt „Der Spiritus familiaris des Rosttäuschers“. In dieser poetischen Erzählung, welche für die beste unserer Literatur zu erklären ich kein Bedenken trage, hat Annette die Vollkraft ihres Stils gefunden. Die alte Legende vom „Galgenmännlein“ war aber auch ein wie für sie gemachter Stoff. In der Behandlung desselben konnten sich ihre Empfänglichkeit für das dämonisch-unheimliche und ihr gestaltungsmächtiger Realismus aufs glücklichste verbinden. Und so geschah es. Das ganze Gedicht ist von der ersten bis zur letzten Zeile mit unvergleichlichem Feuer durchgeführt, der psychologische Proceß von Schuld und Buße stimmungsvoll zur Anschauung gebracht. Mit besonderer Genialität ist auch das landschaftliche behandelt und namentlich kontrastirt prachtwoll die Schilderung der winterlichen Mondnacht, in welcher der Täuscher den Spiritus

familiaris erwirbt, mit der in Hochsommerglut brütenden Waldesbube, durch welche der unglückliche Mann hinirrt, um sich des hällischen Gesellen wieder zu entledigen.

Nun ist es aber überraschend, zu sehen, daß unsere Romantikerin dennoch nicht in der „mondbeglänzten Zaubernacht“ der Romantik ihr bestes gesucht und gefunden hat, sondern vielmehr im modernen deutschen Alltagsleben. Dieses beste ist nämlich fraglos ihr Gedicht „Die beschränkte Frau“, eine bürgerliche Romanze, worin mit den allereinfachsten Mitteln die höchste Wirkung erreicht wird — zugleich nach meinem Gefühle das schönste Lob, welches dem deutschen Frauencharakter jemals gespendet worden. Dieses Gedicht, um dessen zwölf Strophen mir alle Faustismen und Byronismen der Madame Dubevant unbedenklich feil sind, muß den Namen Annette's von Droste erhalten, solange es eine deutsche Literatur gibt. Es ist ein wahres Juwel in dem dichterischen Hausschatz unseres Volkes.

Und wie in den Adern der „Beschränkten Frau“ deutsches Herzblut kreist, so ist überhaupt die Deutsch-

heit das Gesamtmerkmal unserer Dichterin. Etwas, viel vom guten, vom besten deutscher Nationalität lebte in ihr und dichtete aus ihr: Ehrfurchtsgefühl und Ueberzeugungstreue, Idealität und Vervollkommnungstrieb, Wahrheitsmuth und Anspruchslosigkeit, Begeisterung und Selbstbescheidung. Darum durfte ich sie die deutsche Dichterin nennen: nicht allein um ihres bislang von keiner zweiten erreichten Talentes, sondern auch um ihres Charakters willen. Ein Talent und ein Charakter! Es würde fürwahr dermalen mit unserer Literatur und mit noch vielem anderem besser bestellt sein, als es ist, falls man endlich das Lumpenaxiom von der Unverträglichkeit dieser beiden Begriffe verachtungsvoll beiseite stellte. Das charakterlose Talent bringt es ja in allem und jedem höchstens zum Virtuosenhum, nie aber zur Künstlerschaft. Darum die Unzahl virtuofischer Gaukler in der Gegenwart, wogegen wir nach einem Künstler-Schöpfer vergeblich ausblicken

Während ich das vorstehende schrieb, hat sich mir mehrmals die Frage aufgedrungen, wie wohl Annette, so sie noch lebte, die deutschen Dinge ansehen würde.

Als Katholikin oder als Patriotin? Traurig genug fürwahr, daß man so fragen muß, weil die Kinder der Mutter Germania mit deutscher Gründlichkeit und Hartköpfigkeit in den alten albernen abscheulichen Zant um Meßbuch und Bibel noch immer so verbissen sind, daß ihrer viele nur allzu große Neigung zeigen, diese Zantgegenstände über das Vaterland zu stellen. Ich bezweifle sehr, daß Annette, so sie das neue deutsche Reich erlebt hätte, sich jenen vaterlandsfeindlichen Demonstrationen von westphälischen Junterinnen angeschlossen haben würde, welche ihrem Bonzen-Gott zu dienen glaubten und ihren Katholicismus sehen lassen wollten, aber nur den Franzosen dienten und nichts sehen ließen als ihre Bornirtheit und Eitelkeit. So, wie unsere Dichterin war, deutsch in jedem Nerv, hochgesinnt und selbstlos, hätte sie, das ist mit Bestimmtheit anzunehmen, nicht zum Streite gerufen, sondern zum Frieden geredet, wie es einer Frau und wie es einer Poetin ziemt. Nicht zu einem faulen Frieden, sondern zu einer wahren und wirklichen Versöhnung der streitenden Brüder, angebahnt und vollzogen auf Grund der Einsicht und des Bekenntnisses,

daß deutschsein mehr ist und heißt als katholisch- oder lutherischsein und daß es fürder nicht mehr für eine nationale Lebensfrage, sondern nur noch für eine persönliche Geschmacksache gelten soll, ob einer lieber in der Bibel oder lieber im Messbuch oder lieber in keinem der beiden Bücher lesen will.

Ja, unsere Dichterin würde zum Frieden gerathen und zur Versöhnung geredet haben. Hat sie doch ihr Lied, worin sie die Stammeseigenart ihres heimatlichen Westphalens vertheidigte, wie im prophetischen Vorausblick auf die Kämpfe unserer Tage mit der schönen Mahnung beschlossen: —

„Ja, jede Treue sei geehrt,
 Der Eichenkrauz von jedem Stamme;
 Heilig die Blut auf jedem Herd,
 Ob hier sie oder drüben flamme;
 Dreimal gesegnet jedes Band,
 Von der Natur zum Lehn getragen,
 Und einzig nur verflucht die Hand,
 Die nach der Mutter Haupt geschlagen!“

